

Besprechungen

A. Allgemein

Allgemeines, Hilfsmittel, Quellen, Sammelwerke

Lesevorgänge. Prozesse des Erkennens in mittelalterlichen Texten, Bildern und Handschriften, hrsg. von Eckart Conrad LUTZ, Martina BACKES, Stefan MATTER (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 11), 728 S., 131 Farb- und s/w Abb., Chronos-Verlag Zürich 2010. €50,00 (ISBN 978-3-0340-0965-2).

Der vorliegende Sammelband vereint die Beiträge eines vom 19.-22. September in Freiburg/Schweiz durchgeführten mediävistischen Colloquiums. Idee war, im interdisziplinären Zugriff die Phänomene mittelalterlicher Medialität auszuleuchten. Der als ‚Zur Einleitung‘ deklarierte, aber weit mehr bietende Part von Eckart Conrad LUTZ nimmt die anvisierten Lese-, Schreib- und Rezeptionsvorgänge in den Blick und bietet einen Abriss der Forschung seit den 1990er Jahren und eine Skizze aller im Band vereinigen Einzelbeiträge (S. 11-33).

Den Anfang macht Michael CURSCHMANN mit einem Rückblick auf frühe (antike) Kulturen (S. 35-58 u. Abb. 1-12). Gegenstand sind Herrscher-Portraits in Bild und Schrift. Nachdem die antiken Muster entfaltet sind, zeigt der Verfasser am Beispiel des Codex Aureus von St. Emmeram parallele Ausformungen der Schrift- und Bildkultur im frühen Mittelalter auf. Perspektivisch werden die weiteren Entwicklungen im hohen Mittelalter skizziert. In das Spätmittelalter und in ein anderes Medium – den Marmor – weitergeführt werden die Überlegungen von Michael GRANDMONTAGNE, der sich ganz dem Portal der Kartause von Champol (Baubeginn 1389) widmet (S. 59-87 u. Abb. 13-28). Das ‚Lesen im Marmor‘ erweist sich dabei einerseits ganz ähnlich dem Lesen im Buch, eröffnet andererseits aber auch völlig andere Gestaltungs- und Rezeptionsmöglichkeiten.

Zurück zum Buch, zur Handschrift führt Susanne WITTEKIND. Mit den vielfach illuminierten Dekretalen-Codices Gregors IX. greift sie sich eine wirkmächtige und in höchstem Maße normsetzende Textsorte heraus (S. 89-128 u. Abb. 29-45). Es überrascht deshalb nicht, wenn für die Gestaltung entsprechender Handschriften höchste Ansprüche bei der Ausstattung, aber mehr noch bei der spezifischen Aufbereitung der Inhalte galten. Dies geht letztlich so weit, dass „im Verlauf der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine spezifische Layoutform entwickelt“ wird (S. 100). Damit verbunden wird transparent, welche Bedeutung diversen Gestaltungselementen, Miniaturen und historisierenden Initialen im intendierten Nutzungshorizont zukam. Buch, Text, Botschaft und Idee des Textes verschmelzen. Nicht auf so hohem Niveau, aber in der Intention durchaus ähnlich stellen sich die Entwicklungen im Bereich von Stadtrechtsurkunden dar, die Stefan KWASNITZA untersucht. Am Beispiel der Freiburger Handfeste zeichnet er minutiös Tradierungsakte, Leserituale sowie überhaupt den Gebrauch im aktiven Rechtsleben nach (S. 129-156 u. Abb. 46-49). Charakteristisch erscheint dabei der Übergang von einer zunächst mündlichen – Vorlesen der Urkunde – in eine spätmittelalterlich-schriftliche – Fixierung im Rechtsbuch – Form.

Wie Texte und Bilder zu lesen sind bzw. die beiden medialen Komponenten in- und miteinander wirken, führt Christel MEIER anhand zahlreicher prominenter Beispielhandschriften vor (S. 157-181 u. Abb. 50-65). Ihr Hauptaugenmerk richtet sich auf die paratextuelle Funktion der Bilder hinsichtlich der Informationen zu Sprecher/Autor, zu Adressa-

ten/Rezipienten, zur Diskursform/Gattung, zur Rezeptionsart, dem Gebrauchsraum und ggf. der Aufführungspraxis. Die Überlegungen weiter führen Felix HEINZER und Eckart Conrad LUTZ. HEINZER konzentriert sich ganz auf den Autor – Gottfried von St. Viktor – und dessen Selbstinszenierung durch „Leselenkung“ (S. 183-204, Abb. 66f.), LUTZ blickt auf den Rektor eines reformierten Chorfrauenstifts (S. 205-235, Abb. 68-79) und dröseln gleichsam Seite für Seite die Funktionalitäten der entsprechenden Einrichtungs- und Ausstattungselemente des Helmstedter Codex 217 auf. Eindrücklich kann vorgeführt werden, wie jedes technische und inhaltliche Detail aufeinander zu komponiert ist. Bei der Herstellung dieser – und wohl vieler vergleichbarer – Handschriften wurde nichts dem Zufall überlassen.

In eine andere Sphäre entführt der Beitrag von Nikolaus HENKEL den Leser. Bei ihm geht es um die Aufbereitung römischer Klassiker in der mittelalterlichen Überlieferung (S. 237-262 u. Abb. 80-82). Die Stichworte dabei sind Glosse und Kommentar, d.h. ein Hauptaugenmerk ist auf den Text, dessen intellektuelle Erschließung und vor allem: auf das Lesen gerichtet. Man bewegt sich damit zunächst in der gelehrt-lateinischen Welt, aber HENKEL kann anhand der Bearbeitungen des Troja-Stoffs aufzeigen, wie die wissenschaftliche Stoffaufbereitung letztlich auch die Grundlagen für eine volkssprachige Literarisierung der Stoffe schafft. HENKEL spricht vom „produktiven Prozess des Wiedererzählens in der Volkssprache“ (S. 262). Vergleichbare Linien kann Sylvia HUOT bei ihrer Untersuchung des ‚Roman de la Rose‘ herausarbeiten (S. 263-282, Abb. 83-85).

Der volkssprachig-deutschen Überlieferung ist ein weiterer Teil des Sammelbandes gewidmet. Den Reigen eröffnet Stefan MATTER mit seinem detailreichen Blick auf das ‚Liederbuch‘ der Klara Hätzlerin (S. 283-313 u. Abb. 86-90). Er führt vor, wie man ein solches Buch lesen kann. Durchaus charakteristisch erscheint dabei der Befund, dass das ‚Liederbuch‘ von der neuzeitlichen Idee einer linearen Lektüre weit entfernt ist und dem mittelalterlichen Rezipienten vielmehr ein paralleles, springendes, verschachteltes, viele Alternativen bereithaltendes Leseangebot bereit hält. Dem Beitrag sind jeweils in Paralleldruck aus dem Münchner und dem Prager Codex der ‚Ironische Frauenpreis‘ sowie aus der Nürnberger und der Weimarer Handschrift das ‚Lob der Frauen‘ beigegeben. Dezidiert in individuell erschließbare Besitz- und Nutzungszusammenhänge – der Glarner Familie Tschudi – führt Katrin SCHLECHTS Analyse des ‚Schweizer Anonymus‘ (S. 315-332). Für die grundsätzliche Beurteilung spätmittelalterlicher Schriftlichkeit wichtig ist dabei die Beobachtung, dass die in einer Handschrift gesammelten Texte weder zufällig noch rein additiv zusammengestellt sind. Mit Heinrich Wittenwilers ‚Ring‘ widmet sich Armin BRÜLHART wohl einer der bekanntesten Zimelien spätmittelalterlich-deutscher Schriftlichkeit und prüft die das Lesen lenkende Funktion exemplarisch an Saichinkruogs Rede (S. 333-358). Ebenfalls im erbaulich-didaktischen Bereich ist Nicole EICHENBERGERS Beitrag zum ‚Sünder und der verlorenen Frau‘ anzusiedeln (S. 359-385, Abb. 91-98). Es bestätigt sich einmal mehr die grundsätzliche Verbindung von Textgestalt und Buchgestalt. Chronologisch erreicht der Band damit das Druckzeitalter, wo Martina BACKES am Beispiel des französischen und des deutschen Parzivaldrucks zeigen kann, wie volkssprachige gedruckte Bücher, und zwar die alten überkommenen höfischen Romane, für das neue Lesen ‚aufbereitet‘ werden (S. 387-402 u. Abb. 99-102).

Ein letzter Großkomplex ist spätmittelalterlichen Büchern im engeren monastischen Umfeld vorbehalten. Die sog. Engelberger Lesepredigten geben Renè WETZEL die Möglichkeit, sehr genau „den eigenen lesenden Umgang mit der Bibel“ nachzuvollziehen, wobei sich ganz unterschiedliche Aufnahme- und Verarbeitungspraktiken herauskristallisieren. Text und Buch können Teil der *contemplatio*, der *meditatio*, aber auch der *ratio* sein (S. 403-419). Die Überlegungen werden durch Johanna THALI mit weiteren bis in die einzelne

Tischlesung und das liturgische Gebet hineinreichenden Beispielen und Modellen aufgefüllt (S. 421-457 u. Abb. 103f.). Gebet Nr. 1 aus dem Engelberg Cod. 155 liegt in Transkription bei. Ins Detail führt auch Béatrice GREMMINGERS Beitrag zum Passionstraktat des Nikolaus Schulmeister (S. 459-482, Abb. 107-112). Zentrales Anliegen von Schulmeisters Buchs „ist die Vermittlung von heilsgeschichtlichen Inhalten an ein Laien- bzw. Frauenpublikum“ (S. 481). Der abschließende Beitrag von Nigel F. PALMER zur Zisterzienserinterpunktion führt auf breiter Handschriftenbasis Forschungsansätze von PARKES weiter (S. 483-569, Abb. 113-131) und kann für sich beinahe den Charakter einer Monographie zu diesem Phänomen beanspruchen.

Wie bei Tagungsbänden üblich, obliegt es dem Leser, aus den vielen detailreichen Einzelstudien ein Gesamtbild der Zusammenhänge von Text, Texten, Ausstattungs- und Einrichtungsmerkmalen sowie Texterschließungs- und Textaufbereitungsmitteln zu konturieren. Der einleitende Abriss von LUTZ gibt dazu einen Leitfaden an die Hand. Ein harmonisches Ganzes aus der Sammlung zu machen, kann dabei allerdings nur bedingt gelingen. Vielleicht sollte man das Buch sowieso primär als hervorragendes Wissenskompendium zu „Lesevorgängen“ in Antike und Mittelalter nutzen. Zu diesem Zweck bieten die einzelnen Beiträgen beigegebenen Materialien (Texteditionen, Handschriftenkataloge, Inhaltszusammenstellungen), aber mehr noch die umfängliche Überblicksbibliographie (S. 571-592), der überreiche und qualitativ herausragende Abbildungsteil (S. 609-728) sowie das Autoren-, Werk-, Personen und Ortsregister samt Handschriftenverzeichnis (S. 593-606)[.] übrigens hervorragende Hilfsmittel an.

Marburg

Jürgen Wolf

Holger Th. GRÄF, Lena HAUNERT und Christoph KAMPMANN (Hg.): Krieg in Amerika und Aufklärung in Hessen. Die Privatbriefe (1772-1784) an Georg Ernst von und zu Gilsa (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte 7), 488 Seiten, 19 Farbabb., 12 s/w Abb. Marburg 2010. €37,00 (ISBN 978-3-921254-82-0)

Die Briefe wurden 2007 im Archiv der Familie von und zu Gilsa aufgefunden. Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurden sie unter Leitung von Prof. Dr. Holger Th. Gräf vom Hessischen Landesamt für Geschichte und Landeskunde transkribiert, ediert und veröffentlicht. Es handelt sich um 129 Briefe, sowie einige Kopien von Briefen an andere Personen und Anlagen. Etwa die Hälfte schildert den Einsatz der Hessen in Amerika. Angefügt sind ein Literaturverzeichnis, Verfasserregister, Personenregister und Ortsregister.

Der Empfänger der Briefe, Georg Ernst von und zu Gilsa (1740-1798) diente im Siebenjährigen Krieg als Hauptmann und schied nach Verlust des linken Armes aus dem Militärdienst aus. Er studierte Jura in Herborn und Marburg. 1767 erfolgte seine Ernennung zum Kriegsrat, 1768 zum ritterschaftlichen Obereinnehmer in Treysa.

Von Gilsa unterhielt einen umfangreichen Briefverkehr mit seinen Freunden, die er aus seiner Militärzeit, seinem Studium und als Freimaurer kannte. In den frühen Briefen wird zeitgenössische Literatur diskutiert, familiäre Angelegenheiten erörtert, aus den Logen berichtet und es werden Nachrichten über die Freunde ausgetauscht. Die Sprache ist sehr freundschaftlich, und man ist sehr offen, fast intim miteinander. Auch die Subsidienverhandlungen zwischen der Landgrafschaft Hessen und Großbritannien werden kommentiert. Die Briefe aus Amerika stammen fast alle von sechs Männern, davon sind drei aus der hessischen Ritterschaft (von Urff, von Stamford, von der Malsburg). Zwei sind nichtadelige Freimaurer (Wiederhold und Schlemmer). Dazu kommt der Feldprediger Becker.

Die Briefe aus Amerika decken die Zeit von März 1776 bis Dezember 1777 und von Juni 1781 bis Mai 1784 ab. Sie lassen sich in drei zeitliche Abschnitte einordnen.

1. Den Marsch nach Bremerlehe, die Einschiffung und die Überfahrt.

2. Der Feldzug 1776 über New York bis nach Trenton und 1777 der Feldzug nach Philadelphia über See.

3. Die Kämpfe um Yorktown und die Wartezeit nach der Kapitulation Yorktowns 1781-1784 auf Staten Island.

Die Verfasser schildern ihr Alltagsleben sehr farbig. Sie beschreiben detailliert die militärischen Operationen, legen Listen der gefallenen Offiziere bei und berichten über die Krankheiten, die Verwundungen und den Tod von Freunden.

Der Feldzug 1776 endet in den Winterquartieren nördlich des Delawares. Dort wird die Brigade Rall eingekesselt und geht zu 2/3 in Gefangenschaft. 1777 wird ein weiterer Feldzug, diesmal von Süden über See, nach Philadelphia unternommen. Der Feldzug ist blutig und verlustreich. Der Sturm des Forts Red Bank kostet 22 Offizieren und 400 bis 500 Gemeinen das Leben.

1781 setzen die Briefe mit dem Feldzügen in Virginia und South Carolina ein, mit der Kapitulation von Philadelphia im Oktober 1781 sind die Kampfhandlungen weitgehend beendet.

Der Krieg interessiert die Forschung. Es handelt sich um den Aufstand einer Kolonie, in der Rebellen und Royalisten nebeneinander leben. Der Kampf wird zunächst von der Miliz geführt, die als Freischärler agieren. Dagegen tritt eine Armee an, die den europäischen Kampf „en ligne“ gewöhnt ist und die ihren Nachschub um den halben Erdumfang nachführen muss. Die Wetterbedingungen sind ungewohnt. Soweit möglich werden Angriffe von Heer und Marine gemeinsam vorgetragen.

Die Verfasser der Briefe führen auf der Zug- und Kompanieebene., Sie äußern sich zu taktischen Problemen. Die Kampfweise der Amerikaner im ersten Jahr wird als feige eingeschätzt. Dass diese neu und revolutionär ist, wird nicht gesehen. Man dünkt sich überlegen. Einige werden später nachdenklicher. Von Urff schreibt im Juni 1777 (Nr. 87) „*kommt uns nicht ein besonderes Glück zur Hilfe, so bezwingen wir sie nicht*“. Gründe sind für ihn die Weite des Landes und die großen Ressourcen der Rebellen an Rekruten und Lebensmitteln. Die Probleme der Gemeinen, von denen wir aus anderen Quellen wissen, werden kaum erwähnt. Eher selten sind Beschreibungen des Landes und seiner Einwohner.

Die Briefe sind mit Sorgfalt transkribiert, das Literaturverzeichnis und die zusätzlichen Informationen über die Verfasser, Personen und Orte sind detailliert. Die Briefe sind zum einen sehr privat, es werden Krankheiten, Schulden, Karriere und Ehepläne erörtert. Sie sind in Bezug auf die militärischen Operationen aber auch detailliert und werden weitere Mosaiksteine über den Einsatz der Hessen in Amerika liefern. Bedauerlich ist die Lücke zwischen Dezember 1777 und Juni 1781. Dadurch fehlen Informationen über den Feldzug in Georgia und South Carolina, und der Kriegseintritt Frankreichs wird nicht kommentiert.

Kassel

Frank Tönsmann

Uta LÖWENSTEIN (Bearb.): Rotenburg an der Fulda (1170) 1248-1574. Quellen zur Geschichte einer hessischen Stadt (VHKH 73), 772 S., 16 s/w Abb. 1 CD-ROM (3651 S. Quellen 1575-1648, 182 S. Suchwort-Index), Marburg 2010. € 59,00 (ISBN 978-3-942225-07-6).

Die Marburger Staatsarchivarin i. R. legt ein extrem voluminöses Werk der Quellensicherung und -veröffentlichung zu ihrer Heimatstadt vor, das im gedruckten Teil bis 1574, in der auf der

CD enthaltenen pdf-Datei bis 1648 reicht. Die Relationen werden daran deutlich, dass diese Datei fast das Fünffache an Umfang hat; sie kommt mithin auf über 3600 Seiten! Vor jeder weiteren Beschäftigung mit diesem Werk ist also zunächst der ungeheure Aufwand zu würdigen, der sich dahinter verbirgt. Die Bearbeiterin plante ihre Publikation zum 750-jährigen Jubiläum der Ersterwähnung Rotenburgs im Jahr 1998, dass sie erst 12 Jahre später erscheinen konnte, liege, so Löwenstein, an dem immer weiter fortschreitenden Zerfall der Papiere, dem sie mit einer Sicherung der Inhalte, die die Autopsie der Originale unnötig macht und dadurch zu deren Schonung beiträgt, entgegenwirken wollte. Daher sei der Umfang immer weiter ausgedehnt worden.

Enthalten sind ausschließlich Rechtsquellen in einem recht weit gefassten Sinn. Sie sind in klassischer Form dargeboten, erschlossen mit einem Index der Orte, Personen und Sachen, der alleine über 150 Druckseiten umfasst. Personen, über die nichts näheres in Erfahrung zu bringen war, sind in der Regel nur unter ihrem Ort nachgewiesen, was die gezielte Suche nach Personennamen im gedruckten Teil außerordentlich aufwändig macht. Die Texte sind weitgehend nach den einschlägigen Vorgaben der Editorenkunst behandelt. Ob man heutzutage tatsächlich noch so mir nichts, dir nichts alles Formelwerk, Dankesworte und dergleichen übergehen soll in einer Edition, ob man von „beabsichtigten Endfassungen“ sprechen sollte, die genau erkennen zu können man damit suggeriert, ob man auf der CD-ROM nicht einerseits modernere Verfahren der Textaufbereitung, die das Datenformat pdf durchaus bietet, und andererseits sogar Abbildungen ausgewählter oder gar aller Texte hätte bringen können – auch wenn dadurch eine DVD nötig gewesen wäre –, das sind Fragen, über die man durchaus nicht einer Meinung mit der Bearbeiterin sein muss, doch sind diese Diskussionen so alt wie das Edieren selbst und sicher nicht endgültig zu lösen. Gewiss ein Manko sind aber die eingeschränkten Suchfunktionen auf der CD, hier wäre auf dem aktuellen technischen Stand sicher mehr möglich gewesen.

Was bietet nun dieses opulente Werk? Nach einer Einleitung mit einem Überblick zur Stadtgeschichte und den üblichen Quellen- und Literaturlisten folgen auf über 600 Seiten in 531 Nummern primär urkundliche Texte zur Geschichte Rotenburgs. Dahinter verbergen sich wie immer in solchen groß angelegten Urkundensammlungen nicht wenige Texte, die allenfalls von punktuellen Interesse sein dürften. Noch deutlicher wird dies bei den Texten auf der CD. Es ist in der Tat zu fragen, ob man wirklich alle Jahresrechnungen einer Stadt über Dutzende von Jahren edieren muss. Immerhin ist durch die Wahl des Mediums CD-ROM vermieden worden, ein mehrbändiges, sehr kostenträchtiges Buch zu drucken. Natürlich stehen neben Texten eher marginaler Bedeutung auch solche, die für die Geschichte der Stadt und ihrer Institutionen sehr wichtig sind. Die versammelten Quellen bieten sicher über ihre rechtshistorische Bedeutung hinaus auch Material etwa zu sozialgeschichtlichen Studien. So sind sicher viele Informationen zu städtischen Führungsschichten in den Urkunden, Amtsbüchern u. a. zu finden. Die lokale und regionale Forschung wird mit diesem großen Werk zweifellos einen gewaltigen Sprung nach vorne machen können. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass die nun geebneten Wege auch begangen werden.

Lichtenfels-Dalwigkthal

Jürgen Römer

Michael FLECK (Hg.): *Leben und Wundertaten des heiligen Wigbert. Lupus Servatus: Das Leben des heiligen Wigbert. – Die Wundertaten des heiligen Wigbert.* (VHKH 67, Kleine Texte mit Übers. 4.), X, 201 S., 14 farb. Taf., Marburg 2010. € 16,00 (ISBN 978-3-942225-04-5).

Lupus von Ferrières verfasste 836 die hier vorliegende Vita des Heiligen Wigbert (ca 670-746) im Auftrage des Hersfelder Abtes Bun . Dieses Werk über einen durch zahlreiche

Wundertaten bekannt gewordenen älteren Zeitgenossen des Bonifatius sollte dem Ansehen des Hersfelder Klosters dienen. Beide Werke, die Vita des Heiligen (S.50 – 83), als auch seine Miracula (S.112 – 159) erscheinen hier zum ersten Mal in einer vollständigen, zweisprachigen Ausgabe mit Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen des Herausgebers. Bislang nur bedingt zugängliche Quellen wurden für einen breiteren Benutzerkreis neu erschlossen. Was die verzeichneten 19 Wundertaten Wigberts betrifft, ist an Hand der Textanalyse mit Sicherheit davon auszugehen, dass der anonyme Verfasser sich die Vita des Lupus Servatius zum Vorbild nahm.

Wigbert, Abt in Fritzlar (732) und Ohrdruf (737/738), dessen Gebeine vor 780 nach Hersfeld überführt wurden, ist für die hessisch-thüringische Kirchengeschichte von großer Bedeutung. Im Prolog (S.54-55) bittet Lupus persönlich seine Leser um Nachsicht, dass er ungeachtet einer für ihn schwierigen Quellenlage Ereignisse aufzuzeichnen hatte, die über neunzig Jahre zurücklagen. Die textkritischen Anmerkungen unserer Ausgabe verdeutlichen, wie es möglich wurde, die oft widersprüchlich erscheinenden Fragen der Datierungen zum Leben des Heiligen und zu Lupus von Ferrières (S.12-13, 184-185) zu lösen und in einen für den Leser übersichtlichen Rahmen zu stellen.

Der Band schließt mit Erläuterungen der im Band enthaltenen 14 Farbtafeln zur Wigbert-Verehrung in Ammerbach, Fritzlar, Hersfeld, Pferdingsleben . Das Quellen- und Literaturverzeichnis (S.195-201) gibt Anregungen zur Vertiefung des Stoffes. Ein Exkurs zur Wigbert-Verehrung in Hessen und Thüringen, der sogar einige evangelisch-lutherische Einrichtungen einschließt, wäre sicher nützlich gewesen. Besondere Erwähnung verdient jedenfalls die 1959 erbaute katholische St.Wigbert-Kirche zu Wabern mit ihren im Einklang mit der Lupus-Vita erstellten acht Glasfenstern.

Als Quelle aus der Zeit des Heiligen Bonifatius ist der Band besonders für Hassiaca-Sammlungen, Theologen, Seminare geeignet. Er vermag aber auch einen breiteren, kirchengeschichtlich interessierten Leserkreis anzusprechen.

Marburg

Herwig Gödeke

Kassel Lexikon, hg. von der Stadt Kassel, 2 Bde., 413 u. 399 S., zahlr. Abb., euregioverlag Kassel 2009. €88,00 (ISBN 978-3-933617-32-3).

Die Stadt Kassel hat unter der Projektkoordination von Vera Lasch die beiden Bände eines Lexikons in Auftrag gegeben, die Wissenswertes über die niederhessische Metropole zusammenfassen. Die Leitung des fachlichen Beirats lag bei Prof. Ingrid Baumgärtner, Universität Kassel. Mehrere Hundert Autorinnen und Autoren konnten für die Übernahme eines oder mehrerer Artikel gewonnen werden, ein großer Pool namhafter Sponsoren sicherte den beiden Bänden eine opulente Aufmachung und Ausstattung. Das Spektrum der Beiträge ist enorm breit und reicht von der Antike bis in die Gegenwart. Gleichermaßen werden Personen, Institutionen und Gegenstände dargestellt. Zu einem jeden Artikel gehört mindestens ein weiterführender Literaturhinweis auf die umfangreichen Schrifttumsverzeichnisse jeweils am Ende der beiden Bände.

Es lässt sich bei einem so großen Unternehmen nicht vermeiden, dass Autoren auch Gebiete beackern, für die sie nicht eben ausgewiesen sind. Auch gilt es Rücksichten zu nehmen. So kann ein gewesener Spitzenpolitiker der Region seine Thesen über die Chatten verbreiten, die so wohl kein Fachmann unterschreiben würde. Andere Beiträge, und dies ist die weit überwiegende Mehrzahl, sind aber Ausdruck nüchterner und kenntnisreicher Arbeit. Man erfährt, was es mit „Hausen’s Kasseler-Hafer-Kakao“ auf sich hat, wer der Komponist Johannes Heugel war, wie die Arolser Bürgermeisterstochter Marie Calm zu einer

Begründerin der modernen Frauenbewegung wurde und von wann bis wann die Unterneustädter Mühle in Kassel bestand. Viele Beiträge sind mit historischen Abbildungen illustriert. Es macht Vergnügen, in diesem Lexikon zu blättern, das eine große Fundgrube zur Geschichte und Kultur der Stadt an der Fulda ist. Die unvermeidlichen, kleinen Fehlerchen und Unzulänglichkeiten fallen nicht ins Gewicht, man wird sie bei einer zweiten Auflage abstellen können. Dieses Lexikon sollte nicht nur – wie es bei der Liste der Sponsoren heißt – in jedem Kasseler Bücherschrank stehen, sondern auch noch in vielen weiteren in ganz Hessen und den angrenzenden Territorien.

Lichtenfels-Dalwigksthäl

Jürgen Römer

Das „renovirte“ Kirchenbuch von Zimmersrode, Gilsa und Dorheim aus dem Jahre 1663. Eine außergewöhnliche Quelle zur Dorfgeschichte im Dreißigjährigen Krieg. Bearb. u. hg. v. Holger Th. GRÄF u. Patrick STURM (VHKH, Kleine Schriften 46,11), 132 S. zahlr. Abb., mit CD-ROM, Marburg 2010. €19,00 (ISBN 978-3-942225-08-3).

Kirchenbücher sind vorzügliche Quellen lokalhistorischer und kirchengeschichtlicher Forschung. Bei dem vorliegenden Kirchenbuch der Schwälmer Dörfer Zimmersrode, Gilsa und Dorheim kommen noch einige Besonderheiten hinzu, die diesen Band zu einer wichtigen Veröffentlichung werden lassen. Er umfasst die Jahre 1611 bis 1666 und umschließt damit das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Damit gehört er zu den wenigen überlieferten Quellen dieser Zeit in Hessen. Seine Bedeutung für die dörfliche Erinnerungskultur kann daher nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dabei ist die Entstehungsgeschichte allein schon außergewöhnlich. Denn erst 15 Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde im Jahre 1663 dieses Kirchenbuch durch Pfarrer Christian Cancrinus unter Mithilfe einiger Kirchenältester erstellt. Es ist der Ersatz für das durch einen vormaligen Kirchenältesten zerstörte alte Kirchenbuch, wodurch sich der Name „renovirt“ herleitet. Die Daten sind demnach aus dem Gedächtnis, durch Nachfragen sowie durch noch vorhandene Aktenstücke rekonstruiert worden. Dies bot den Autoren die Gelegenheit, neben den für ein Kirchenbuch üblichen vitalstatistischen Eintragungen von Kasualien (Taufen, Trauungen, Beerdigungen), weitere Informationen über Geschehnisse in den Dörfern hinzuzufügen. Das „renovirte“ Kirchenbuch bietet daher einen eigentümlichen Text, der in einzigartiger Weise wichtige Informationen der Dörfer beinhaltet und damit Einblicke sowohl in die Kriegsleiden der Landbevölkerung und ihre Überlebensstrategie als auch in deren alltäglichen Freuden und Leiden ermöglicht. Der Einleitungsteil gibt Hinweise über die Entstehung und den Inhalt des Kirchenbuches und eine Biographie über den maßgeblichen Bearbeiter Pfarrer Cancrinus und seine Nachkommen. Der Quellentext übernimmt weitestgehend die originale Schreibweise, mit Hilfe von Fußnoten können heute nicht mehr gebräuchliche Begriffe erschlossen werden. Wer sich das „renovirte“ Kirchenbuch im Original ansehen möchte, bekommt mit Hilfe der beiliegenden CD-ROM diese Möglichkeit. Zeichnungen, die Situationen des Dreißigjährigen Krieges zeigen, runden diese wichtige Veröffentlichung ab. Bleibt zu hoffen, dass zukünftig weitere ähnliche Veröffentlichungen folgen, die einen lebendigen Blick in die Geschichte ermöglichen.

Freigericht-Somborn

Michael Lapp

Hartwig BRANDT, Ewald GROTHE (Hg.): Quellen zur Alltagsgeschichte der Deutschen 1815-1870 (Frhr. v. Stein-Gedächtnisausgabe. Neuzeitliche Reihe mit Erg. 33), 246 S., Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2005. €65,90 (ISBN 3-534-12775-7).

Der hier anzuzeigende Band ist Teil einer groß angelegten Quellenedition der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, die sich sowohl an den Historiker als auch an den allgemein an Geschichte Interessierten wendet. Dem Leser soll dadurch ein selbständiger Zugriff auf die deutsche Geschichte der Neuzeit ermöglicht werden. In jedem Band wird den knappen, ausgewählten Quellentexten (selten sind sie länger als drei Druckseiten) ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie eine kurze Einleitung (in diesem Band zwölf Seiten) vorangestellt. Außerdem wird der Textkorpus durch ein Personenregister erschlossen. Ein Orts- oder Sachregister gibt es jedoch nicht.

Der vorliegende Band 44 der Reihe ist in folgende 15 thematische Abschnitte gegliedert: Signaturen der Zeit; Orte, Regionen, Stadt und Land; Wohnen, öffentliche Hygiene und Umwelt; Ernährung, Armut, Krankheit; Mann und Frau, Kinder, Geburt und Tod; Die bürgerliche Familie; Landwirtschaft und Gewerbe; Bildung, Ausbildung, akademische Berufe; Religiöse Mentalität und Kirche; Mobilität: Verkehr, Reisen, Migration; Kulturelles Leben: Amusement, Theater, Musik, Verein, Fest; Hof; Orte und Riten der Politik; Innerer Konflikt: Protest, Kriminalität und Strafe sowie Äußerer Konflikt: Militär und Krieg. Die verwendeten Quellen wurden nicht direkt in Archiven ausgewählt, sondern es handelt sich sämtlich um bereits zuvor edierte Quellen. Sie stammen aus allen Teilen Deutschlands. Aus Hessen sind die Städte Frankfurt am Main und Kassel mit drei bzw. vier Texten am stärksten repräsentiert, bei vielen der insgesamt 117 Textauszüge lässt sich aber nicht genau feststellen, wo sie geographisch zu verorten sind. Insgesamt ist es eine Schwäche der Edition, dass die Quellen nicht kommentiert werden. Die Herausgeber wollen sie wohl „für sich sprechen“ lassen, doch wenn trotz Quellenangabe zumindest ohne größere Nachforschungen nicht zu erkennen ist, wer der Verfasser der jeweiligen Zeilen ist, so wird dem Leser die grundlegendste Information zur Einschätzung eines Quellentextes vorenthalten. Zum Teil wurden die Textauszüge neueren Quelleneditionen entnommen, in überraschend hohem Umfang stammen sie aber auch aus Autobiographien, Memoiren usw. Dies vermindert ihren Quellenwert, da sie zu ihrer Entstehungszeit bereits mit zeitlichem Abstand über vergangene Zeiten berichteten und keinen direkten Blick auf ihren Entstehungszusammenhang erlauben, sondern von den jeweiligen Autoren bereits in der Absicht formuliert wurden, der Nachwelt die eigene Sicht der Geschichte zu vermitteln. Darüber hinaus stellt sich die Frage, welches Konzept von Alltag diesem Buch zu Grunde liegt. Menschen, welche die Möglichkeit hatten ihre Biographie zu veröffentlichen sind eben in der Regel nicht durchschnittlich. So erfahren wir zwar etwas über den Alltag besonderer Menschen, aber doch nur begrenzt über den Alltag ganz gewöhnlicher Deutscher. Sicherlich ist es schwierig Quellen über deren Leben zu finden, aber der Versuch müsste intensiviert werden.

Schließlich ist der Band auch zu dünn geraten, denn das Ansinnen unterschiedlichste Aspekte deutschen Alltagslebens über einen Zeitraum von 55 Jahren auf gerade einmal 200 Seiten abbilden zu können, muss Stückwerk bleiben. Auch angesichts des doch recht hohen Preises bleibt der Leser mit dem Gefühl zurück, dass er sich mehr erwartet hätte.

Darmstadt

Norbert Stieniczka

Bernd ONKEN und Dorothea ROHDE: *in omnia historia curiosus*. Studien zur Geschichte von der Antike bis zur Neuzeit. Festschrift für Helmuth Schneider zum 65. Geburtstag (Philippika, Marburger altertumskundliche Abhandlungen 47), 402 S., 21 s/w Abb. und 22 Farbtafeln, Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2011. €98,00 (ISBN 978-3-447-06524-59).

Die Festschrift gliedert sich in vier Teile: „Geschichte der Antike“ mit 8, „Weiterleben und Rezeption der Antike in Gesellschaft, Kultur und Technik“ mit 8, „Geschichte und Politik“

mit 4 und „Cassellana“ mit 5 Beiträgen. Es schließt sich ein Verzeichnis der 163 Publikationen von Helmuth Schneider an.

In „Geschichte der Antike“ geht Astrid Möller (Freiburg) in „Der Preis der Dinge. Fischkauf auf der Athener Agora“ der Frage nach, wie zuverlässig die in den attischen Komödien genannten Preise Rückschlüsse auf die Kosten der Lebensführung zulassen. Kai Ruffing (Marburg) stellt in „Militärische und zivile Seefahrt im Roten Meer. Einige Überlegungen zu SEG VIII 703 = SB V 7539 = AE 1930,53“ an Hand einer Weiheschrift, die nördlich von Themen in Medamud gefunden wurde, Überlegungen zur Präsenz der Römer im roten Meer an. Anne Kolb (Zürich) beschäftigt sich mit der „Technik und Innovation des Imperiums Romanum im Spiegel der epigraphischen Denkmäler.“ Helge Possienske (Kassel) analysiert in „Überlegungen zur Darstellung Marc Aurels im Geschichtswerk des Cassius Dio“ dessen Maßstab zur Bewertung der Kaiser. Es folgt von Werner Eck (Köln) „Septimus Severus und die Soldaten. Das Problem der Soldatenehe und ein neues Auxiliardiplom.“ Dorothea Rohde beschreibt in „Individuum – *collegium* – Stadtgemeinde. Das Integrationspotential kaiserlicher *collegia* am Beispiel ostiensischen *fabri tignuarii*“ welche Stellung die *collegia* (in etwa Fachvereinigungen) hatten und warum es attraktiv für den einzelnen war, Mitglied zu werden. Hubert Cancick (Berlin) analysiert „Commitment und Charisma im lukanischen Geschichtswerk. Die Berufung zur Nachfolge im kulturgeschichtlichen Vergleich“. Unter Commitment wird der Zusammenhalt bzw. das Gemeinschaftsgefühl verstanden. Cancick vergleicht die Aussagen im Evangelium des Lukas mit denen antiker Autoren und sieht die Unterschiede in der Abgrenzung zu Außenstehenden. Uwe Walter (Bielefeld) definiert in „Praxis ohne Begriff? „Reformen“ in der Antike“ die Wandlung des Begriffes Reform und seine heutige Bedeutung im Rückblick auf die Alte Geschichte.

In „Weiterleben und Rezeption der Antike in Gesellschaft, Kultur und Technik“ beschäftigt sich Berthold Hinz (Kassel) mit „Myrons Bronzekuh: veritatem multiplicasse. Zu den Quellen des nicht enden wollenden Faksimile-Diskurses.“ In der Antike war die Ähnlichkeit mit der Natur ein wichtiger Bewertungsmaßstab, erst in der Neuzeit sollte sich das ändern. Peter Herz (Regensburg) geht mit „Färben und Gerben in der Vormoderne“ der vorindustriellen Leder- und Textilfärbung nach. Peter Gercke (Kassel) beschreibt in „Herakles und das Wasser in Antike und Barock“ die Taten des Herakles, die mit der Urbarmachung des Landes zu tun haben, an Hand der Metopen des Zeus-Tempels Olympia, um 460 v. Chr. und die Rezeption der Herkules Legende in der Barockzeit. Josef Wiesehöfer (Kiel) hat in „Carsten Niebuhr, Xenophons „Anabasis“ und die Kartographie“ den Bericht Niebuhrs über seine Reise auf den Spuren des Cyrus im Jahre 1766 mit dem heutigen Forschungsstand verglichen und modifiziert einige Aussagen. Andrea Linnebachs (Kassel) Beitrag lautet: „Wilder Humor“. Zur Antikenkomik Arnold Böcklins – und ein wildes Nachspiel im 20. Jh.“ Sie beschreibt die zeitgenössische und heutige Bewertung von Böcklins Gemälden. Renate Dürr (Kassel) schildert mit „Europäische Geschichte als Verflechtungsgeschichte. Die Bedeutung von Kommunikation in humanistischen Sprachtheorien“ den Einfluss der lateinamerikanischen Mission auf die humanistische Sprachentheorie in Europa. Manfred Landfester (Gießen) schildert in „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften. Die Klassische Philologie unter dem Diktat der nationalsozialistischen Ideologie“ an Hand von Helmut Berve (Hrsg.), Das neue Bild der Antike, 2. Bde., Leipzig 1942 die Infiltrierung durch den Nazi-Jargon bei den Altertumswissenschaftlern.

Björn Onken (Kassel) geht in „Humanistische Bildung im Widerstand. Die Weiße Rose und das kulturelle Erbe der Antike“ der Frage nach, welchen Mitgliedern in der Weißen Rose in den ersten vier Flugblättern die Beispiele aus der Antike zu verdanken sind.

In „Geschichte und Politik“ schildert Hartmut Ullrich (Kassel) in „Geschichtsphilosophie oder Römische Geschichte: Guglielmo Ferreros Kampf um einen Lehrstuhl im Dreieck von

italienischer Spitzenpolitik, Publizistik und akademischer *community*“ den jahrzentelangen Kampf Ferreros mit Hilfe der Politik einen Lehrstuhl zu bekommen. Am Ende setzte sich die Universität mit ihrer ablehnenden Haltung durch. Jens Fleming (Kassel) beleuchtet in „Nach dem Krieg ist vor dem Krieg. Reflexionen über vergangene und künftige Kriege: Deutschland im 19. Und 20. Jh.“ insbesondere die Zeit vor und zwischen den beiden Weltkriegen. Dietmar Hüser (Kassel) blickt mit „Leben wie Spanier in Frankreich. Zur diffizilen Integration spanischer Republikaner und Arbeitsmigranten in den langen 1960er Jahren“ auf die Integrationsproblematik bei innereuropäischen Wanderbewegungen zurück. Alexander Demandt (Berlin) stellt die Frage „Terrorismus – ein zeitloses Thema?“ Er schildert die Entstehung des Begriffs und skizziert eine Strategie zum Umgang mit Terroristen.

In „Cassellana“ sind Beiträge zur Geschichte Kassels zusammengestellt. Rüdiger Splitter (Kassel) berichtet in „Au reste je soumet ces idées au jugement éclairé de la société. Neue Erkenntnisse zu Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel und seiner Gesellschaft der Altertümer.“ Insbesondere geht er auf eine Kupfertafel ein, mit denen sich Stücke der Antikensammlung neu zuordnen lassen. Sabine Werner (Kassel) berichtet in „Die Bibliothek des Archäologen Eduard Gerhard in Kassel“ über deren Bestand von 2700 Büchern, die 1867 erworben wurden und 1941 verbrannten. Bernhard Schnackenburg (Kassel) diskutiert in „Aus dem Schatten Rembrandts zu Jan Lievens. Eine Neubewertung der „Büste eines Mannes mit Kappe“ in der Kasseler Gemäldegalerie“ die Gründe, die zu einer Neubewertung des Bildes führten. Albrecht Hoffmann (Marburg) erinnert in „Das Polytechnikum in Kassel (1832-1870). Eine Hochschule für Söhne namhafter Bürgerfamilien im frühen Industriezeitalter“ an einen Vorläufer der Universität Kassel. Der Rezensent erinnert an das mit Helmuth Schneider veranstaltete „Kasseler Technikgeschichtliche Kolloquium“ von 1993-2006.

Eine Übersicht über den Inhalt zeigt viele Beiträge der Kollegen für Alte Geschichte, die das Wissen in den Altertumswissenschaften aus ihrer Forschungstätigkeit heraus ergänzen. Aber auch die Kollegen in Kassel aus den Nachbardisziplinen und Forscher zu Stadtgeschichte haben sich mit aktuellen Beiträgen engagiert. Damit entstand ein spannendes Lesebuch, das nicht nur für Nordhessen, sondern auch darüber hinaus für die Altertumsforschung und ihre Wirkungsgeschichte wichtig ist. Dies entspricht auch den vielseitigen Interessen von Helmuth Schneider, der in der akademischen Welt bestens vernetzt und in der städtischen Kulturszene aktiv ist.

Das Buch ist solide in guter Qualität hergestellt. Etwas störend ist die Trennung von Text und den als Anlage beigefügten Farbtafeln, auch wären eine kurze Vorstellung der Autoren und ein Lebenslauf des Geehrten hilfreich gewesen. Trotz dieser kleinen Mängel wird der Kauf empfohlen.

Kassel

Frank Tönsmann

Rudolf LENZ u. a. (Bearb.): Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften im Stadtarchiv Pirna, aus der ehemaligen Bibliothek der Fürstenschule St. Afra/Meißen sowie Nachträge zu den Beständen von St. Nikolai und St. Thomas/Leipzig und der Kirchenbibliothek Röhrsdorf (Marburger Personalschriften-Forschungen 49). 83 S., Steiner Verlag Stuttgart 2010. €24,00 (ISBN 978-3-515-09680-5).

Im 16. Jahrhundert entstand in den Kerngebieten der Reformation in Mitteldeutschland der Brauch, Verstorbene mit einer gedruckten Leichenpredigt zu ehren. Sehr schnell erfreute sich diese Sitte großer Beliebtheit und fand Verbreitung in fast allen Territorien des Alten Reichs, wovon noch heute mehrere hunderttausend erhaltene Exemplare in Archiven und Bibliotheken Zeugnis geben. Aufgrund der vielfältigen Druckbeigaben aber auch der oft

ausführlichen Biographie des Verstorbenen, ist diese Quellengattung von großem Interesse für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen.

Seit über 30 Jahren werden die vorhandenen Bestände von der an der Philipps-Universität Marburg angesiedelten Forschungsstelle für Personalschriften systematisch erfasst und die Kataloge in der Reihe „Marburger Personalschriften-Forschungen“ publiziert. Nachdem derartige Verzeichnisse bereits für unterschiedliche Sammlungen erschienen sind, wird diese Reihe nun durch einen Katalog der Leichenpredigten und sonstigen Trauerschriften aus dem Stadtarchiv Pirna, der ehemaligen Bibliothek der Fürstenschule St. Afra/Meißen sowie Nachträgen zu den Beständen von St. Nikolai und St. Thomas/Leipzig und der Kirchenbibliothek Röhrsdorf fortgesetzt.

Der hier vorliegende Band orientiert sich im inhaltlichen Aufbau an den bereits erschienenen Leichenpredigt-Katalogen: nach einem alphabetischen Katalogteil folgen insgesamt 16 unterschiedliche Register, die das umfangreiche Material der Leichenpredigten erschließen. So kann der Benutzer nicht nur die Berufe, Geburtsorte und Begräbnisstätten der Verstorbenen nachschlagen, sondern auch nach Druck- und Verlagsorten sowie bildlichen Darstellungen und sonstigen Beigaben der katalogisierten Exemplare suchen. Insgesamt umfasst der Katalog 151 Einträge, wobei sich unter den Katalogisaten 115 auf Männer sowie 36 auf Frauen befinden. Trotz der eher geringen Zahl der Katalogeinträge weist der Band eine große inhaltliche Breite auf. Beispielsweise finden sich unter den Einträgen 32 Leichenpredigten aus der Stadt Sangerhausen auf Opfer einer Pestepidemie, die insgesamt 1174 Menschen das Leben kostete. Gehalten wurden diese Predigten 1565 vom dortigen Pfarrer Heinrich Roth, der die Sammlung später als Auswahl seiner während dieser Zeit verfassten Leichenpredigten veröffentlichte. Von Schicksalsschlägen anderer Art berichten vier „Mord-LeichPredigten“ aus dem Jahr 1616, die der Prediger Salomon Roth zu Ehren der Familie des Freiburger Gewürzkrämers Andreas Köler abfasste. Dieser sowie seine Ehefrau und die beiden Kinder wurden in ihrem Haus vom Gesellen Simon Kästner ermordet und beraubt. Zur Vertuschung seiner Tat steckte der Täter das Gebäude in Brand.

Der Adel ist schwerpunktmäßig in Form verschiedener Drucke auf Angehörige der Linien des Hauses Wettin vertreten, wobei sich unter den Geehrten so berühmte Vertreter wie Kurfürst August von Sachsen (1526-1586) oder der Feldherr Bernhard von Sachsen-Weimar (1604-1639) befinden. Ebenfalls enthalten ist eine Trauerschrift auf den Heerführer Moritz von Oranien (1567-1625), der sich im Unabhängigkeitskampf der Niederlande gegen Spanien einen Namen machte.

Der 49. Band der „Marburger Personalschriften-Forschungen“ steht ganz in der Tradition seiner Vorgänger. Auch in ihm wird in gewohnt gründlicher Weise die Quellengattung Leichenpredigt erschlossen und das Material den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen zur Verfügung gestellt. Angesichts der großen inhaltlichen Breite dürfte dieser Band auch außerhalb Sachsens von Interesse sein.

Kassel

Dominik Motz

B. Epochen

Mittelalter

Monika KNIPPER: Mittelalterliche Doppelstädte. Entstehung und Vereinigung im Vergleich ausgewählter Beispiele. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 154), Darmstadt und Marburg 2010, 259 S., 19 Abb. €24,00 (ISBN 978-3-88443-308-9).

Die als wissenschaftliche Staatsexamensarbeit abgeschlossene Studie wurde von Ingrid Baumgärtner, Professur für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Kassel betreut. Sie untersucht die Entstehung mittelalterlicher Doppelstädte, das Nebeneinander von zwei selbständigen Städten und die Vereinigung beider zu einer gemeinsamen Stadt. Dazu führt die Autorin zunächst eine Definition für Doppelstädte ein, die besagt, dass beide Siedlungsteile selbständige Gemeinwesen bilden und die gleichen Kriterien für jeden Teil der Doppelstadt gelten müssen wie für eine eingliedrige mittelalterliche Stadt (S. 20). Als erweiterte Form der Doppelstadt stellt Knipper die Gruppenstädte vor und geht auf Braunschweig und Kassel genauer ein. Kern der Studie ist die Untersuchung der Städte Grebenstein, Korbach und Warburg, die als repräsentative Beispiele für Doppelstädte ausgewählt wurden. Alle drei liegen in einem relativ kleinen Gebiet im heutigen Nordhessen und dem nordöstlichen Nordrhein-Westfalen. Korbach und Warburg liegen knapp 40 km, Korbach und Grebenstein etwa 50 km auseinander. Warburg und Grebenstein sind nur 20 km voneinander entfernt. Die drei Städte werden zunächst anhand ihrer geographischen Lage und des sie umgebenden mittelalterlichen Herrschaftsbereiches genauer vorgestellt. Im Anschluss stellt Knipper die Genese der Altstädte vor, die als erster Teil der Doppelstadt mit Rechten ausgestattet wurden. Grebenstein, „aus militärische Gründen von den Landgrafen von Hessen gegründet“ (S. 72), hatte etwa seit 1322/1324 Stadtrechte. Für Korbach gibt es eine überlieferte Stadtrechtsverleihung von 1188, bei dem der Bischof von Paderborn das Soester Recht an Korbach verlieh. Auch Warburg geht sehr wahrscheinlich auf eine Stadtgründung durch den Bischof von Paderborn zurück, diese kann aber nur zwischen 1180 und 1188 eingegrenzt werden. Nach den Gründungsdokumenten werden für alle drei Beispiele Aufbau, Bevölkerung, Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit sowie ein Vergleich der Städte vorgestellt. Das folgende Kapitel setzt sich mit den Neustadtgründungen auseinander, wobei Grebenstein 1356 wiederum vom hessischen Landgrafenhaus privilegiert wird. 1235 wird die Neustadt Korbach erstmals urkundlich erwähnt und 1239 dokumentiert eine Urkunde die schon seit längerem bestehende Neustadt Warburg. Als Doppelstadt existierte Grebenstein nur wenige Jahre, da es bereits 1370 zur Vereinigung beider Städte kam. Die Autorin bezeichnet Grebenstein daher als „eine Doppelstadt im Frühstadium“ (S. 108) und stuft Warburg als „etablierteste Doppelstadt“ (S. 114) ein. Ein weiteres Kapitel der Studie untersucht das Nebeneinander der beiden jeweils selbständigen Städte, wobei die Beziehungen von Spannungen und Konflikten begleitet wurden, die aus Privilegierung oder Benachteiligungen eines der beiden Doppelstadtteile durch den Stadtherrn resultieren. Das Ende ihrer Zeit als Doppelstädte beleuchtet die Studie mit einer genauen Analyse der Vereinigungsurkunden von Grebenstein 1370, Korbach 1377 und Warburg 1436. Auch die Vereinigungsgründe, die bei allen drei Beispielen unterschiedlich waren, sowie deren Folgen und Auswirkungen werden in diesem Abschnitt dargelegt.

Der Band endet mit einem Anhang, in dem die Vereinigungsurkunden in hochdeutschem Wortlaut abgedruckt sind. Daneben finden sich dort Abbildungen der Stadtsiegel, Stadtansichten von Grebenstein und Stadtpläne. Die vorliegende Untersuchung der Doppelstädte Grebenstein, Korbach und Warburg hat auf die vielfachen Unterschiede und Variationen bei Gründung, Zusammenleben und Vereinigung von städtischen Gemeinwesen vergleichend hingewiesen. Knipper öffnet damit den Raum für weitergehende Studien in größerem Rahmen und auf breiterer Quellenbasis.

Frühe Neuzeit

Christian BRACHTHÄUSER: Nassau, Brabant und Burgund. Ein Beitrag zur Geschichte der historischen Beziehungen zwischen dem Siegerland und den Niederlanden im 15. und 16. Jahrhundert unter Johann IV. Graf zu Nassau, Vianden und Diez, Herr zu Lek und Breda (1410-1475) und seiner Familie. Mit einem Exkurs zur Genealogie der Seitenlinie Nassau-Merwede und ihrem Wirkungskreis in Waalwijk, 261 Seiten, mit s/w Fotos illustriert, Ancient Mail Verlag Groß-Gerau 2009. €18,50 (ISBN 978-3-935910-65-1).

Trotz des Ursprungs der niederländischen königlichen Familie Oranien-Nassau im römisch-deutschen Reich ist im deutschsprachigen Raum nur wenig über dieses Adelsgeschlecht bekannt, und die niederländische Historiographie beschreibt vorrangig die Beziehungen zwischen Nassau und den Niederlanden. Daher ist es ein berechtigtes Anliegen, die Kontakte zwischen Siegen, dem Ursprungsgebiet des Hauses Nassau, und ihren späteren Besitztümern in den Niederlanden anhand der Quellen und der wichtigsten Forschungsergebnisse vorzustellen.

In dreizehn Kapiteln führt der Autor den Leser durch die Geschichte der Familie Nassau; ein Schwerpunkt liegt auf den Biographien der Ottonischen Linie von den frühesten Erwähnungen im 11. und 12. Jahrhundert bis zur Familie von Graf Johann IV. (1410-1475). Die ersten fünf Kapitel schildern die Geschichte des Hauses Nassau, insbesondere der direkten Vorfahren und Geschwister Johanns IV. Das sechste Kapitel ist dann Graf Johann IV. und seiner Position als Herr des 1451 nach dem Tod seines Bruders Heinrich II. wiedervereinten Besitzes Nassau gewidmet. Die folgenden sechs Abschnitte erfassen vorrangig die biographischen Daten der ehelichen und unehelichen Kinder Johanns IV. und deren Nachkommen. Das Interesse des Verfassers gilt der Seitenlinie Nassau-Merwede, die ein natürlicher Sohn Graf Johanns IV. gründete und über die im deutschen Sprachraum bisher wenig bekannt ist. Brachthäusers Vorgehen, auch die unehelichen Kinder Johanns IV. zu thematisieren, ist allein deshalb wichtig, weil Bastardkinder in Familienbiographien oft wenig Aufmerksamkeit erhalten, obwohl sie häufig einen eigenen Status und Ansehen genossen, mit kleineren Landgütern versorgt wurden und auch Einfluss auf politische Vorgänge nahmen. Der Autor beschließt seine Darlegungen mit einem Kapitel über die diplomatischen und militärischen Dienstleistungen, die einige Grafen von Nassau im 14. und 15. Jahrhundert für Brabant und Burgund verrichtet haben.

Brachthäuser bietet einen ansprechenden Überblick über die Nassauische Familiengeschichte. Die biographische Herangehensweise birgt aber die Gefahr, strukturelle Zusammenhänge und historische Kontexte in allzu geraffter Form darzustellen. Zudem hat der Verfasser versucht, sehr viele Themenbereiche anzusprechen: Er stellt nicht nur die Biographien der Familienmitglieder vor, sondern auch deren Beziehungen zu Siegen sowie zu den Herzögen von Brabant und Burgund und schließlich die Genealogie der Seitenlinie Nassau-Merwede und die Geschichte Waalwijks im 16. und 17. Jahrhundert. Überleitungen zwischen den Themenblöcken fehlen, wodurch die Relevanz der Aspekte leider nicht immer klar wird.

Das Buch wird zudem nicht immer seiner Zielsetzung gerecht, „die gemeinsame Geschichte der beiden Gebiete“ (S. 15) Niederlande und Siegen zu verdeutlichen. So erreicht der Versuch, den Leser von den intensiven Beziehungen der Nassauer zu Siegen und den Niederlanden zu überzeugen, eher das Gegenteil: Das Siegerland war und blieb Teil des Erbes Nassau, aber die Kontakte vertieften sich nur über diejenigen Angehörigen, denen das Siegerland durch Erbteilung zugewiesen wurde. Grafen wie Johann IV., die Herr des

Gesamtbesitzes waren, residierten in den Niederlanden und besuchten ihre fern gelegenen Landgüter eher sporadisch. Da der Verfasser kaum auf die Korrespondenz zwischen den Grafen und den Siegener Amtsleuten sowie auf die Verwaltungspolitik in den Gebieten selbst eingeht, lassen sich die Verbindungen zwischen den Gebieten schwer einschätzen.

Trotz der kritischen Anmerkungen ist das Buch allen, die sich für eine vielfältige bibliographische Einführung in der Geschichte des Hauses Nassau im Spätmittelalter interessieren, zu empfehlen. Bilder von Grabmonumenten und Burgen der Familie Nassau illustrieren die Ausführungen. Infolge der vielen Erbteilungen und Familienlinien wäre es allerdings von Vorteil gewesen, dem Buch eine Stammtafel der Ottonischen Hauptlinie Nassaus beizugeben. Der ca. 50 Seiten zählende Exkurs über die Seitenlinie Nassau-Merwede und deren Wirkung in Waalwijk ist zwar kaum an die übrigen Kapitel angebunden, aber trotzdem wertvoll.

Kassel

Evelien Timpener

19. und 20. Jahrhundert

Dieter OELKE: Kaiserliche Kriegsspiele am Beispiel der Herbstmanöver 1911 zwischen Rhein, Main und Lahn mit Aufzeichnungen des Unteroffiziers Johann Hacker, 110 S., 59 Abb., Verlag Regionalkultur Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel 2010. € 24,00 (ISBN 978-3-89735-649-8).

Der Verfasser beschäftigt sich ausgehend von den spärlichen Tagebuchaufzeichnungen des Großvaters seiner Frau, der am Herbstmanöver des XVIII. Armeekorps vom 28. Juli bis 20. September 1911 teilgenommen hatte, mit der Stimmungslage der deutschen Bevölkerung am Vorabend des Ersten Weltkrieges und aktuell vor dem Hintergrund der zweiten Marokkokrise. Die Tagebuchnotizen des Unteroffiziers Hacker sind oft tabellarisch kurz und lassen keine Stimmungen oder Meinungen erkennen. Ein Beispiel: 5.8.1911, 6. - 6.30 Uhr Baden, 7 - 7.45 Uhr Unterricht d. Wache, 8 - 10.30 Uhr Exerzieren. Fündig wurde Oelke in lokalen Archiven des Manövergebietes und dort vor allem in den Zeitungen Bad Nauheims, Kronbergs, Cambergs, Idsteins, Limburgs, des Unterlahnkreises, des Untertaunuskreises, Wiesbadens, der Stadt Mainz und verschiedenen anderen Presseorganen. Mit Hilfe dieses Materials und weiterer Quellen skizziert er als Kontext die zweite Marokkokrise und gibt einen Überblick über die territoriale Situation in Hessen 1911. Das Manöver fand überwiegend im Regierungsbezirk Wiesbaden der preußischen Provinz Hessen-Nassau und in Randgebieten des Großherzogtums Hessen-Darmstadt statt. Weitere Kapitel sind dem Manöververlauf, der Kaiserparade in Mainz, der Verpflegung und Unterbringung während des Manövers, der ungewöhnlichen Hitze im Spätsommer 1911 und dem erstmaligen Einsatz von Flugzeugen für die Aufklärung gewidmet. So entsteht ein sehr anschauliches Bild des Geschehens. Dem Anspruch, aus dem Ablauf des Herbstmanövers und der Reaktion der Bevölkerung „die Geisteshaltung in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg“ (S. 7) abzuleiten und darzustellen, konnte der Autor nicht gerecht werden. Zum einen spiegeln die zitierten Zeitungsartikel weniger die Stimmung der Bevölkerung, sondern eher die nationalistische Haltung und Phantasie der unbekanntenen Redakteure und bürgerlichen Redner, zum anderen passt die vom Autor unterstellte allgemeine hurra-patriotische Haltung nicht zu den wachsenden Wahlerfolgen der Sozialdemokratie. Auch ist die Kontextualisierung zu vordergründig. Die Annexion von Elsass-Lothringen als Gründungssünde des Deutschen Reiches, die damit verbundene Angst vor einem Revanchekrieg der Franzosen und das ent-

sprechende Bemühen um ihre Isolierung werden ebenso wenig erwähnt wie das Einschwenken des Bürgertums am Ende des Jahrhunderts zu Weltpolitik, Flottenpolitik und Expansionspolitik, um durch Erfolge auf diesem Gebiet die Stellung der unteren Klassen zu schwächen. Um es mit Eckart Kehr auszudrücken: „In verknöchertem Glauben an die eigene Unbesiegbarkeit wollte man lieber alle Kämpfe der Weltpolitik durchfechten als zu Hause die soziale Frage lösen.“ Stattdessen fokussiert sich Oelke zu sehr auf die Rolle Wilhelms II. und den Einfluss des Militärs. Auch im Detail finden sich Ungenauigkeiten, so zum Beispiel in der Behauptung „Ziel von Generalfeldmarschall von Eichhorn war die Schaffung eines selbständigen ukrainischen Staates“ (S. 52). Die Etablierung einer von Russland losgelösten Ukraine war Teil des Kriegszielprogramms der deutschen Regierung vom September 1914 und keine Privatsache von Eichhorns. Sie sollte vorrangig Russland schwächen und der neue Staat sollte von Deutschland abhängig werden. So bleibt das Büchlein wegen seiner zu wenig differenzierten Betrachtung eher eine Lokalstudie und hat hier seinen Wert, besonders die Recherchen zur Luftaufklärung.

Schwalmsstadt

Bernd Lindenthal

Andreas HEDWIG, Reinhard NEEBE, Annegret WENZ-HAUBFLEISCH: Die Verfolgung der Juden während der NS-Zeit. Stand und Perspektiven der Dokumentation, der Vermittlung und der Erinnerung. (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 24), 311 S., zahlr. Abb., Marburg 2011. €28,00 (ISBN 978-388964-205-9).

Der vorliegende Band reflektiert im Grunde das Verschwinden der Zeitzeugen für die historische Bildung und fragt, welchen Beitrag neben den Gedenkstätten die öffentlichen Archive leisten können, um die Erinnerung an die Nazi-Verbrechen lebendig zu halten. Das Hessische Staatsarchiv Marburg hat im Jahre 2008 mit der Ausstellung „Pogromnacht – Auftakt am 7. November in Hessen“ nachdrücklich darauf hingewiesen, dass das Novemberpogrom seinen Testlauf in Nordhessen hatte. Die Orte Kassel, Bebra, Sontra, Baumbach, Rotenburg, Felsberg, Hersfeld, Kirchhain und Treysa sind hier als frühe Tatorte zu nennen. Die Ausstellung beweist, dass eine Annäherung an die Verbrechen nur mit authentischen Schriftdokumenten privater und behördlicher Herkunft gelingen kann. Sie führen ähnlich wie die Stolpersteine des Künstlers Gunter Demnig konkret zu den Orten des Geschehens in den nordhessischen Dörfern und Kleinstädten. Der Katalog dieser Ausstellung mit 90 Abbildungen enthält auch Fotos von Fundstücken aus der 2008 durchgeführten Grabung am unbebauten Platz der Marburger Synagoge und ist Teil des hier zu besprechenden Bandes (S. 185 – 308). Die übrigen Beiträge sind Ergebnisse eines aus der Ausstellung heraus erwachsenen Kolloquiums zur Verfolgung der Juden in der NS-Zeit, das vom 23. bis 24. April 2009 im Staatsarchiv Marburg stattgefunden hatte. Entsprechend dem Tagungskonzept gliedern sich die Aufsätze in die drei Schwerpunkte Zeugnisse jüdischen Lebens, Perspektiven in der schulischen und außerschulischen Bildung und Formen des Gedenkens und Erinnerns.

Nach einem Vorwort des Leitenden Archivdirektors Andreas Hedwig, einem Grußwort der früheren Ministerin Ruth Wagner ist die Rede des Mannheimer Professors Peter Steinbach anlässlich der Ausstellungseröffnung dokumentiert. Er verweist mit der Analyse eines programmatischen Artikels des NS-Juristen Ludwig Binz aus dem Jahre 1930 darauf, dass die Nazis den Antisemitismus nicht nur als Integrations- und Mobilisierungsmittel der Gesellschaft nutzten, sondern von Anfang an die „Endlösung“ in einem Stufenplan verfolgten. Der „Rassekrieg“, den sie gegen die Juden führen wollten, sollte mit ihrer Eliminierung im europäischen Maßstab enden.

Dr. Hartmut Heinemann ist der Leiter zweier großer Projekte: der Dokumentation der hessischen jüdischen Friedhöfe und der Synagogen. Es gibt in Hessen noch knapp 350 jüdische Friedhöfe. 75 der ältesten Friedhöfe mit 17.000 Grabinschriften sind erfasst und zum Teil über das Informationssystem LAGIS zugänglich. Das Synagogenprojekt ist ebenfalls noch nicht abgeschlossen. Ungeachtet der großen Verdienste von Thea Altaras, die das Schicksal der erhaltenen Synagogen in Hessen dokumentiert hat, besteht die Notwendigkeit alle Synagogen abzuhandeln. Dies wird in lexikalischer Form nach einem einheitlichen Schema geschehen, wobei Heinemann auf die Beiträge lokaler Forscher setzt.

Ein internationales Großprojekt wird von Susanne Heim vorgestellt: eine 16-bändige Edition zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden 1933 – 1945 von Norwegen bis hin zum deutsch besetzten Nordafrika. Die einzelnen Bände folgen dem chronologischen und geographischen Prinzip und enthalten auf jeweils 800 Seiten etwa 300 bis 330 Dokumente, wobei je 40 Prozent die Täter- und Opferperspektive darstellen und 20 Prozent von nicht unmittelbar beteiligten Dritten stammen sollen. Nur der letzte Band ist thematisch mit Auschwitz befasst. Die Edition bemüht sich um Aufnahme möglichst unterschiedlicher Dokumentengattungen, enthält keine Fotos und endet mit dem 8. Mai 1945. Alle herausgeberischen Entscheidungen sind gut begründet ebenso wie das Projekt selbst auf Grund der Öffnung der osteuropäischen Archive nach dem Ende des Kalten Krieges.

Weitere „Leuchttürme“ nationaler Forschung sind das Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, in 2. wesentlich erweiterter Auflage 2006 erschienen und online gestellt, und die Liste der jüdischen Einwohner im Deutschen Reich 1933 – 1945, die ca. 600.000 Personen erfasst. Diese „Liste der verlorenen Bürger“ ist der Öffentlichkeit weniger leicht zugänglich, aber zum Beispiel über alle Hauptstaatsarchive der Bundesländer. Beide Projekte erläutert von Nicolai M. Zimmermann vom Bundesarchiv, zeigen eindringlich, welchen Reichtum an Kultur, Wissen und Erfahrung Deutschland durch den Nazi-Terror verloren hat.

Jean-Luc Blondel gibt Einblicke in die Bestände des seit 2006 geöffneten Archivs des Internationalen Tracing Service, (ITS) in Bad Arolsen und ihre Nutzung durch die wissenschaftliche Forschung. Die Öffnung machte die Erfassung, Beschreibung und Zugänglichmachung der Dokumente nach internationalen Archivstandards notwendig. Diese Arbeiten sind noch nicht vollständig abgeschlossen. Aber über die elektronische „Zentrale Namenkartei“ können 50 Millionen Hinweise zum Schicksal von über 17,5 Millionen Menschen abgerufen werden. Ein riesiger Fundus, der noch viele wertvolle Erkenntnisse liefern wird, wie vor kurzem (Juli 2011) Deportationslisten aus dem Frankfurter Gestapogefängnis Klapperfeld, die als verschollen galten.

Eveline Goodman-Thau fordert in einem zitatenreichen Beitrag Überlegungen, „wie wir nach dem Zivilisationsbruch Auschwitz aus den traditionellen Werten, die uns überliefert worden sind, durch eine grundsätzliche Kulturkritik eine bessere Zukunft...gestalten können.“ (S. 81)

Der zweite Teil der Kolloquiumsbeiträge beginnt mit einem Aufsatz von Wolfgang Geiger, der nicht nur über mediale Überrepräsentanz des Themas Nationalsozialismus klagt, sondern auch über Reduktion der jüdischen Geschichte auf Verfolgung. In einem kleinen Streifzug durch bundesdeutsche Lehrbücher zeigt er ferner an den Beispielen Rassenlehre und Geldverleih, dass Vorurteile, wenn auch unwillentlich, subtil bestätigt werden. Zu der beklagten Fokussierung auf die Ausgrenzung der Juden passt aber nicht die ebenfalls als Problem gesehene Behandlung des Judentums in anderen Fächern außer dem Geschichtsunterricht, zum Beispiel im Religionsunterricht.

Prof. Dr. Reinhard Neebe stellt das Digitale Archiv Marburg vor (www.digam.net). In einer Vorbemerkung kritisiert er die in Hessen momentan praktizierte Bevorzugung weicher Methoden auf Kosten harter Fakten. Er hält zu Recht dagegen, dass nur auf der Grundlage sicheren Fachwissens wirkliche Sach- und Urteilskompetenz gebildet werden kann. Mit dem Internet-Angebot von mehr als 10.000 online verfügbaren Dokumenten mit einem Schwerpunkt auf dem Nationalsozialismus bietet das Staatsarchiv Marburg „authentische Begegnungen“ mit Originaldokumenten zur Regional- und Ortsgeschichte. Dies wird eindrücklich in einer Präsentation von Online-Dokumenten zum Novemberpogrom 1938 in Hessen exemplarisch vorgeführt. Der Bogen wird dabei von Juden im Mittelalter bis nach 1945 gespannt, um die Fokussierung auf die Verfolgung zu überwinden. Die Dokumente zum Novemberpogrom bis hin zu den Prozessen gegen die Täter von Marburg und Kirchhain stützen auch jene Historiker, die in der Vernichtung der europäischen Juden die Zielgerichtete, stufige Umsetzung eines eliminatorischen Antisemitismus sehen, der schon sehr früh in Hitlers Äußerungen und Schriften enthalten war. Auch Neebe weist wie Steinbach auf die Bedeutung der Nationalsozialistischen Monatshefte hin, deren grundlegende Artikel zur Judenpolitik ebenfalls vom Digitalen Archiv Marburg online zugänglich gemacht worden sind.

In dem Umgang mit der Hypothek der deutschen Schuld können auch die Gedenkstätten und Erinnerungsorte, die in Hessen seit den frühen 1980er Jahren entstanden sind, eine hervorragende Aufgabe übernehmen. An solchen Orten, die als Tatorte eine besondere Aura haben, wird die Leidens- und Lebensgeschichte einzelner Menschen besonders sinnfällig. Sie sind in einer Landesarbeitsgemeinschaft zusammen geschlossen. Die Gedenkorte sind nicht nur Geschichtswerkstätten, in denen verschiedene Menschen aufklärerische Prozesse in Gang setzen und im Idealfall in ihren Heimatorten weiter führen, sie befördern auch das Nachdenken, wie mit dem Nationalsozialismus vor Ort umgegangen werden soll und sie leisten einen Beitrag zur historisch-politischen Bildung, indem sie Jugendliche anregen können, einem bestimmten Ereignis oder Person oder Spur nachzugehen. Und nicht zuletzt bieten sie ehemals Verfolgten und ihren Angehörigen die Gelegenheit und den Ort, wo sie im Dialog ernst genommen werden und ihre Lebensgeschichte anerkannt wird. Prof. Dietfried Krause-Vilmar, der diesen Beitrag beigesteuert hat, endet mit einem Appell an die Hessische Landesregierung, diese Bildungsorte, die eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe übernehmen, dauerhaft zu institutionalisieren.

Gottfried Köbler, der stellvertretende Direktor des Fritz Bauer Instituts, erläutert vor dem Hintergrund der bundesdeutschen Einwanderergesellschaft das Konzept „Konfrontationen“. Hier spielt Gegenwartsbezug eine große Rolle und der Anspruch umfasst Prävention von Antisemitismus, das Wahrnehmen von Gestaltbarkeit, von Spielräumen auch unter sozialem Druck und die Vermittlung demokratischer Haltungen. In das Projekt „Konfrontationen“ ist das amerikanische Programm „Facing History and Ourselves“ eingegangen, das die ÖStRin Renate Dreesen vorstellt. Hier ist ebenfalls das Ziel, mittels Übungen zu Identität und Diskriminierung Empathie zu erzeugen. Frau Dreesen hat sich mit ihren Schülern auch an dem bundesweiten Projekt „Zug der Erinnerung“ beteiligt, das ebenfalls Betroffenheit auslösen, aber auch zu weiter gehenden Recherchen anregen soll.

Über die Schwierigkeiten und Erfolge der Spurensuche vor Ort weiß ÖStR Dr. Heinrich Nuhn ein Lied zu singen. Seit 1988 engagiert er sich in Rotenburg/Fulda für die Aufarbeitung des jüdischen Lebens in der Stadt. 2001 konnte eine ständige Ausstellung in der Jakob-Grimm-Schule etabliert werden und fünf Jahre später wurde die ehemalige Mikwe als Erinnerungs- und Begegnungsstätte und als kleines jüdisches Museum der Öffentlichkeit präsentiert, ein symbolträchtiger Ort, wo ein Stück weit die Reinigung von den Schlacken

der Vergangenheit gelingen kann. Ein weiteres Thema in diesem dritten Block „Gedenken und Erinnern“ ist das sehr bekannte Stolpersteinprojekt des Kölner Künstlers Gunter Demnig, vorgestellt von Barbara Wagner von der Geschichtswerkstatt Marburg. Die kleinen Mahnmale, inzwischen etwa 30.000 in ganz Europa, erinnern an die letzten freiwilligen Wohnorte von Nazi-Opfern und stellen seit 1995 eine dezentrale, das Unrecht vor die Haustüre holende Form des Gedenkens dar. Dass dieses Erinnerungsprojekt quer durch alle Gruppen umstritten ist, liegt auf der Hand. Frau Wagner weist auf die gängigen Pro- und Contra-Argumente hin. Der Rezensent darf aber kritisch anmerken, dass nicht alle Opfergruppen vertreten sind. Jugendliche, deren Eltern ermordet wurden und die ohne Ausbildung, ohne Geld und ohne Sprachkenntnisse heimatvertrieben in ein fremdes Land geflohen sind, ihr Leben lang traumatisiert, zählen nicht dazu. Die Angaben zu solchen Personen wurden zum Beispiel in Schwalmstadt 2004 vom Künstler eigenmächtig in „verschollen“ oder „Schicksal unbekannt“ umgeändert. Im letzten Beitrag vor dem Katalog stellt Dr. Ulrich Baumann, der stellvertretende Direktor der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, die schwierigen und langwierigen Entscheidungsprozesse dar, bis das Stelenfeld und der Ort der Information im Jahre 2005 eröffnet werden konnten. Das weder an einem authentischen Ort der Täter noch der Opfer realisierte nationale Großdenkmal verwirkliche nach Ansicht des Autors die beiden Zielsetzungen Personalisierung der Verfolgung und Darstellung der europäischen Dimension der Verbrechen. Vier Millionen Besucher in den ersten vier Jahren seien ein großer Erfolg. Kritik gebe es hinsichtlich der zu schwachen Einbeziehung der Täter, Mittäter und Mitwisser. Für den Ort der Information wie die pädagogische Arbeit insgesamt werde sich in Zukunft die Frage stellen, wie die verfilmten Zeitzeugenberichte nutzbar gemacht werden können. Die Tagungsbeiträge und der Katalog bieten einen hervorragenden Überblick über den Stand der Dokumentation und Vermittlung der Judenverfolgung im „Dritten Reich“ und enthalten zahlreiche Anregungen für die eigene Arbeit.

Schwalmstadt

Bernd Lindenthal

Albrecht KIRSCHNER (Hg.): *Deserteure, Wehrkraftzersetzer und ihre Richter. Marburger Zwischenbilanz zur NS-Militärjustiz vor und nach 1945 (VHKH 74)*, 336 S., Marburg 2010. €24,00 (ISBN 978-3-942225-10-6)

Die hessische Universitätsstadt Marburg war und ist mit der Wehrmachtjustiz verbunden, indem hier zwischen 1939 und 1945 ein Gericht des Ersatzheeres tagte. Zum Alltag der NS-Militärjustiz gehörten über 6.000 Strafverfahren, fast 100 Todesurteile, Verfahren gegen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sowie die politisierte Ausrichtung der Gerichtstätigkeit auf den Kriegsdienst und den Erhalt des NS-Regime.

Nach 1945 fanden in Marburg nicht nur Kameradschaftstreffen ehemaliger Heeresrichter statt, sondern es waren auch einige ehemalige Kriegsrichter an der Universität und in der Justiz in leitenden Positionen tätig; zwei von ihnen – Prof. Dr. Erich Schwinge und Landgerichtsdirektor a. D. Otfried Keller – traten als Gutachter zur Rehabilitation der Opfer der NS-Militärjustiz im Deutschen Bundestag auf, wobei sie sich – selbstredend – gegen eine Rehabilitierung aussprachen.

Seit den 1960er Jahren gab es in Marburg immer wieder, teils bundesweit beachtete Diskussionen um diese Vorgänge, die sich nicht nur in den Leserbriefspalten der Lokalpresse, sondern häufig genug auch vor Gerichten wieder fanden. Bis das Thema eine wissenschaftliche Aufarbeitung erfuhr, sollten unterdessen noch mehrere Jahrzehnte vergehen.

Im Jahre 2009, zum 25jährigen Jubiläum der Geschichtswerkstatt e.V., wurde in Marburg die von der „Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ in Berlin 2007 erarbeitete (und seither bereits in mehreren Städten zu sehende) Wanderausstellung „Was damals Recht war...’ Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht“ gezeigt, wobei eine detaillierte lokalhistorische Ergänzung, die seitens der Geschichtswerkstatt Marburg erarbeitet wurde, auf hervorragende Weise darüber hinaus verdeutlichte, wie das Marburger Feldkriegsgericht in das System der Wehrmachtsjustiz eingebunden war. Zugleich vertieften eine Tagung, mehrere Vorträge und Filmveranstaltungen das Thema in einem breit gefächerten Begleitprogramm. Die dort gehaltenen Vorträge werden in dem vorliegenden Sammelband „Deserteure, Wehrkraftzersetzer und ihre Richter“ ebenso dokumentiert, wie die lokalen Ausstellungsergänzungen zum Marburger Kriegsgericht. Für die Herausgabe des Buches im Auftrag der Geschichtswerkstatt Marburg e.V. zeichnet sich Albrecht Kirschner verantwortlich, der 2006 mit der Arbeit „Verfolgung von Äußerungen als Wehrkraftzersetzung durch den Volksgerichtshof und dem Oberlandesgericht Wien“ an der Universität Marburg promoviert hat.

Mit der Veröffentlichung wurde 70 Jahre nach dem Überfall der Deutschen Wehrmacht auf Polen, der den Beginn des Zweiten Weltkriegs markiert, ein lange tabuisiertes, ja verharmlostes Thema aufgegriffen. In den rund 20 Beiträgen, seien es nun Essays oder wissenschaftliche Aufsätze, nehmen 23 Autorinnen und Autoren die lokale Geschichte als Ausgangspunkt, um das System der Wehrmachtsjustiz, die Motivationen zur Desertion, das Fortwirken der Richter nach 1945 und die bis 2002/09 fehlende Rehabilitation der Opfer weit über den lokalen Rahmen hinaus auszuleuchten.

Die Ausstellung, ebenso wie das ambitioniert zusammengestellte Begleitprogramm beziehungsweise die vorliegende Publikation, gibt den Opfern Gesichter und Namen, schildert Schicksale und Lebenswege einzelner Menschen und vermittelt sehr direkt, wie unrecht das System der Wehrmachtsjustiz war.

Der Marburger Oberbürgermeister Egon Vaupel hat zu dem Buch ein Vorwort beige-steuert, in dem er über die Bedeutung des Projekts festhält: „Die Beschäftigung mit den Lebensläufen der Verurteilten, mit den Urteilen selbst und mit den Personen, die sie verkündeten, war sehr gut geeignet, junge Menschen zum Nachdenken anzuregen. Ein wichtiges und gleichermaßen erfolgreiches Ausstellungsprojekt fand damit den Einzug in das politische Zentrum der Universitätsstadt Marburg. Menschen aus unserer Stadt und dem angrenzenden Umland sind ins Gespräch gekommen, die junge Generation erhielt neue Impulse für weiterführende Diskussionen in Schulen, Gespräche wurden angeregt und geführt. Gleichzeitig konnte eine übergreifende Diskussionsarbeit geleistet werden, die Menschen verschiedener Generationen punktuell zusammengeführt hat“ (S. 2).

Die „Marburger Zwischenbilanz zur NS-Militärjustiz vor und nach 1945“, so der Untertitel des Buches, ist lesenswert, zumal die lokalen Aspekte beispielhaft in die historische Entwicklung auch nach 1945 eingeordnet werden. Eine Beachtung und Auseinandersetzung mit der Thematik sollte unterdessen – und zwar weit über die Grenzen Marburgs hinaus – nicht nur historisch-antiquarischem Interesse geschuldet sein, indem hier vielmehr die politische Wachsamkeit einer kritischen Öffentlichkeit gefragt ist. In diesem Sinne ist der Veröffentlichung eine breite Leserschaft auch jenseits des Fachpublikums und der historischen Bildungsforschung zu wünschen.

Leben an und mit der Grenze im Kreis Hersfeld-Rotenburg. Dokumentation Hans-Otto KURZ (Hersfelder Geschichtsblätter 4), 58 S., zahlr. s/w Abb., Bad Hersfeld 2010. €7,50 (ISBN 978-3-925333-90-3)

In vorliegender Dokumentation vermittelt Hans-Otto Kurz als Zeitzeuge Einblicke in die Nachkriegs- und Heimatgeschichte der ehemaligen Zonengrenzkreise Hersfeld und Rotenburg und des späteren Kreises Hersfeld-Rotenburg, die bis zur Wende im November 1989 durch eine inhumane innerdeutsche Grenze von ihrem thüringischen Hinterland getrennt waren. Zunächst schildert er den Weg von der einst „Grünen Grenze“ zu einem tief gestaffelten Sperrsystem mit perfektionierten Grenzanlagen, der zu einem unüberwindbaren „Eisernen Vorhang“ führte. Dieser Prozess steht im unmittelbaren Zusammenhang mit Ereignissen wie dem Volksaufstand in Ostberlin am 17. 6. 1953 und dem Beginn des Baues der Berliner Mauer am 13. August 1961, die die nahezu vollständige Abschottung der DDR von der Bundesrepublik zur Folge hatten. Auch die Bevölkerung der im Herzen Deutschlands gelegenen Zonengrenzkreise Hersfeld und Rotenburg bekam das schmerzlich zu spüren, rückten diese doch an den Rand des westlichen Wirtschaftsgebietes und verloren die früher engen Kontakte zum thüringischen Kreis Eisenach und dem Raum Bad Salzungen. Wie groß die Benachteiligungen durch die Grenzziehung waren, schildert der Autor am Beispiel der Gemeinden Bosserode, Obersuhl, Rassdorf und Kleinensee, die auf mehreren Seiten von Grenzanlagen umgeben waren und im Kraftfahrzeug- und Eisenbahnverkehr, aber auch bei der Ausübung von Handel und Gewerbe und der Landwirtschaft beträchtliche Behinderungen hinnehmen mussten. Besonders betroffen waren auch die Beschäftigten des Kalibergbaues, die durch Blockaden an der Ausführung ihrer Arbeit gehindert wurden, und die Schüler und Lehrlinge, die nur auf langen Umwegen ihren Ausbildungsplatz erreichen konnten, aber auch der Güterverkehr, der nun allein auf die Hersfelder Kreisbahn ausweichen musste. Als ungünstig erwies sich der im Thüringer Zipfel sichtbare ungünstige hessisch-thüringische Grenzverlauf, der erhebliche Umwege bis zu 25 km und mehr erforderte.

Wie unterschiedlich die Verhältnisse am westlichen und östlichen Zonenrand beschaffen waren, zeigen die vielen Aktionen, Besuche politischer Prominenz und Veranstaltungen auf bundesdeutscher Seite, während aus Sicht der DDR die Welt an der Zonengrenze bzw. an der Staatsgrenze West offensichtlich zu Ende war, wofür die kartografische Leere oder die Unterlassungen bei der Darstellung des östlichen Bereichs Beispiele liefern. Weil für die Bevölkerung mit dem Leben an der Grenze der Kontakt mit der US-Army, dem Zoll, dem Bundesgrenzschutz und auf Sichtweite auch mit den Grenztruppen der NVA verbunden war, geht der Autor mit vielen Informationen auf diese Beziehungen ein. Dazu gehören Hinweise auf die erst im Grundlagenvertrag von 1972 eingestellte psychologische Kriegführung mit Propagandamitteln, der auch die Einrichtung einer deutsch-deutschen Grenzkommission beinhaltete, die wie der 1974 erstmals in Hessen berufene Grenzbeauftragte manche Probleme entschärfen und das Zusammenleben der Menschen an der Grenze, sichtbar im „Kleinen Grenzverkehr“, erleichtern konnte. Ein wichtiger Akt war das Zonenrandförderungsgesetz von 1971, das durch Steuererleichterungen, Investitionszuschüsse und zinsgünstige Kredite zur Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur beitrug. Dass trotz Schikanen und Provokationen auf DDR-Seite in den 80er Jahren zunehmend Vorbehalte abgebaut und Kontakte gepflegt wurden, belegt Kurz an den Beispielen regelmäßiger Tagesfahrten zu Sehenswürdigkeiten im grenznahen Bereich wie der Wartburg und der Besuche der Philippsthaler Delegation in Dorndorf und der Hersfelder SPD-Kreistagsfraktion in Thüringen.

In ergreifender Weise rückt der Autor in eigenen Tagebuchaufzeichnungen die entscheidenden drei Tage der Grenzöffnung im November 1989 dem Leser ins Bewusstsein,

die das Leben der Menschen positiv veränderten. Am Anfang stand die Öffnung der Grenze zwischen Philippsthal/Vacha und Ober- und Untersuhl, denen die der Übergänge in Ortsteilen der Gemeinden Hohenroda, Wildeck und Heringen folgte. Groß waren die Aufgaben, die rasch erfüllt werden mussten, um den vielfältigen Veränderungen des Alltagslebens gerecht werden zu können. Dass das verhältnismäßig rasch gelang, war den Bemühungen auf beiden Seiten der Grenze zu danken, die in eine tragfähige Partnerschaft zwischen Hessen und Thüringen mündeten. Zeugnis davon legten die gemeinsamen Kreistagssitzungen westlich und östlich der alten Demarkationslinie und die eindrucksvolle zentrale Feier auf der Wartburg zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 1990 ab. Auch nach 20 Jahren erfüllt den Leser ein Gefühl der Freude, wenn er anhand dieses Buches den erfolgreichen Abschluss des steinigen Weges von der Zonengrenze zur Wiedervereinigung zur Kenntnis nehmen kann.

Berlin

Stefan Hartmann

Gunnar RICHTER: Das Arbeitserziehungslager Breitenau (1940-1945). Ein Beitrag zum nationalsozialistischen Lagersystem. Straflager, Haftstätte und KZ-Durchgangslager der Gestapostelle Kassel für Gefangene aus Hessen und Thüringen (Nationalsozialismus in Nordhessen 22), XII, 608 S., zahlr s/w Abb., Verlag Winfried Jenior Kassel 2009. €20,00 (ISBN 978-3-934377-42-4).

Der Autor war von Anfang an Mitglied jener studentischen Projektgruppe, die sich an der damaligen Gesamthochschule Kassel gegründet hatte, nachdem Prof. Dr. Dietfrid Krause-Vilmar 1979 im Keller des Verwaltungsgebäudes Breitenau tausende Akten von Gestapo-Gefangenen gefunden hatte. 1982 wurde von dieser Gruppe die Ausstellung „Erinnern an Breitenau 1933 – 1945“ erarbeitet und der Öffentlichkeit vorgestellt. Damit war ein Ort kontinuierlicher Ausgrenzung, Diskriminierung und Bestrafung von zwangseingewiesenen Menschen vom Kaiserreich bis 1974, der Schließung des Mädchenerziehungsheimes, dem Vergessen entrissen. Zehn Jahre später gab G. Richter als Herausgeber und Autor in dem Band „Breitenau“ einen ausführlichen Überblick über die Geschichte des Ortes mit Schwerpunkten auf dem frühen Konzentrationslager (1933/34) und dem Arbeitserziehungslager. 1984 hat die Universität Kassel mit Unterstützung des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen in Breitenau eine Gedenkstätte eingerichtet.

Mit der zu besprechenden Doktorarbeit Gunnar Richters, der Dissertation von Wolfgang Ayaß über das Arbeitshaus Breitenau 1992 und der Monographie Krause-Vilmars über das frühe Konzentrationslager 1998, um nur die wichtigsten Arbeiten zu nennen, ist die schaurige Geschichte dieses Platzes in einem ehemaligen Kloster in der Nähe von Guxhagen nahezu vollständig wissenschaftlich aufgearbeitet. Was fehlt, ist die Geschichte des Mädchenerziehungsheimes mit der Bezeichnung „Landesjugendheim Fuldatal“ (1952-1974).

Gunnar Richters Arbeit ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil gibt einen Überblick über die Geschichte der Gestapo Kassel. Sie war die zentrale Verfolgungsbehörde des Regierungsbezirks Kassel, ihr unterstanden alle Kreis- und Ortspolizeibehörden, alle Ämter, Institutionen und NS-Organisationen waren eingebunden und ihre Angelegenheiten waren nach dem 3. Gestapo-Gesetz von 1936 richterlichen Nachprüfungen entzogen. Nachdem im Verlaufe des Krieges Millionen Zwangsarbeiter ins Reichsgebiet verschleppt worden waren, kam es aufgrund der menschenwürdigen Arbeits- und Lebensbedingungen zu Widerstand, Verweigerung und Fluchtversuchen. Der NS-Staat reagierte mit etwa 100 Straflagern mit der Bezeichnung „Arbeitserziehungslager“. Daneben existierten noch etwa gleich viele Firmen eigene „Erziehungslager“. In diesem Kontext errichtete die Gestapo Kassel im

Mai 1940 das zentrale Arbeitserziehungslager Breitenau für den gesamten Regierungsbezirk. Außerdem wurde das Lager von der Gestapo Weimar für weibliche Gefangene aus Thüringen genutzt.

Der zweite Teil stellt den Schwerpunkt der Untersuchung dar und befasst sich mit der Geschichte dieses Lagers, das bis zum 30. März 1945 bestand und in diesem Zeitraum für über 8.000 Gefangene ein Ort der Disziplinierung und Unterdrückung war. Die Quellenlage ist ausgesprochen gut, wahrscheinlich sogar einzigartig gut, so dass der Autor ausführlich berichten kann über die Einrichtung und den Aufbau des Lagers, die deutschen und ausländischen Gefangenen, die Haftgründe, die Lebensbedingungen im Lager von der Ankunft über Ernährung, Arbeitseinsätze, Strafen bis zu Krankheiten, Todes- und Mordfälle, Fluchtversuche und Deportationen in KZs. Ein eigenes Kapitel widmet sich den nicht aufgrund von Verstößen gegen den Arbeitseinsatz, sondern aus ideologischen Gründen Inhaftierten, Juden, christliche Geistliche, Zeugen Jehovas und Personen mit nicht erwünschtem Umgang mit Ausländern. Diese Gruppen kamen nach Breitenau, weil die Gestapo den Ort auch als „Polizeihilfsgefängnis“ nutzte. Bis zum Herbst 1943 waren 100 deutsche Frauen und fünf deutsche Männer wegen Beziehungen zu Ausländern in Breitenau inhaftiert sowie 29 ausländische Frauen und 9 ausländische Männer. Wenn die deutschen Frauen schwanger waren, mussten sie in der Regel abtreiben. Viele wurden ins KZ Ravensbrück verbracht oder als „Bettpolitische“ in die Bordelle der Männer-KZs gezwungen. 80% der eingewiesenen Häftlinge waren ausländische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Nicht ganz ein Viertel aller Eingewiesenen insgesamt waren Frauen, darunter etwa 700 aus dem Bereich der Gestapostelle Weimar. Eine Besonderheit des Lagers war, dass die Organisation, Leitung und Bewachung vor Ort von den Bediensteten der Landesarbeitsanstalt, einer seit 1874 parallel existierenden zuchthausähnlichen Einrichtung für Bettler, Landstreicher, Prostituierte, Fürsorgeempfänger usw., mit übernommen wurde. Gunnar Richter vermutet, dass diese Anbindung erklärt, warum es in Breitenau im Unterschied zu anderen Arbeitserziehungslagern nicht zu willkürlichen Gefangenenmordungen durch Aufseher oder zu ähnlichen Gewaltexzessen mit Todesfolgen gekommen ist. Dennoch waren Tritte und Schläge, unter denen besonders die ausländischen Gefangenen zu leiden hatten, an der Tagesordnung, und die Gestapo Kassel hat in Breitenau mindestens 18 Hinrichtungen von Polen durch Erhängen und die Erschießung von 28 Gefangenen am Fuldaberg kurz vor Kriegsende zu verantworten (16 sowjetische, 10 französische und zwei niederländische Gefangene). Darüber hinaus sind nachweislich 35 Gefangene in Breitenau ums Leben gekommen. Etwa 20% der Häftlinge wurden von Breitenau in Konzentrationslager deportiert, bei Juden und Frauen lag der Anteil sogar bei 50%. Ihr Schicksal und auch das der kurz vor Kriegsende evakuierten Gefangenen ist weitgehend unbekannt.

Im dritten Teil geht es um die Nachkriegszeit und hier besonders um den sehr problematischen Umgang mit den Tätern, den Opfern und dem Ort des Geschehens selbst. Mit Ausnahme der von den Amerikanern nach Polen ausgelieferten Tätern, sind alle Verantwortlichen von deutschen Gerichten und Spruchkammern gar nicht oder sehr milde bestraft worden. So habe der Lagerleiter Sauerbier nur seine Pflicht getan und wurde als Mitläufer eingestuft. Der SS-Obersturmführer Ernst Schadt, der für die Deportationen in KZs zuständig war, wurde als minder belastet eingruppiert. Der zunächst unter falschem Namen abgetauchte Gestapostellenleiter Franz Marmon, verantwortlich für den Massenmord am Fuldaberg und andere Erschießungen, stand 1952 vor Gericht und verließ dieses als freier Mann! Er hatte sich auf Befehlsnotstand berufen. Die Anklage wegen Urkundenfälschung wurde fallen gelassen, weil er einen falschen Namen annehmen musste(!), damit er nicht von der polnischen Justiz zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Anderen Tätern und Mittätern

wurde strafmildernd ihre sehr frühe Mitgliedschaft in NSDAP und SS angerechnet! Sofern es überhaupt zu Prozessen kam, stellten sich die Handlanger eines verbrecherischen Systems als die eigentlichen Opfer der katastrophalen Verhältnisse im überfüllten Lager dar. Zu ihrer Schuld als Täter kam so die „zweite Schuld“ (R. Giordano) des Leugnens und Verdrängens hinzu.

Auch der Ort selber wurde seiner unrühmlichen Geschichte entkleidet. Angebrachte Geschichtstafeln verschwiegen die Jahre 1933 bis 1945, ebenso die Festschrift zur 600-Jahrfeier der Gemeinde Guxhagen 1952. Die zunächst auf dem Anstaltsfriedhof beerdigten Toten und Erschossenen wurden 1960 in einen entfernten Kriegspferfriedhof ausgelagert und als „unbekannte Kriegstote“ beerdigt. So wurden aktiv sowohl dort wie in Breitenau alle Spuren der Verbrechen beseitigt, unrühmliche Geschichte feige entsorgt.

Die Wende und damit ein Stück „moralische Gesundung“ (John Herz) der Nachkriegsgesellschaft ist – wie oben beschrieben – mit dem Namen Dietfried Krause-Vilmar und seiner Studentengruppe, allen voran Gunnar Richter, verbunden. Ihre nicht locker lassende Arbeit hat dem heilsamen Erinnern wieder Raum verschafft, den Opfern Würde und Beachtung gegeben und verbreitet als Lernort die Erkenntnis, dass nur in einem System, in dem die Würde aller Menschen gewahrt bleibt, man selber würdig leben kann.

Schwalmstadt

Bernd Lindenthal

C. Themen

Archäologie

hessenArchäologie 2009. Jahrbuch für Archäologie und Paläontologie in Hessen, hg. von der Archäologischen und Paläontologischen Denkmalpflege des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, zusammengestellt von Egon SCHALLMAYER, 212 S., zahlr. farbige Abb. und Pläne, Theiss Verlag Stuttgart 2010. € 24,90 (ISBN 978-3-8062-2400-9).

Der nunmehr neunte Band der hessenArchäologie stellt in gut 60 Beiträgen Grabungen, Funde und Ergebnisse der archäologischen und paläontologischen Denkmalpflege in Hessen aus dem Jahr 2009 vor. Bei mehrjährigen Kampagnen, wie zum Beispiel bei der Grabung rund um die Elisabethkirche in Marburg, werden alte Ergebnisse und Berichte aufgegriffen und das Neue eingeordnet. Am Ende der kurzen Beiträge finden sich knappe Angaben zu weiterführender Literatur. Autoren sind die verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der hessischen Denkmalpflege. Einerseits aktuell, andererseits mit einem gewissen zeitlichen und gedanklichen Abstand gelangen die Erkenntnisse an die Öffentlichkeit und bleiben nicht bis zu einer endgültigen Auswertung und Publikation den Fachleuten vorbehalten. Die Aufmachung mit zahlreichen Fotografien und Skizzen ist ansprechend, der Stil für archäologische Laien verständlich. Die Beiträge sind chronologisch geordnet.

Neben Saurierfährten aus dem Landkreis Fulda und fossilen Muscheln aus Kassel-Wilhelmshöhe finden vielleicht die Funde aus der Zeit der Neandertaler aus der Gemeinde Edertal und die kürzlich etwas abseits gelegene bandkeramische Siedlung bei Niederweimar das Interesse der Leser dieser Zeitschrift; letztere Siedlung gehört in den Zusammenhang der Funde, die die Grundlage des Museumsprojekts „Zeiteninsel“ südlich von Marburg bilden. Gleich drei Beiträge sind der spektakulären Ausgrabung eines Brunnenschachtes auf dem Gelände der Römerstadt bei Waldgirmes, in dem der vergoldete Pferdekopf ei-

ner Reiterstatue gefunden wurde, gewidmet, zahlreiche weitere verschiedenen Stätten am Limes. In die „historische“ Zeit auf dem Gebiet des späteren Kurhessens fallen die Beiträge über die Ausgrabung einer Wüstung auf dem Gelände der Staatsdomäne Hofgeismar-Beberbeck, die fortgesetzten Grabungen an der Elisabethkirche in Marburg, bei denen die sog. Firmanekapelle und Teile der Konradsbasilika freigelegt wurden, die Grabung in der Stiftskirche in Amöneburg, die Altstadtgrabung in Kirchhain, die Wiederentdeckung einer historischen Eisenschmiede bei Neukirchen-Riebelsdorf, der Bericht über den mittelalterlichen Steinbruch bei den Langen Steinen am Stoppelsberg (Landkreis Hersfeld-Rotenburg), die Sondagegrabung auf dem Hohen Dörnberg bei Zierenberg und – auch sprachlich ein wirklicher Leckerbissen – das Grab des Arminius bei Gut Windhausen im Landkreis Kassel. Unter den vorgestellten Projekten am Ende des Bandes soll auf das Konzept für das bereits angesprochene Projekt „Zeiteninsel“, ein südlich von Marburg geplantes archäologisches Freilichtmuseum, hingewiesen werden.

Für die nicht nur an Schriftquellen orientierten Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift ist die hessenArchäologie 2009 wieder eine interessante Lektüre, die vor allem bei den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Funden eine willkommene Horizontenerweiterung zu den gewohnten schriftlichen Quellen bietet.

Marburg

Katharina Schaal

Bildungs-, Schul- und Universitätsgeschichte

Marita METZ-BECKER, Susanne MAURER (Hg.): Studentinnengenerationen. Hundert Jahre Frauenstudium in Marburg (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 96), 191 S., Marburg 2010. €10,50 (ISBN 978-3-923820-96-2).

Die *Alma Mater Philippina*, die Philipps-Universität Marburg, im Jahre 1527 von Landgraf Philipp I. (Hessen) als protestantische Hochschule gegründet, gehört mit 16 Fachbereichen und ihren zirka 21.000 Studierenden heute zu den mittelgroßen Universitäten Deutschlands. Der Anteil der ausländischen Studenten, die aus über 120 Nationen kommen, beträgt dabei gegenwärtig zwölf Prozent; Frauen machen mittlerweile über die Hälfte der Studentenzahl aus (vgl. www.de.wikipedia.org/wiki/Philipps-Universität_Marburg).

Im Wintersemester 2008/09 konnten drei hessische Universitäten, neben Gießen und Darmstadt auch Marburg, das Jubiläum „Hundert Jahre Frauenstudium“ feiern. Die vorliegende Veröffentlichung über Marburg entstand vor diesem Hintergrund, wobei Studierende der Europäischen Ethnologie / Kulturwissenschaft und der Erziehungswissenschaft – ausschließlich Frauen – gemeinsam mit ihren Professorinnen Marita Metz-Becker und Susanne Maurer über zwei Semester Erzählcafés veranstalteten und dabei unterschiedliche Studentinnengenerationen als Zeitzeuginnen zu Wort kommen ließen. Wie erlebten junge Frauen ihr Studium in Marburg in den 1930er Jahren und in der Kriegs- und Nachkriegszeit, wie während der Studentenbewegung und in den Jahren danach? Schließlich kommen die an dem Projekt teilnehmenden Studentinnen – die vierte Generation – am Ende des Buches selbst zu Wort. Hier wie dort wird etwa danach gefragt, welche Bedeutung die Herkunftsfamilie für den eigenen Bildungsweg hatte oder welche Leitfiguren und Vorbilder, Orientierung und Werte dabei eine Rolle spielten.

In ihrem Vorwort weisen die Herausgeberinnen darauf hin, dass alle Projektteilnehmerinnen mit einem eigenen Beitrag hier vertreten sind: „Sie haben die Erzählcafés veranstal-

tet, die Berichte der Zeitzeuginnen ausgewertet, an der konzeptionellen und redaktionellen Arbeit des vorliegenden Bandes mitgewirkt“ (S. 9).

Alle Gespräche wurden von den im Lehrforschungsprojekt beteiligten Studentinnen transkribiert und das so entstandene schriftliche Textmaterial sodann nach verschiedenen Gesichtspunkten strukturiert: „Ziel dabei war es, über die individuelle und subjektive, zudem nachträglich erinnerte und erzählte Erfahrung Einblicke in konkrete Lebens- und Studienverhältnisse zu bestimmten Zeiten zu gewinnen. Damit trat die von den einzelnen Gesprächspartnerinnen jeweils erlebte und erzählte Geschichte zum Teil in den Hintergrund und wurde zum >Beispiel< oder >Vergleichsmaterial< für etwas Übergreifendes – Studentinnenleben in Marburg“ (S. 18).

„Studentinnengenerationen“ zeigt eindrucksvoll, dass die Studienjahre der befragten (insgesamt 12) Zeitzeuginnen in sehr unterschiedliche politische und gesellschaftliche Kontexte fielen: Die erste Generationengruppe erlebte die Kriegs- und Nachkriegszeit mit all ihren Schrecken und Entbehrungen, die natürlich auch an der Universität spürbar waren. Die zweite Generationengruppe studierte in den 1950er und 1960er Jahre zu einer Zeit, in der die Frauen wieder in alte Rollenmuster zurückgedrängt und ihnen an der Universität und zum Teil auch in der anschließenden Berufstätigkeit viele Ressentiments entgegengebracht wurden. Die dritte Generationengruppe erlebte wiederum eine Situation, die noch von der Aufbruchstimmung der Studentenbewegung und der Demokratisierung der Hochschulen geprägt war und auch mit einem neuen Selbstbewusstsein von Studentinnen einherging. Zu den aktuellen Entwicklungen äußern sich schließlich als vierte Generation die an dem Projekt beteiligten Studentinnen selbst.

Insgesamt betrachtet ist „Studentinnengenerationen“ – erzählte Erinnerung an „Hundert Jahre Frauenstudium in Marburg“ aus weiblicher Sicht – ein äußerst spannend zu lesendes Buch, ein gleichermaßen wichtiger Beitrag zur Universitäts-, Wissenschafts-, Frauen- und Stadtgeschichte.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Biografien, Familien, Genealogie

Uwe ZUBER (Hrsg.): Julius Goldstein. Der jüdische Philosoph in seinen Tagebüchern 1873-1929. Hamburg – Jena – Darmstadt (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 22), XXXV und 315 S., Wiesbaden 2008. €37,00 (ISBN 978-3-921434-26-0).

Julius Goldstein ist nicht in der ersten Reihe der deutsch-jüdischen Philosophen zu finden, nur Wenigen noch dürfte er geläufig sein. Dabei war er ein aufmerksamer, kritischer und feinnerviger Beobachter seiner Zeit, jener Periode zwischen dem späten 19. Jahrhundert und der sich ankündigenden Agonie der Weimarer Republik: Wissend, was seither geschehen ist, wirken mancher seiner Diagnosen auf uns Heutige, die wir in seinen Schriften blättern, geradezu hellsichtig. Den Tendenzen der modernen Welt, die im Wilhelminischen Deutschland an die Oberfläche drängten, begegnete er mit tiefer Skepsis: dem Materialismus, der den traditionellen bürgerlichen Wertehimmel zusehends zermürbte, den Ideologien, die im Gewand der Wissenschaft daherkamen, der Verflachung und Veräußerlichung des Liberalismus, den neuartigen Rassenlehren, der Rassenanthropologie und Rassenhygiene, und dem damit verschwisterten Antisemitismus, dessen völkische Variante sich auflud,

sich radikalisierte, im Weltkrieg und unmittelbar danach ahnen ließ, was den Juden wenige Jahre später mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten widerfahren sollte.

Goldstein verwarf die Moderne nicht, aber er erkannte die ihr innewohnenden Gefährdungen. „Je mehr die eine Epoche das Dasein technisch rationalisiert“, schreibt er 1912, „um so größer wird die Summe der Irrationalitäten in der nächsten.“ Zu den „stärksten Antrieben der modernen Kultur“ zähle das Bestreben, die Kontingenz aus den individuellen wie den kollektiven Daseinsbedingungen zu verbannen, „das Zufällige und Unberechenbare immer mehr zurückzudrängen und aufzuheben.“ Tatsächlich aber hätten die Technik und der von ihr induzierte Fortschritt dazu geführt, dass die Gewissheiten und Sekuritäten früherer Jahrzehnte unwiderruflich verloren gegangen seien. Daraus gelte es, die nötigen Schlussfolgerungen zu ziehen: „Wir müssen den Glauben aufgeben, als könnten wir die Zukunft des Menschen erkennen und sie in dem festen Programm einer sozialen Organisation festlegen“. Oder anders gesagt: „Je mehr wir an Macht über das Einzelne des technischen Prozesses gewinnen“, desto mehr verlieren „wir an Macht über das Ganze“. Bemerkungen wie diese sind nachzulesen in einem schmalen Bändchen, versehen mit einem schlichten Titel: „Die Technik“ und erschienen in der von Martin Buber herausgegebenen Reihe „Die Gesellschaft“, die nichts Geringeres verhiess als eine „Sammlung sozialpsychologischer Monographien“, in der die Welt nicht neu erfunden, wohl aber neu interpretiert werden sollte.

Die Problematik, die Goldstein hier auf den Begriff zu bringen suchte, hat ihn ein Leben lang beschäftigt, ja umgetrieben. Man begegnet ihr auf Schritt und Tritt in seinen Tagebuchaufzeichnungen, die nun in einer mustergültigen, von Uwe ZUBER verantworteten Edition zugänglich sind. In ihnen offenbart sich ein problematischer, vergrübelter Charakter, eine prekäre, leicht depressive Existenz, ein Mann, der sein Leben alles in allem nur mühsam bewältigt, eine frühe Begabung, geplagt von ständigen Zweifeln an der Validität seiner Talente. Er fühle eine „öde Leere“, notiert er im Februar 1893, gerade 19 Jahre alt, wenn er Gesellschaften besuche und die Tage verbummele: „Das sogenannte Glück der meisten Menschen“ lasse ihn „völlig kalt.“ Geboren im Oktober 1873, wächst er in einem kleinbürgerlichen, nicht besonders gut situierten Elternhaus auf. Der Vater, ein von Erfolg nicht eben verwöhnter Händler, verachtet seine geistigen Neigungen. Gleichviel: Der Sohn macht Abitur, studiert in Berlin und Jena Philosophie, wo er 1898 bei Rudolf Eucken mit „Untersuchungen zum Kulturproblem der Gegenwart“ promoviert wird. Die wissenschaftliche Karriere, die er anstrebt, gerät – nicht zuletzt wegen des in den akademischen Milieus grassierenden Antisemitismus – zum fortwährenden Hindernislauf. 1902 habilitiert er sich an der Technischen Hochschule Darmstadt, wird dort im Herbst 1925 auf eine Planstelle als Extraordinarius berufen. Im Alter von 52 Jahren gewinnt er zum ersten Mal materielle Sicherheit, könnte nun mit der Realisierung großer Werke beginnen; allein, er ist gesundheitlich angeschlagen, zerschlagen von Jahrzehnte langem Raubbau an seinen Kräften, geplagt von Schulden und nimmermüder Vortragstätigkeit, die Zeit und Konzentration verschlingt, zusammen mit den Kolleggeldern aber nicht mehr einträgt als den notdürftigen Erhalt der Familie.

Die materiellen Ungewissheiten und die beruflichen Unwägbarkeiten schlagen sich nieder in Myriaden von Klagen, die ein helles Licht auf die Verhältnisse an den Universitäten werfen, auf die Schwierigkeiten eines jüdischen Gelehrten, dort Fuß zu fassen und sich zu behaupten. Wir hören von Intrigen, die seine Berufung auf die Professur begleiten, von Neid, Ressentiment und Cliqueswirtschaft. Nicht minder zahlreich sind die zeitdiagnostischen und zeitkritischen Betrachtungen. Ende 1902 gesteht Goldstein, dass er nicht mehr an ein „goldenes Zeitalter“ glaube. Notwendig sei eine Philosophie, die das „Dornengestrüpp des Alltags“ durchdringe, um all die Heerscharen von „Soziologen, Rassenfanatikern, Evolutionisten, Kir-

chenpolitikern, Phänomenalisten etc. prinzipiell in die Schranken zu weisen.“ Die Schlagworte und wohlfeilen Begriffe, derer man sich erwehren müsse, lauten: „Die Realpolitik. Der Nationalitätsgedanke. Der Glaube an den Fortschritt.“ Im Krieg, den er als Subalternoffizier an der Westfront durchlebt, gewinnen seine kritischen Bemerkungen kontinuierlich an Schärfe. Er prangert die Indolenz seiner Standesgenossen an, den Mangel an Bildung, die Herrenattitüden, die sittliche Verwilderung, auch die Politik und die tonangebenden Eliten: Wenn diese nach dem Krieg so weiter machten wie bisher, prognostiziert er im August 1915, werde in „30 Jahren eine europäische Katastrophe“ hereinbrechen, gegen die die gegenwärtige ein „Kinderspiel“ sei. Verständigung unter den Völkern setze voraus, ist Goldstein überzeugt, die jeweiligen Mentalitäten, die „Idealbilder“ der Völker zu studieren, wenn man so will: Perzeptionsforschung zu betreiben. Ein Jahr später registriert er den „rüden Gassenton“ und das „antisemitische Geschimpfe“ in einer von führenden Alldutschen herausgegebenen Zeitschrift namens „Deutschland Erneuerung“. Wo „Schuld“ gesucht werde, stellten „sich von selbst die Juden ein“, ahnt er am 30. September 1918, als die Oberste Heeresleitung unvermutet den Offenbarungseid leistet. Die Konservativen, heißt es wenig später, werden auf die antisemitische Karte setzen, schon um die eigene Haut zu retten. Und am Ende steht das Bekenntnis: Der Krieg „hat mich zum Pazifisten gemacht.“

Die Weimarer Republik begleitet Goldstein mit Sympathie, ohne ihre Schwächen zu verkennen. Schon 1925 beschleichen ihn düstere Stimmungen: „Der Krieg war umsonst. Die Revolution war umsonst: Alles treibt wieder zur Katastrophe.“ Anlass für derartige Stoßseufzer ist nicht zuletzt der anschwellende Antisemitismus. Goldstein engagiert sich im „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“, hält Vorträge, veröffentlicht 1921 eine kleine Schrift über „Rasse und Politik“, die mehrere Auflagen erlebt. Als Motto setzt er ein Wort von Goethe: „Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.“ Die Nation ist keine Abstammungs-, sondern eine „Willensgemeinschaft“, die deutsche Gesellschaft eine „Kulturnation“, wie Herausgeber ZUBER kommentiert: „Eine völkische Gemeinschaft auf der Basis konstitutiver biologischer Elemente ist sie nicht.“ Mit Sorge beobachtet Goldstein den Zionismus, der ein Kristallisationspunkt für die aktivistische Jugend wird. Sogar Ludwig Holländer, der Syndikus des antizionistischen Centralvereins, rede nun, notiert er im September 1928, von „Stammesbewusstsein“ als integrativem „Faktor.“ Der Kampf gegen die Antisemiten sei „aussichtslos“, weil die Juden „eben so“ seien und sich so darstellten, wie jene behaupteten. Und mehr noch, wer die „Jüdische Rundschau“ lese, das Zentralorgan der „Zionistischen Vereinigung“, werde rasch gewahr: „Sie wollen wieder in's Ghetto – sie sind schon im geistigen Ghetto.“

In seinem Tagebuch hält Goldstein Zwiesprache mit sich selbst, erzählt von seinen Nöten, seinen Zweifeln, Wahrnehmungen, Ängsten und Einsichten. Es ist eine Quelle von unschätzbarem Wert. Daß sie von der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen in ihre Schriftenreihe aufgenommen worden ist, verdient Anerkennung und Respekt. Ihr sind aufmerksame, interessierte Leser zu wünschen, denn sie bietet vielfältige Einblicke in die geistigen und alltäglichen Dimensionen der ‚deutsch-jüdischen Symbiose‘, die sich am Ende als tragische Illusion entpuppte. Goldstein selber hat das nicht erleben müssen: Er starb im Juni 1929.

René SOMMERFELDT: *Der großmütige Hesse. Philipp von Hessen (1504-1567). Historisches Urteil und Erinnerungskultur*, 114 S., Tectum Verlag Marburg 2007. € 24,90 (ISBN 978-3-8288-9428-0).

Noch eine weitere Beurteilung der Politik Philipps von Hessen in der mittlerweile uferlosen Literatur zum berühmtesten aller Landgrafen? Nicht ganz, denn weniger Philipp selbst als vielmehr die Historiographie über ihn ist Gegenstand dieser Arbeit. Wie veränderte sich das Bild Philipps im Urteil der Historiker als auch in der öffentlichen Erinnerungskultur seit seinen Lebzeiten bis heute? So lautet die leitende Fragestellung. Das Schwergewicht liegt auf dem 19. und 20. Jahrhundert.

Der schmale und im Verhältnis zum Umfang teure Band ist die gedruckte Fassung einer Staatsexamensarbeit, was im Buch an keiner Stelle erwähnt wird. Solche akademischen Qualifikationsarbeiten sind in einem beschränkten Zeitraum von drei Monaten entstanden und werden anders als so manche Magisterarbeit in der Regel nicht gedruckt. Hat sich der Aufwand in diesem Fall gelohnt? Überflüssig ist die Erzählung der Ereignisgeschichte, die als Einleitung dient. Auch das Kapitel über Geschichtsschreibung in der frühen Neuzeit bringt keine neuen Erkenntnisse. Interessant wird die Untersuchung im 19. Jahrhundert mit der Erörterung konfessioneller Kontroversen, angefangen bei Christoph Rommel. Philipp, der Förderer der Reformation, polarisierte bei deren Befürwortern wie Gegnern und wurde von beiden Seiten instrumentalisiert. Eine gewisse Wende brachte das Jubiläum 1904, weil die protestantische Seite nicht mehr die Person idealisierte. Wenig Beachtung fand Philipp in der Zeit des Nationalsozialismus. In der Nachkriegszeit vereinheitlichte sich die Forschung, und in den Publikationen, die für das Jubiläum 2004 geschrieben wurden, stand mehr im Blickpunkt, wie Philipp seine Nachfolgeregelerung wählte und damit der Zersplitterung des Staates Vorschub leistete, als die Organisation seines Sexuallebens. Die Erinnerung an den Landgrafen verblasste seitdem. Ein letztes Kapitel widmet Philipp in der öffentlichen Erinnerungskultur. – Es hätte völlig genügt, diese beiden Kapitel in einem Aufsatz zusammenzufügen und in einer landesgeschichtlichen Zeitschrift zu veröffentlichen.

Der Titel des Buches ist falsch gewählt. Philipp war kein „Hesse“, und bei der Beurteilung seines Großmuts sollte man nicht nur einigen seiner Zeitgenossen glauben. Die aufständischen Bauern und manche der Mönche in den aufgehobenen Klöstern werden anders gedacht haben. Ärgerlich ist das Verstecken des eigentlichen Themas im zweiten Untertitel.

Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist schlecht zu benutzen, weil alle Verweise auf Sammelbände und Kataloge auf einen Kurztitel hinleiten (zum Beispiel „Katalog“), der in der alphabetischen Liste nicht aufgeführt wird. Der Leser darf dann die gesamte Liste durchsehen, bis er unter „Landgraf Philipp der Großmütige...“ das gesuchte Werk gefunden hat.

Marburg

Ulrich Hussong

Zwischen Identität und Image. Die Popularität der Brüder Grimm in Hessen (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung Band 44/45), hg. von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde durch Harm-Peer ZIMMERMANN, 595 S., Jonas Verlag Marburg 2009. €50,00 (ISBN 978-3-89445-414-2).

Ein umfangreicher Band der Hessischen Blätter ist vor zwei Jahren erschienen; er greift ein klassisches volkskundliches Thema auf und verfolgt es weiter, über die hessischen Grenzen hinaus: die Bedeutung und Rezeption der Brüder Grimm und ihrer Kinder- und Hausmärchen. Ein Forschungsprojekt an der Philipp-Universität Marburg im Fach Europäische Eth-

nologie/Kulturwissenschaft – bzw. dessen Ergebnisse – ist Basis dieses doppelten Bandes, der allerdings weit über dieses Projekt hinausgeht.

In dieser Publikation geht es nicht um eine akademische, sondern, dem Fach entsprechend, populärkulturelle Rezeption, die auch und gerade kommerzielle Aspekte mit einbezieht; Inhalt des Projektes, so formuliert es der Herausgeber (und Projektleiter) Harm-Peer Zimmermann, ist die Bestandsaufnahme und Analyse sowohl historischer als auch aktueller Grimm-Resonanzen.

Im Band wechseln sich Artikel, die die Ergebnisse des Projekts vorstellen, ab mit vielen anderen Aufsätzen zum Themenkomplex, z. T. von ausgewiesenen Grimm-Kennern, z. T. von jungen Wissenschaftlern, die sich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven und fachspezifischen Forschungsinteressen der Grimm-Rezeption nähern oder die Grimm-Resonanz in Japan und Korea darstellen.

Die historische Analyse, die sich das Forschungsprojekt zur Aufgabe gemacht hat, stellt Welf-Gerrit Otto in drei größeren Beiträgen vor. Er hat sich mit dem Wandel der Rezeption und Nutzung des Hanauer Nationaldenkmals beschäftigt – die Erinnerungskultur um die Brüder Grimm betrachtet er als Spiegel einer sich wandelnden Gesellschaft, die Grimms sieht er für Hanau sowohl image- als auch identitätsfördernd; was die Popularität der Grimms im Marburger Raum betrifft, hat er eine enge Verknüpfung mit den Märchenillustrationen Otto Ubbelohdes erkannt – ein Erinnerungsraum wird konstruiert; im dritten Beitrag zeigt er eine interessante regionale Kontroverse auf, die sich an einer Skulptur der Märchenfigur der Frau Holle am Hohen Meißner entzündet hat.

Nicole Nieraad hat das hessische Kultur- und Tourismusmarketing auf die „Marke Grimm“, d. h. die touristische Vermarktung des (Grimm-)Märchenbooms als moderne Form der Märchenrezeption hin untersucht; an drei Beispielen stellt sie die unterschiedlichen Marketingkonzepte dar, die neben einem besonderen Image (der diversen Orte) auch ein Zugehörigkeitsgefühl (der Bewohner) versprechen; ihre Beiträge behandeln den Steinauer Märchenonntag, das um die Figur des Rotkäppchens angelegte Stadtmarketing Alsfelds und ein Beispiel von Eventkultur am Rande des Hohen Meißners, den Erlebnis-park Ziegenhagen.

Die äußerst interessanten Ergebnisse des Projektes machen etwa die Hälfte des Bandes aus; von den weiteren Artikeln seien hier nur einige herausgegriffen, man möge dies aufgrund der Vielzahl verzeihen. Der Beitrag des Hanauer Museumsleiters Richard Schaffer-Hartmann widmet sich der Entstehung des Hanauer Denkmals; Bernhard Lauer untersucht die vielfältigen Verortungen des Märchens vom Schneewittchen und stellt eindrücklich die diversen Versuche lokaler Identitätsbildung und touristischer Vermarktung heraus. Gleich vier Artikel beziehen sich auf die Rezeption in Japan und Korea, ob in japanischen Reiseführern oder die mediale Adaption in den populären Manga-Comics. Das Thema Werbung mit Märchenfiguren wird aus der Perspektive des Marketings aufgegriffen: die Konsumentenforscherinnen Andrea Groppe-Klein und Anja Spilski untersuchen die Nutzung von Märchenfiguren und Märchen als „steuernde Bilder“. Dorothee Hemme beschäftigt sich mit Wandel und Bedeutung der Deutschen Märchenstraße. Simone Stiefbold interessiert sich für das Erinnern von Märchen anhand des „Erinnerungsraumes“ Märchenpark. Des weiteren sind die öffentlichen (Grimm-)Benennungen, die Rezeption der Brüder Grimm im Nationalsozialismus und die Hanauer Märchenfestspiele Themen dieser wichtigen Veröffentlichung. In zwei abschließenden Beiträgen behandelt Harm-Peer Zimmermann das UNESCO-Programm „Memory of the World“ und seine Richtlinien. 2005 hatte die UNESCO die Kasseler Handexemplare der Kinder- und Hausmärchen zum Weltdokumen-

tenerbe erklärt. Zimmermanns Blick richtet sich im besonderen auf Fragen der Kommerzialisierung und Popularisierung, auf das Spannungsfeld von „Memory, Markt und Medien“.

So ist ein umfassender und detailreicher Sammelband entstanden mit vielen relevanten Bezügen zum Thema Popularität der Brüder Grimm, in dessen etwas unübersichtlicher Struktur, wie ich finde, die Forschungsergebnisse des Projektes leider ein wenig zurücktreten. Das schmälert jedoch nicht die Qualität der gesamten Publikation.

Marburg

Susanna Kolbe

Bernhard BESS. * Nentershausen 15.4.1817, † Kassel 3.3.1896: Aus dem Leben des kurhessischen Pfarrers und Metropolitans Bernhard Beß. Jugendzeit nebst Reise nach Nordamerika und Aufenthalt daselbst (Mai 1841-Sommer 1846), von ihm selbst aufgezeichnet in Escheberg im Lauf des Jahres 1893 (Historische und andere Erlebnisse aus drei Jahrhunderten Bd. 6), 126 S. mehrere Abb., Blücher Verlag Merzhausen 2006. € 19,90 (ISBN 3-934249-07-8).

Schon der Titel gibt erschöpfend über den Inhalt dieses Buches Auskunft: In ihm erinnert sich ein 76 Jähriger zunächst seiner kargen, aber glücklichen Jugend als Sohn des Advokaten und Hessen-Philippstälischen Rats Valentin Beß in Nentershausen und der Tochter des dortigen Metropolitans Wilhelmina Claus im Kreise als siebtes Kind unter zwölfen, um dann seines Weges als Hersfelder Gymnasiast und Marburger Student und seiner Lehrer zu gedenken. In der spätrationalistischen Marburger Fakultät hörte er zum ersten Mal bis ins Herz betroffen von den drei der Erweckungsbewegung nahestehenden Professoren Müller, Kling und Hupfeld davon, dass Jesus Christus für die Sünde der Menschheit gestorben sei. Aber er gesteht auch, dass es ihm die von Arnold Ruge herausgegeben Halleschen Jahrbücher angetan hatten. Daß er selbst trotzdem wohl eher zu den konservativen Studenten gehörte, geht daraus hervor, dass der spätere geistige Bahnbrecher des evangelischen Genossenschaftswesens und damals in Marburg lehrende konservative Professor für neuere Sprachen Victor Aimé Huber dem in Kassel als Privatlehrer tätigen Kandidaten eine Stelle als Hauslehrer bei einem begüterten Plantagenbesitzer in den Südstaaten verschaffte. Die Erinnerungen an die Seereise mit einem vor dem Abwracken stehenden Segler von Bremen nach New York, die Ankunft dort, die Weiterfahrt mit einem Dreisegler nach Charlestown in Südcarolina und dann (teils mit der Bahn, teils mit der Postkutsche) in das Landesinnere bis nach Gainsville am Fuße der Blauen Berge, wo ihn der wohlhabende Plantagebesitzer Dr. Daniell als Lehrer seiner fünf Kinder und zumal seiner vier Söhne erwartete, ist so lebendig, dass der Leser noch heute spürt, was diese drei Monate dauernde Reise für den Vierundzwanzigjährigen bedeutete, der vorher nicht über Hanau und Frankfurt hinausgekommen war. Das Leben zusammen mit seinen zwischen 20 und 10 Jahre alten Schülern in einer Umgebung, in der die Sklaverei noch selbstverständlich war und in einer großartigen Landschaft gibt dem Erzähler reichliche Gelegenheiten Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Alltage und Feiertage und weiterhin ebenso die Tier- und Pflanzenwelt wie den südlichen Himmel genau zu beschreiben. So fröhlich die Sklaven im Hause seines Brotgebers waren, so sehr beunruhigte das Institut sein Gewissen, so dass er nach der Erfüllung seiner Pflichten das Angebot von Dr. Daniell nicht annahm, in den Südstaaten zu bleiben, sondern 1845 über Washington zurück nach New York reiste. Hier wirkte er als Privatlehrer der Enkel des damals reichsten Mannes der Staaten John Jacob Astor, um dann nach einem Abstecher zu seinem Freund Dallmann in Pensylvania weiteren verlockenden Angeboten zu widerstehen, um als 29jähriger in die hessische Heimat zurückzukehren und Pfarrer

in Obergude bei Bebra zu werden. Dort stand eines Tages der deutschstämmige Gärtner aus Gainsville vor ihm, der noch rechtzeitig vor dem Ausbruch des Sezessionskrieges nach Deutschland zurückgekehrt war, des Krieges, der auch die glückliche und trotzdem moralisch anrühliche Insel der Seligen des Dr. Daniell in den Untergang gerissen hatte. Es fallen viele Lichter auf das Leben und Denken dieser in Gärung befindlichen Zeiten. Einem eiligen Leser sei abgeraten, das besinnliche Buch zu lesen. Wer sich die Geduld nimmt, diesem alten Geschichtenerzähler zuzuhören, wird es nicht bereuen.

Marburg

Otto Kaiser

Günter SAGAN: Pfarrer Konrad Trageser, Sein Leben und Leiden, hg. von der Katholischen Kirchengemeinde St. Aegidius, Petersberg-Marbach, 64 S., 50 Abb., Michael Imhof Verlag Petersberg: 2010. €9,95 (ISBN 978-3-86568-625-1).

Große geschichtliche Ereignisse konkretisieren sich immer im Kleinen. Daher ist der Blick auf individuelle Schicksale „einfacher“ Menschen entscheidend für das Verstehen von historischen Zusammenhängen. Mit seinem Band über Pfarrer Konrad Trageser, der von der katholischen Kirche als Märtyrer verehrt und dem inzwischen auch überregionale Aufmerksamkeit zuteilwurde, hat Günter Sagan einen wichtigen Beitrag zur historischen Aufarbeitung geleistet. Sagan legt erstmals eine umfassende Darstellung des Lebens- und Leidenswegs, des aus dem Freigerichter Dorf Altenmittlau stammenden Pfarrers dar, der in Petersberg-Marbach (Landkreis Fulda) seine Wirkungsstätte hatte.

Das Buch zeichnet ein einfühlsames und anschauliches Bild eines katholischen Landgeistlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach. Mithilfe zahlreicher Dokumente und Augenzeugenberichte von der Kaiserzeit über die Weimarer Republik bis in die NS-Zeit hin gelingt es dem Autor, Einblicke in die Situation der damaligen Zeit zu gewinnen. Dass er im Jahre 1925 mit Gemeindegliedern eine Pilgerfahrt nach Rom unternehmen konnte, kann nicht zuletzt als Zeichen seines besonderen Engagements gewertet werden. Dass dieser Einsatz für die Kirche und die Gläubigen in der Zeit des Nationalsozialismus zu Auseinandersetzungen mit den Machthabern führte, kann man als zwangsläufig ansehen. 1941 wird Konrad Trageser nach einer kritischen Predigt verhaftet und ins KZ Dachau deportiert, wo er im Januar 1942 verstirbt. Diesem schrecklichen Schicksal angemessen, gestaltet sich der Blick in die Lagerwelt des NS-Regimes mit besonderer Eindringlichkeit. Nachdem die Urne mit der Asche zunächst unter Druck der Staatsmacht nur unter unwürdigen Bedingungen beigesetzt wurde, fand erst im Jahre 1947 eine würdevolle Trauerfeier für Pfarrer Trageser statt. Mit diesem Band hat Günter Sagan Pfarrer Trageser ein literarisches Denkmal gesetzt. Konrad Trageser ist ein Beispiel für Menschen, die aus ihrer christlichen Überzeugung heraus Widerstand gegen den Nationalsozialismus leisteten und Bekennermut in schwerer Zeit zeigten. Bleibt zu wünschen, dass sich zukünftig weiterhin zahlreiche Lokalhistoriker mit dem Leben und Wirken von „einfachen“ Menschen beschäftigen, es gibt sicherlich noch viel zu entdecken.

Freigericht-Somborn

Michael Lapp

Burkhard KLING (Hg.): David Hockney. Sechs Märchen der Brüder Grimm. Six Fairy Tales from the Brothers Grimm. 39 Radierungen. Eine Ausstellung im Brüder Grimm-Haus Steinau, 96 S., zahlr. Abb., Jonas Verlag Marburg 2008. € 15,00 (ISBN 978-3-89445-399-2).

Es fällt schwer, den britischen Künstler David Hockney, den Maler der bekannten Swimmingpool-Bilder und Playboy der Kunstwelt, mit einem so ausgesprochen hessischen Sujet wie den Märchen der Brüder Grimm in Verbindung zu bringen. Der 1937 geborene Wahlkalifornier Hockney, der in England und Los Angeles lebt, schuf ein facettenreiches Oeuvre, das von der Malerei und der Grafik bis zur Polaroid-Fotografie und dem Bühnenbild reicht. Das grafische Werk findet einen ersten Höhepunkt in dem großen Radier-Zyklus „A Rake's Progress“, in welchem er auf die berühmte Vorlage William Hogarths zurückgreifend den Werdegang und Abstieg des reichen Erben Tom Rakewell zeigt. 1969 entstand der Zyklus „Six Fairy Tales from the Brothers Grimm“, der mit 39 Blättern den umfangreichsten der grafischen Serien bildet. Schon 1968 hatte Hockney eine längere Reise nach Frankreich und Deutschland unternommen, die den Zyklus vorbereiten sollte. Im Hinblick auf das „deutsche Element“ (Kling), das Hockney in den Märchen sah, fotografierte er die Rheinlandschaft mit ihren Burgen. Die Märchen, die Hockney letztendlich auswählte – darunter bekannte wie „Rumpelstilzchen“, „Rapunzel“ und „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“, unbekannte wie „Das Meerhäschen“ und „Oll Rink Rank“ – waren diejenigen, die ihn, wie er sagte, vor besondere Herausforderungen stellten. Zu diesen hätte auch „Schneewittchen“ gehört, der äußerst populäre Disney-Film von 1937 hatte jedoch zu viele Bildideen vorweggenommen.

Die entstandenen Illustrationen der Grimmschen Märchen sind keine einfach zu konsumierenden, alles Vertraute, Romantisierende, Hessische, wie wir es von Ludwig Richter, Moritz von Schwind oder Otto Ubbelohde kennen, ist verschwunden. Hockneys rauer, auf den ersten Blick verstörend-karger Stil bringt den Schrecken der Märchen zum Vorschein. Die häufig eingesetzten Schraffuren wie in der geometrischen Hintergrundgestaltung beim Portrait der Kasseler Märchenfrau Dorothea Viehmann, die plakativen, ornamentalen Elemente und die nicht-räumliche, quasi zweidimensionale Anordnung der Figuren auf dem Blatt schaffen eine ungewohnte Distanz und lassen alles vorgeblich Lieblich-Idyllisch-Märchenhafte zugunsten einer kalten Strenge in den Hintergrund treten. Doch auf den zweiten Blick offenbart sich der Zauber der Bilder, etwa in der Radierung „Der Junge, versteckt im Fisch“ aus dem „Meerhäschen“, auf welcher sich der Jüngling, der die Prinzessin erobern möchte, in einem großen Fisch verbirgt. Hingekauert wie ein Embryo, den Daumen im Mund, gleichsam geborgen im Mutterleib, hart er der Dinge, die da kommen mögen.

2008 hat Burkhard Kling die Radierungen gemeinsam mit dem Text der sechs Märchen im Rahmen einer Ausstellung im Brüder-Grimm-Haus Steinau an der Straße herausgegeben und sie durch aufschlussreiche Texte zur Entstehung des Hockneyschen Radierzyklus und der Verwurzelung der Bildmotive in der europäischen Malerei (keine Geringeren als Hieronymus Bosch und Albrecht Dürer werden genannt), zum Leben des Künstlers und zur Geschichte der Märchenillustration von George Cruikshank bis Tomi Ungerer ergänzt. Ein interessantes Unternehmen, ein lesens- und sehenswertes Buch, das unser Bild von den vertrauten Märchen auch dank Klings Erläuterungen auf eine neue visuelle Ebene hebt.

Ewald GROTHE (Hg.): *Konservative Politiker im 19. Jahrhundert. Wirken – Wirkung – Wahrnehmung* (VHKH 75), 194 S., zahlr. Abb., Marburg 2010. €29,00 (ISBN 978-3-942225-09-0).

Anlass für diesen Strauß von ‚Lebensbildern‘ war der Plan, im Staatsarchiv Marburg eine Ausstellung über den kurhessischen Innen- und Justizminister Ludwig Hassenpflug zu organisieren. Parallel dazu fand im November 2008 eine Konferenz statt, deren Ergebnisse nunmehr vorliegen. Versammelt sind zum einen Abbildungen der gezeigten Exponate, zum andern acht Portraits von Politikern recht unterschiedlichen Zuschnitts. Eingeraht von zwei Staatsmännern, die in den Konstellationen des europäischen Kontinents tiefe Spuren hinterlassen haben, Metternich und Bismarck, werden neben dem Preußen von der Marwitz und dem kurzzeitigen preußischen Außenminister von Radowitz vier Politiker aus dem ‚Dritten Deutschland‘ vorgestellt: der hessen-darmstädtische Minister du Thil, der badische Außenminister von Blittersdorf, der erwähnte Hassenpflug sowie der sächsische, später österreichische Außenminister und Gegenspieler Bismarcks, von Beust. Vom Herausgeber stammt der Aufsatz über Hassenpflug, der in Kassel mit eiserner Hand zu regieren suchte, aber zwei Mal an unüberbrückbaren Differenzen mit der Ständeversammlung wie mit seinem Landesherrn scheiterte. Er war eine Lieblingsgestalt satirischer Blätter, ein Antirevolutionär und Antiparlamentarier, ein Mann „defensiver Modernisierung“, dessen Maximen auf „effektive staatliche Administration, ordnungspolitische Steuerung, staatliche Integration und staatspolitische Kontrolle“ gerichtet waren. Orientiert an den eingangs vorgetragenen Erwägungen, werden das Selbstbild des Protagonisten, die Urteile, die Zeitgenossen über ihn gefällt haben, außerdem die Grundlinien des Denkens und Handelns analysiert. Ein wenig kurz kommt die Dimension der Generation. Dafür, diese über biographische Forschungen zu erhellen, hatte GROTHE nämlich selber in seinen einleitenden Bemerkungen – vorsichtig zwar, aber doch mit einiger Eindringlichkeit – plädiert.

Der Einzige, der ein solches Konzept ausdrücklich diskutiert, ist Ewald FRIE. Am Beispiel des märkischen Offiziers und Gutsbesitzers Marwitz dekliniert er mögliche generationelle Eckdaten durch, weist darauf hin, dass sie in diesem Fall nicht aus der Reichs-, sondern allein aus der preußischen Geschichte gewonnen werden können. Dabei wird deutlich, dass die in den 1920er Jahren ausformulierte, zudem stark politisierte Generationenlehre für die Epoche um 1800 kaum tragfähig ist. „Weil Generationszusammenhänge erst in der diskursiven Ausdeutung generationsspezifischer Erfahrungen entstehen, diese Diskurse“ aber in der fraglichen Zeit „regional und sozial vielfach gebrochen blieben“, resümiert FRIE, sei das „Generationskonzept für den frühen Konservatismus ein schwer handhabbares Werkzeug.“ Gleichwohl ist sein Spiel mit differierenden Zuschreibungen sehr anregend, denn es macht deutlich, dass der Begriff Generation, wenn er denn zur historischen Kategorie erhoben werden soll, variabel, offen sein müßte für verschiedene Wege in jeweils verschiedenen Phasen der Existenz. Denn niemand muß sich zeit seines Lebens unverrückbar als Angehöriger ein und derselben Generation begreifen. Marwitz jedenfalls kann man sich denken, so FRIE, als Teil der „Generation von 1807“, geprägt von der Niederlage Preußens, vor allem aber von der – im Adel weithin abgelehnten – Politik der Reformen unter dem Staatskanzler Hardenberg, sodann als Mitglied der „Generation 1813/15“, deren Bezugspunkt der Befreiungskrieg gegen das napoleonische Frankreich war, ferner als Repräsentant der „Generation 1830“, die auf die Prozesse einer Modernisierung von oben mit zunehmender „Verhärtung der eigenen Positionen reagierte.“ Und schließlich: Nach seinem Tod wird Marwitz durch Instrumentalisierung und „Umschreibung“ seiner autobiographischen Hinterlassen-

schaften zur Ikone einer konservativen „Generation 1848“, die ihn als vergangenheitspolitische Legitimationsgestalt vor ihren Karren spannt.

Eine gleichermaßen intensiv zur Debatte gestellte konzeptionelle Dimension findet sich in den übrigen Beiträgen nicht. Hartwig BRANDT sieht in Metternich den Typus des „Skeptikers“, auch des „Verhinderers“ jedweden Wandels, den „Anwalt geschichtlicher Dauer im Fluß des Geschehens“. Geprägt vom 18. Jahrhundert, hantierte er virtuos mit den „Elementen des Status quo“, ließ weder „Emphase noch Bekenntnis“ erkennen. Ein entschiedener Anhänger Metternichscher Prinzipien war der Hessen-Darmstädter du Thil. Ihn portraitiert Hans-Werner HAHN im Einklang mit der neueren Forschung als Vertreter eines „pragmatischen Staatskonservatismus“, der ebenso wie sein badischer Kollege Blittersdorf (Hans-Peter BECHT) maßvolle Reform und unteilbare monarchische Souveränität als Garanten innerer und äußerer Stabilität sehen wollte. Brigitte MEIER lenkt das Augenmerk auf die Karriere des Offiziers und Diplomaten in kurhessischen und preußischen Diensten, Joseph Maria von Radowitz. Befreundet mit Friedrich Wilhelm IV., zeitweilig auch mit den Leuten der Kamarilla um die Brüder Gerlach, war 1850 sein Ausflug in die hohe Politik ohne Fortune und währte nur wenige Monate. Josef MATZERATH kontrastiert das in den Memoiren gezeichnete Selbstbild des Freiherrn von Beust mit Tagebuchaufzeichnungen des langjährigen Weggefährten und Mentors Carl von Weber. Das Interesse dabei gilt dem „Zusammenhang von Politik und Privatem“. Relativ breiten Raum nehmen hier die außerehelichen Eskapaden der Eheleute von Beust ein, aus denen wir lernen, dass Details aus dem intimen Leben hochgestellter Persönlichkeiten um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor den neugierigen Blicken der Öffentlichkeit abgeschirmt werden konnten, was nicht im Entferntesten vergleichbar ist mit dem Skandalisierungseifer in modernen, demokratischen Massengesellschaften. Am Schluss des Bandes steht gleichsam folgerichtig, weil den vielen, bisweilen eher traditionellen Facetten des Konservatismus, neue, nicht konformistische hinzufügend, Otto von Bismarck, dem Volker ULLRICH eine glänzend erzählte Studie widmet: jenem Junker von Schönhausen, der aus der Welt seiner Herkunft nie ein Hehl machte und doch über die dort waltende Enge weit hinausragte.

Hamburg/Kassel

Jens Flemming

Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte „Who was who in nursing history“ Bd. 4, hg. von Hubert KOLLING, Urban & Fischer Verlag München, Jena 2008. €29,95 (ISBN 978-3-437-26083-4).

Der vorgelegte, von Kolling herausgegebene Band schließt an die bereits in den Jahren 1997, 2001 und 2004 vorausgegangenen Bände zur Pflegegeschichte an, die von Horst-Peter Wolff herausgegeben wurden. Enthalten sind 131 Kurzbiographien, von denen 90 weiblichen Personen gewidmet sind. In Abhängigkeit von vorliegenden Forschungen und der jeweiligen Quellenlage sind die Einträge von sehr unterschiedlicher Länge. Die Anordnung erfolgt in alphabetischer Reihenfolge; ein Register erlaubt einen schnellen Überblick über die in diesem Band berücksichtigten Personen. Neben den biographischen Informationen liefern die Einträge in der Regel auch eine allgemeinere Einordnung in das jeweilige pflegegeschichtliche Umfeld. Soweit möglich, werden die Personen auch bildlich portraitiert.

Das Lexikon versteht sich als „Handreichung“ für diejenigen, die zur Pflegegeschichte forschen oder sich auch nur für sie interessieren (S. 7). Deshalb war es das Bestreben, „einen möglichst vollständigen Nachweis sämtlicher Publikationen der Biographierten“ zu liefern, einschließlich der Ermittlungen in den jeweils entsprechenden Archiven – eine Basis, die zu weiteren Forschungen anregen soll.

Dieser biographische Beitrag zur Geschichte der Pflege geht von einem sehr weit gefassten Pflegebegriff aus: „Neben Pflegewissenschaftlerinnen, Hospitalgründern und Hospitalvorstehern, Lehrbuchautoren, Verbandsvorsitzenden, Gewerkschaftsvertretern [...] wurden auch eine Reihe von Persönlichkeiten aufgenommen, denen etwa die häusliche Krankenpflege, die sogenannte Landkrankenpflege, die „Krüppelpflege“ oder der Sozialdienst im Krankenhaus besonders am Herzen lagen.“ (S. 7) Eben diese Vielfältigkeit mag als Schwäche des Konzepts bewertet werden, denn es ist eine Sammlung biographischer Daten zu Persönlichkeiten in einem zeitlich wie räumlich entgrenzten Rahmen: vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, international ausgerichtet und selbst über Europa ausgreifend. In dieser weiten Auslegung verliert sich jede Kontur, zumal sie auch inhaltlich nicht erkennbar definiert ist. Es findet sich einzig der Hinweis, im Band 4 sei die Zeit des Nationalsozialismus stärker als bisher berücksichtigt worden. Auswahlkriterien sind jedoch nicht genannt, und so wird der Leser wiederholt ratlos mit der Frage zurückgelassen, warum eine Person aufgenommen wurde. Auch lassen sich aus der Tatsache eines deutlichen Übergewichts des Anteils der weiblichen Biogramme keinerlei Rückschlüsse dahingehend ziehen, ob dies etwa als ein Beleg dafür zu werten ist, dass die Geschichte der Pflege weiblich sei.

Da konstruktive Kritik durchaus erwünscht ist (S. 8), sei hier folgende Anregung gegeben: Das Lexikon sollte durch einen einigermaßen detaillierten Sachindex ergänzt und erweitert werden. Das würde eine gewisse kontextbezogene Auswertung ermöglichen, die so leider überhaupt nicht gegeben ist. So wäre z.B. der angekündigte stärkere NS-Bezug dem Leser unmittelbar evident; er könnte die entsprechenden Einträge zu Personen, die in die Täter-Opfer-Problematik involviert waren, gezielt nachlesen, er könnte aber z. B. auch speziell die enthaltenen Informationen zur Pflege in jüdischen Krankenhäusern oder zu Beginn des Mittelalters nachschlagen.

Gleichwohl entdeckt der Leser beim Blättern und stöbernden Lesen Manches an interessanten Details, auch erhält er einen Überblick über die sehr vielschichtigen Dimensionen der Pflegegeschichte. Die Chance zur optimalen Nutzung eines solchen Nachschlagewerkes ist durch die alleinige alphabetische, also rein formale Anordnung der Einträge und die fehlende sachliche Erschließungsmöglichkeit leider vertan.

Marburg

Irmtraut Sahmland

Dokumente einer Freundschaft in schwieriger Zeit. Hermann Hupfeld und Johann Wolfgang Bickell. Briefwechsel 1832-1848, hg. und mit einer Einleitung versehen von Otto KAISER, 888 S., 36 s/w Abb., (VHKH 23,5). Marburg 2010. €48,00 (ISBN 978-3-942225-12-0).

In Zeiten von E-Mails und Telefongesprächen wird man lange suchen müssen, um einen solchen Briefwechsel zu finden. Wie bedauerlich dies ist, zeigen diese Briefe, in denen Persönliches und Politisches verwoben ist, so dass die Leser hautnah am Leben und Denken zweier Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts teilnehmen können.

Natürlich kennen alle historisch Interessierten die politischen Entwicklungen Deutschlands und vor allem Kurhessens im Vormärz. Aber die Sicht des Orientalisten und Alttestamentlers Hermann Hupfeld und des Juristen Wilhelm Bickell (der im Buchtitel genannte Vorname „Wolfgang“ ist nachweislich falsch!) sowie ihre intimen Informationen lassen manches im anderen Licht erscheinen und bringen uns diese Epoche näher. Das gelingt, weil sich die beiden bei aller Gegensätzlichkeit vertrauten; denn sie waren befreundet seit Marburger Studententagen, wo sie sich in der von Hupfeld mitgegründeten Burschenschaft „Allgemeiner Studentenverein“ begegnet waren (ihr gehörte auch August Vilmar an, dessen

unterschiedliche Tätigkeiten und Thesen im Briefwechsel immer wieder erwähnt und durchaus kritisch beurteilt werden).

Als thematische Schwerpunkte der Briefe lassen sich u. a. benennen die ausführliche Beschäftigung mit der Verfassungsfrage, mit kirchlichen Problemen (Evangelischer Missionsverein Kassel, Lichtfreunde) und mit den restaurativen Unterdrückungsmaßnahmen, die Bickell als Justizminister forcierte; außerdem die ständige Auseinandersetzung mit Ludwig Hassenpflug und die Arbeit von Jacob und Wilhelm Grimm sowie von Sylvester Jordan. Manchmal waren die beiden jedoch ausschließlich auf kurhessische Themen fixiert. So weist Kaiser beispielsweise darauf hin, dass sie die sog. Rheinkrise gar nicht zur Kenntnis nahmen, weil der hessische Symbolstreit (1839 - 1840) sie allzu sehr beschäftigte.

Insgesamt sind die Anmerkungen und Hinweise äußerst hilfreich, die Otto Kaiser beigelegt hat. Die sorgfältig ausgewählten zeitgenössischen Portraits und Bilder, auch von Marburg und Kassel, veranschaulichen in hervorragender Weise die brieflichen Berichte. Leider fehlen Ansichten der Stadt Halle; dabei lebte Hermann Hupfeld hier seit 1843, vermisste *die hessische Herzlichkeit und Zuvorkommenheit* (S. 503) und beschrieb die dortige politische Situation so: *Man kann den Enthusiasmus für Preußen freilich nicht leichter los werden als in Preußen selbst, wo das moderne Papierregiment in seiner höchsten Glorie besteht* (S. 494).

Die Kurzbiographien der beiden Briefautoren sind instruktiv, das gründlich gearbeitete Personenlexikon enthält zahlreiche Informationen. Allerdings hätte man sich gefreut, wenn in ihm anstelle von Geburts- und Sterbejahren der genannten Persönlichkeiten deren genaue Geburts- und Sterbedaten mit jeweiligem Ort notiert worden wären.

Kleine Ungenauigkeiten lassen sich bei einem solch umfangreichen Werk wohl nicht vermeiden, so z. B.: Max statt Gerhard Bätzing; Vertauschung der Handschriftenproben von Hupfeld und Bickell; fehlender Hinweis, dass sich die „Elwertsche Universitätsbuchhandlung“ in Marburg befindet (was Ortskundige natürlich wissen); Gleichsetzung von Unterneustädter- und Brüderkirche in Kassel – alles Lappalien!

Insgesamt eine spannende, großen Gewinn bringende Lesereise, auf der man Neues und Interessantes erfährt – und sich auch am bereits Bekannten freuen kann. Deshalb wünscht man dem wohl gelungenen Band viele Leser.

Kassel

Christian Hilmes

August Bier. Der Chirurg, der Bäume pflanzte. Ein Film von Alma BARKEY, Buch: Uli AUMÜLLER. Berlin 2009. Historische Dokumentation. 50 Minuten. (AlmaBarkeyFilm Berlin; zu beziehen über: u.aumueller@gmx.de).

2006 erschien im Hanser-Verlag ein schmales Buch in neuer Übersetzung, das als Klassiker der französischen Literatur gilt. Jean Giono's „Der Mann, der Bäume pflanzte“ aus dem Jahr 1953 erzählt die Geschichte des Schäfers Elzéard Bouffier, der in der verkarsteten Landschaft am Mont Ventoux lebt und auf seinen Gängen durch den heimatlichen Lebensraum über Jahrzehnte hinweg mit unermüdlicher Geduld Samen von Eichen, Ahorn und Birken in die vertrocknete Erde setzt. Mit der Zeit wachsen aus den Bucheckern und Eicheln Zehntausende von Bäumen, die sich zu Wäldern verdichten und dadurch dem toten Land Leben zurück bringen, letztlich auch den wenigen dagebliebenen Bewohnern wieder Lebensmut geben.

Es ist wohl kein Zufall, dass das Büchlein von Uli Aumüller ins Deutsche übertragen wurde, die auch das Drehbuch zu dem 2009 erschienenen Dokumentarfilm „August Bier. Der Chirurg, der Bäume pflanzte“ schrieb. Uli Aumüller scheint recht vielseitig zu sein, sie

wurde nicht nur für die kongeniale Neuübersetzung der Romane Albert Camus' ausgezeichnet und widmet sich seit Jahren dem Werk der amerikanischen Schriftstellerin Siri Hustvedt widmet. So ist es nicht verwunderlich, dass sich sowohl hinter dem Namen der Produzentin als auch dem der Regisseurin Alma Barkey dieselbe Person, nämlich Uli Aumüller, verbirgt.

August Bier, der Protagonist ihres Dokumentarfilms, unterscheidet sich auf den ersten Blick in jeder Hinsicht von dem provenzalischen Schäfer und Baumliebhaber. Der Berliner Chirurgieprofessor Bier, geboren am 24. November 1861 im heute zu Bad Arolsen gehörenden Helsen im Waldecker Land, war eine international bekannte und angesehene Persönlichkeit. Der langjährige Direktor der Berliner Klinik in der Ziegelstraße hatte 1898 im Eigenversuch gemeinsam mit einem Assistenten die Spinalanästhesie entdeckt, als Modearzt behandelte er die Prominenz des Deutschen Reichs und der Weimarer Republik, er operierte sowohl Kaiser Wilhelm II. als auch Reichspräsident Friedrich Ebert, und in seiner Funktion als Marinegeneralarzt regte er im Ersten Weltkrieg die Entwicklung des Stahlhelms an. Trotz der medizinischen Erfolge und seiner unbestrittenen Position in der akademisch geprägten Chirurgie war Bier zugleich ein entschiedener Verfechter der Homöopathie und vertrat ein ganzheitliches medizinisches Denken.

Auf dem Höhepunkt seiner chirurgischen Erfolge erwarb Bier 1912 in Brandenburg das Waldgut „Sauen“, wo er mit ökologisch nachhaltigen Waldbauexperimenten begann, indem er, ähnlich wie die fiktive Gestalt des Elzéard Bouffier, die Kiefernsteppe nach und nach in einen Mischwald aus Nadel- und Laubholz umwandelte. Man kann vermuten, dass diese starke Verbundenheit zum ländlichen Lebensraum, wohin Bier sich nach seiner Pensionierung ganz zurückzog, eine Reminiszenz an die Jahre der Kindheit auf dem Lande ist, wo der Vater als Geometer den Park des Arolsener Schlosses angelegt hatte und der naturliebende Knabe durch Wald und Flur gestreift war.

Das facettenreiche Leben des aus Waldeck stammenden Chirurgen breitet die Autorin in einem fünfzigminütigen Film aus, der sich nicht nur auf historische Filmaufnahmen und Bilddokumente stützen kann und beeindruckende, stimmungsvolle Landschaftsaufnahmen liefert, sondern auch mit Hintergrundinformationen aus dem Munde zahlreicher Interviewpartner wie des Generalsekretärs der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie Hartmut Bauer oder des Medizinhistorikers Volker Hess aufwartet. Ein Höhepunkt des in Wertung und Kommentierung dankenswert zurückhaltenden Filmes sind zweifellos die Beiträge der über 90jährigen Tochter Christa von Winning, geb. Bier, die scheinbar ungebrochen von den Begegnungen mit dem „gut aussehenden“ Hermann Göring, dem luxuriösen Leben der Jeunesse dorée in Berlin oder auf Gut Sauen und dem Verhältnis der Eltern zueinander berichtet. Indem Uli Aumüller in ihrem sehenswerten, sorgfältig recherchierten Film das Leben und Wirken Biers chronologisch bis in die heutige Zeit aufrollt, wird der Blick auch auf die mehr als hundert Jahre umfassende Zeitgeschichte mit all ihren Umbrüchen gelenkt. – Bier starb am 12. März 1949 und wurde in seinem geliebten Wald wurde er begraben. Sein Geburtsort Helsen verleiht heute eine „Professor-Bier-Plakette“ an Personen, die sich um die Gemeinde verdient gemacht haben.

Marburg

Ulrike Enke

Albert VÖLKL: Hans Staden. Ich lebte unter Menschenfressern, 80 S., über 100 s/w Abb., Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen 2010. €12,90 (ISBN 978-3-8313-2279-4).

Hans Staden: Ich lebte unter Menschenfressern ist eine phantastisch anmutende Geschichte aus der frühen Zeit der Kolonisation Südamerikas durch die Europäer. Die Grundlage bildet

der autobiografische Reisebericht „Wahrhaftige Historia“ des Wolfhagers Hans Staden aus dem Jahr 1557.

Das Buch des Trendelburger Illustrators, Figuren- und Schattentheaterspielers Albert Völkl gehört zu einer Reihe reich illustrierter regionalgeschichtlicher Erzählungen des nordhessischen Raums. Wie in seinen anderen Werken verbindet Völkl auch hier die historische Vorlage mit Ereignissen der Zeitgeschichte.

Hans Staden, wissenshungrig und vor Kraft strotzend, hält schon als jungen Mann nichts in seinem Geburtsort Homberg an der Efze. Er schließt sich den Landsknechten an und lernt so den Krieg kennen. Ein Wink des Schicksals lässt ihn zur See fahren. Stets fasziniert von abenteuerlichen Erzählungen über ferne Länder und sonderbare Wesen heuert er auf Schiffen an, die nach Südamerika fahren. Zweimal führt ihn der Weg in das ursprüngliche Brasilien des 16. Jahrhunderts. Als Söldner der Portugiesen gerät er schließlich in die Gefangenschaft von Kannibalen, den Tupinamba-Indianern. Viele Monate, einen grauenvollen Tod vor Augen, lebt er unter ihnen als Gefangener, stets schwankend zwischen tiefer Verzweiflung und Gottvertrauen. Mit Diplomatie und List gelingt es ihm zu überleben und schließlich in seine Heimat zurückzukehren.

Die spannende, teils grausige und inhaltlich dichte Erzählung wird durch die gegenüber stehenden Illustrationen noch lebendiger. Einfühlsam scheinen sie die Stimmungen und mystischen Erlebnisse des Hans Staden einzufangen.

Es ist schon erstaunlich, dass das zu den wertvollen Urkunden der Landesgeschichtsschreibung gehörende Werk Hans Stadens in Brasilien und im europäischen Ausland bekannter ist, als in seiner nordhessischen Heimat.

Aufwändig gedruckt und mit einem wertigen Hardcover versehen ist dieses Buch nicht nur für Erwachsene. Vielleicht auch gerade vor dem Hintergrund des Wiedererstarkens einer anspruchsvollen Comic-Kultur bietet das Buch in der heutigen Zeit eine hervorragende Möglichkeit, Jugendlichen ein vollständigeres Bild der eigenen Heimat und ihrer geschichtlichen Hintergründe zu vermitteln.

Kassel

Roland Ruhnau

Papst Benedikt und Fulda, hg. von Heinz Josef ALGERMISSEN, 48 S., 12 Abb., Michael Imhof Verlag Petersberg 2010. €6,80 (ISBN 978-3-86568-607-7).

Wer unter diesem Titel einen Bildband über den derzeitigen Papst in der Bischofsstadt Fulda vermutet, der wird enttäuscht werden. Doch ist die Bonifatiusstadt Fulda für den Inhalt entscheidend. Der Band enthält drei Predigten und einen Vortrag von Papst Benedikt XVI. aus seiner Zeit als Kardinal, die in Fulda gehalten wurden. Um es gleich vorweg zu sagen, es ist eine lohnende Lektüre. Der Herausgeber, Bischof Algermissen, hat vier Schlüsseltexte zur Theologie und Philosophie des Papstes publiziert, die man gleichsam als Einleitung in das Denken Joseph Ratzingers lesen kann. Die Texte geben Einblicke in die Gedanken- und Glaubenswelt des „deutschen“ Papstes, wobei es einen Reiz besitzt, dass die Texte zum Teil schon einige Jahrzehnte alt sind, man sie aber gerade daher als programmatisch verstehen kann, da diese Themen in aktuellen Veröffentlichungen immer wieder vorkommen. So behandelt die erste Predigt aus dem Jahr 1979, 15 Jahre nach den Reformen des II. Vaticanum, das Thema ‚Gottesdienst‘. Der 1984 gehaltene Vortrag über „Glaube, Philosophie und Theologie“ ist der besonderen Lektüre empfohlen. Hier legt Ratzinger in aller Kürze einen beeindruckenden Überblick zum Verhältnis von Theologie und Philosophie dar, wie man ihn selten findet. Er erteilt auf besondere Art und Weise dem lange gepflegten

Gegensatz von Theologie und Philosophie eine Absage, in dem er ausgehend von urchristlichen Zeiten auf deren Miteinander hinweist.

Die 1994 gehaltene Predigt „Ich will, dass ihr hingehet und Frucht bringt“ hat seinen Ort in Fulda, in dem er ausgehend von Bonifatius, die Aufgabe und Würde des Priesteramtes darlegt. Der neueste Text stammt aus dem Jahre 2002. In der Predigt „Fürchtet euch nicht – in einer Wolfswelt“ behandelt Benedikt das alltägliche Leben der Christen in einer – auch in unseren Breiten – nicht immer freundlich gesinnten Umwelt. Ein wenig „Bildband“ ist diese Veröffentlichung dann doch, da Fotos, die zu den jeweiligen Anlässen entstanden sind, diesen lesenswerten Band abrunden.

Freigericht-Somborn

Michael Lapp

Berthold MECKELBURG: Mein Leben, Gesamtherstellung: Jürgen WOLF, 168 S., zahlr. s/w u. Farbabb. Sprenger-Druck Korbach-Bad Arolsen 2010. €12,50.

Es gibt wohl kaum einen Gartenbesitzer in Nordhessen, Südniedersachsen und dem östlichen Sauerland, der nicht schon eine Pflanze oder ein anderes Produkt aus einem der zahlreichen Gartencenter Meckelburg gekauft hätte. Wer hinter diesem ausgezeichnet geführten Unternehmen steht und welche prallvolle Lebensgeschichte darin steckt, erfährt der Leser in diesem von dem Marburger Germanistik-Professor Jürgen Wolf lebendig gestalteten Band: die Geschichte des Gartenbau-Unternehmers Berthold Meckelburg. In 40 Kapiteln erzählt der 1925 in Ostpolen Geborene auf knapp 170 Seiten in klarer ungekünstelter Sprache von den Eltern, der Kindheit und Schulzeit, vom Krieg, den er als blutjunger Soldat mitgemacht hat, von der Gefangenschaft, Flucht in den Westen und den schwierigen Anfangsjahren in Waldeck bis hin zur Familien- und Firmengründung und deren weitere Entwicklung bis heute. Ein Kernsatz ist wohl der: „Zum Unternehmer muss man geboren sein“, der die Persönlichkeitsmerkmale Meckelburgs erschließt: Fleiß, Kompetenz, Geschäftssinn, Unternehmungslust und Fantasie, Disziplin und Erfolgswillen. Durchaus selbstkritisch bei allem Selbstbewusstsein eines Menschen, der es „zu etwas gebracht hat“, werden auch die eigenen Schwächen neben den Stärken und Interessen dargestellt, die Fehlschläge neben den zahlreichen Erfolgen und die Strategien, damit umzugehen. Damit erschließt sich eine eindrucksvolle Persönlichkeit und ihre Lebensgeschichte, die mit zahlreichen Dokumenten, Fotos, Bildern und zeitgeschichtlichen Rückblenden plastisch und vielfältig ein ganzes Spektrum von Facetten aufzeigt. So ist das Buch das Lehrstück einer Erfolgsgeschichte, sympathisch, ohne zu protzen und selbstbewusst im besten Sinne.

Marburg

Gerhard Aumüller

Robert EBERHARDT: Seume und Münchhausen. Mit dem kommentierten Neudruck der ‚Rückerinnerungen‘ von 1797, 197 S., 19 Abb., Wolff Verlag Schmalkalden 2010. € 19,90 (ISBN: 978-3-941461-03-1).

Der Journalist Robert Eberhardt, seit 2008 Verleger (mit 21 Jahren damals der jüngste Verleger Deutschlands), schildert Freundschaft und Trennung der Schriftsteller Johann Gottfried Seume und Karl Freiherr von Münchhausen in den Jahren 1782 bis 1802 aus einer literaturgeschichtlichen Sicht. Er kann dabei aufgrund eigener Recherchen manche neuen Akzente insbesondere in der Biographie Seumes setzen, macht aber auch Münchhausen einem größeren Publikum bekannt.

Johann Gottfried Seume hatte 1781 sein Theologiestudium in Jena abgebrochen; in Sachsenheim bei Vacha ließ er sich für die hessen-kasselschen Truppen im Amerika an-

werben. In Neuschottland im August 1782 angekommen, erfuhren die Hessen das Ende des Krieges. Im Lager machte der 19jährige Gemeine Seume die Bekanntschaft des 23jährigen Fähnrichs Freiherrn Karl von Münchhausen aus der hessisch-kasselischen Grafschaft Schaumburg. Es entwickelte sich trotz des Standes- und Rangunterschiedes eine schwärmerische Beziehung zweier Dichter; beide trafen sich täglich und durchstreiften die Wälder; sie dichteten und beschworen ihre neue Freundschaft. Ein Jahr später trennten sich die Wege durch die unterschiedliche Heimfahrt ihrer militärischen Einheiten. Münchhausen machte eine bescheidene Militärkarriere, war schließlich in Schmalkalden als Kapitän, dann in Ziegenhain als Major stationiert; als Gegner der napoleonischen Neuordnung zog er sich ins adlige Gutsleben zurück, betätigte sich aber zeitweilig als Schriftsteller. Seume hingegen führte ein abenteuerliches Leben, war zeitweise in russischem Militärdienst, später beim Verleger Göschen in Leipzig tätig und unternahm anschließend seine berühmten Reisen. Münchhausen pflegte die Freundschaft mit Seume durch einen intensiven Briefwechsel, den er 1792 aufnahm, nachdem er Seumes Wohnort ausfindig gemacht hatte; allerdings sind nur Seumes Antworten erhalten. Münchhausen sehnte sich nach dem Freund und hoffte immer wieder auf dessen Besuch; Seume entzog sich dem offensichtlich lange. Immerhin schaffte es Münchhausen, zusammen mit Seume die 1791 bis 1795 entstandenen Gedichte der Freunde aufeinander 1797 zu veröffentlichen. 1802 kam es dann zum von Münchhausen so lange erhofften Wiedersehen in Schmalkalden; die Begegnung endete in Enttäuschung und der baldigen Abreise Seumes. Offensichtlich war die gemeinsame Basis der Erlebnisse in Neuschottland zu schmal: „Sie führten eine Freundschaft, die [nach 1783, D.W.] nur in der Distanz bestand und bestehen konnte, wie es das persönliche Wiedersehen gezeigt hatte.“ (S. 73) Welche Rolle der Standesunterschied beim Bruch der Freundschaft spielt, welche Rolle die unterschiedlichen schriftstellerischen Konzeptionen (Münchhausen hing der Bardenpoesie an), bleibt offen. Wenn Eberhardt auch genauere Kenntnisse Seumes voraussetzt, ist das Buch dennoch auch für den Leser, der sich in der Literaturgeschichte nicht auskennt, gut und anschaulich geschrieben. Zusätzlichen Wert gewinnt das Buch durch die Neuveröffentlichung der Gedichte beider Freunde von 1797 (S. 105-163).

17 schwarzweiße und farbige Abbildungen insbesondere der wichtigsten Personen und eine Zeittafel zum Leben beider Helden ergänzen das schöne Buch. Leider fehlt ein Personenverzeichnis.

Bad Nauheim

Dieter Wunder

Kunst, Musik und Kulturgeschichte

Georg DEHIO: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Hessen II: Der Regierungsbezirk Darmstadt, 912 S., zahlr. Pläne, Grundrisse, Karten, Deutscher Kunstverlag München, Berlin 2008. €58,00 (ISBN 978-3-422-03117-3).

Als Georg Dehio zwischen 1905 und 1912 erstmals seine fünf Handbücher der deutschen Kunstdenkmäler vorlegte, sollten sie für den Fachmann wie für die kunstinteressierte Öffentlichkeit ein „urteilender und klärender Führer durch die Denkmälermasse“ sein, ein „Nachschlagbuch für die Arbeit am Schreibtisch und zugleich ein bequemes Reisehandbuch“ (VI). Diesem Ziel sollen auch noch die heutigen „Dehios“, wie die längst zum Standardwerk avancierten Handbücher heute in anerkennender Kurzform bezeichnet werden, verpflichtet sein.

Während das Gebiet des heutigen Bundeslandes Hessen ursprünglich noch auf verschiedene Bände verteilt war, wurde es 1950 in der von Lothar Gall herausgegebenen Bearbeitung in zwei eigenständige Teilbände gebracht. Die von Magnus Backes 1966 neubearbeitete und 1982 überarbeitete Neuauflage fasste den Kunstdenkmälerbestand in einen Band zusammen. Die 2008 erschienenen Neubearbeitungen teilen Hessen nunmehr wieder in zwei Bände auf, einen nördlichen Teil Hessen I (siehe die Rezension von Volker Knöppel, in: ZHG (2009), S. 367 f.) sowie einen südlichen, hier zu besprechenden Teil Hessen II.

Der hauptverantwortlich durch Folkhard Cremer bearbeitete Band Hessen II gliedert die Objekte in klassischer alphabetischer Reihenfolge nach Ortsnamen. Ergänzt wird die jeweils nach Baugattung und Bautypen geordnete Bestandsaufnahme um ein Verzeichnis der Denkmalinventare und Denkmaltopographien, ein Künstlerverzeichnis, einen Glossar sowie zahlreiche Pläne, Grundrisse und Karten. Wie bei allen in den letzten Jahren herausgegebenen Neubearbeitungen haben auch die Bände zu Hessen erheblich an Umfang zugelegt, wobei alleine der Teil Hessen II bereits an den Seitenumfang des älteren Gesamtbandes von 1982 heranreicht. Die deutliche Textzunahme trägt einerseits einem fortschreitenden Erkenntnisgewinn durch Forschung und Restaurierung sowie einer, zumeist gewinnbringenden Neuaufnahme von Objekten aus jüngeren Kunstströmungen und Kunstgattungen Rechnung, wie z. B. Industrie- und Verwaltungsbauten aus der Zeit um 1900, Wohn- und Geschäftsgebäude der 1950/60er Jahre oder Kunst im öffentlichen Raum der 1970/80er Jahre. Dass bei vereinzelt Objekten durchaus auch ‚Modethemen‘ zu Buche schlagen, liegt im historisch-dynamischen Konzept der Reihe begründet. Andererseits ist die textliche Erweiterung den zunehmend ausführlicheren Beschreibungen einzelner Kunstdenkmäler geschuldet, die bezüglich ihres Informationsgehaltes und Verständnisses nicht immer förderlich erscheinen.

Exemplarisch für diesen Band sei der Blick auf den Verwaltungssitz Darmstadt (S. 134-173) gerichtet. Der Abschnitt zur ‚Wissenschaftsstadt‘ ist von knapp 9 Seiten auf rund 39 Seiten erweitert worden. Der Stadtplan wurde dabei um einen Stadtteil- und Eingemeindungsplan sowie um 7 Grundrisse (u. a. zur Mathildenhöhe, zum Residenzschloss, Waldfriedhof und Hauptbahnhof) ergänzt. Der überblickartige Einstieg zur ‚Stadtgestalt‘ mit Erläuterungen zur Wiederaufbauplanung nach 1945 ist bereits sehr instruktiv. Auch die anschließende, exponierte Gewichtung der Mathildenhöhe als international bedeutendes Ensemble von Architektur und Ornamentik des frühen Jugendstils ist (ebenso wie die Berücksichtigung der ‚Meisterhäuser‘) ein deutlicher Gewinn. Inzwischen ebenfalls mit einem ‚Sternchen‘ und damit zur ‚Nacharbeit anhand weiterführender Literatur‘ empfohlen, wurden zudem die Fürstengruft in der ev. Stadtkirche, das Residenzschloss und das Hessische Landesmuseum. Etwas zu ambitioniert erscheint dagegen die Hervorhebung des Hauptbahnhofs im Rahmen der nun stärker vertretenen technischen Bauten und Anlagen. Die generell gründlichere Bearbeitung von Friedhöfen sowie Garten- und Parkanlagen (siehe hierzu Alter Friedhof, Waldfriedhof, Rosenhöhe, Prinz-Georg- und Pretlacksche Garten) ist äußerst erfreulich. Folglich findet nun unter anderem auch die Grabstätte Landgräfin Karolines (gest. 1774) im Herrngarten – übrigens das erste neuzeitliche Gartenbegräbnis einer Landesfürstin – mit der von Friedrich dem Großen gestifteten Marmorurne Erwähnung. Vermissten könnten künftige Darmstadtbesucher eventuell die ‚Waldspirale‘, ein 2000 fertiggestellter und noch vom Wiener Künstler Friedensreich Hundertwasser gestalteter Wohnkomplex. Doch müssen sich derartige Bauwerke vielleicht auch erst ihres Kunstdenkmalwertes erweisen.

Sicherlich ließe sich das ein oder andere Monitum im Detail finden, doch soll an dieser Stelle vielmehr auch das weitergeführte Unternehmen ‚Dehio‘ in Gänze gewürdigt werden.

Derartige, auf Jahre und gemeinschaftliches Engagement hin angelegte Großprojekte sind heute bei weitem keine Selbstverständlichkeit mehr. Außerdem mag sich jeder Leser aufgerufen fühlen, seine Kenntnisse und Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Objekten für eine künftige Neuauflage bereitzustellen.

Düsseldorf, Jena

Sascha Winter

Karin BAUTZ, Holger Th. GRÄF, Ekart RITTMANNSPERGER (Red.): Die Wandmalereien in der ehemaligen Generalpräzeptorei der Antoniter zu Grünberg (Veröff. aus dem Museum im Spital Grünberg III), 48 S., zahlr. Farbabb. Verlagsdruckerei Schmidt Neustadt an der Aisch 2009. €7,80 (ISBN 978-3-87707-756-6).

Das Museum im Spital Grünberg, eine mutige Museumsgründung in Zeiten leerer öffentlicher Kassen im Jahr 2006, legt den dritten Band seiner Forschungsreihe vor. Er befasst sich aus kunsthistorischer und restauratorischer Sicht mit den Wandgemälden in den Gebäuden des Antoniterkonvents in der oberhessischen Kleinstadt, der seit dem späten 12. Jahrhundert dort ansässig war. Die Verfasserin des Hauptbeitrages, die Marburger und Dortmunder Kunsthistorikerin Esther Meier, hat sich in einem 2006 erschienenen Band mit dem Motiv der Gregorsmesse beschäftigt, das auch in den Gemälden in der Generalpräzeptorei in Grünberg an prominenter Stelle erscheint. Von ebenso großer Bedeutung ist aber ein – leider auch nur fragmentarisch erhaltener – Apostelzyklus, den sie zunächst vorstellt und analysiert, immer im Verhältnis zu der vorher von ihr dargestellten spätmittelalterlichen Altarausstattung der Konventskirche und der baulichen Entwicklung der Gesamtanlage. Während der Chorraum der Kirche mit den Aposteln geschmückt ist, erscheint in der Sakristei das Motiv der Gregorsmesse, das sich seit dem späten 14. Jahrhundert von der römischen Kirche Santa Croce in Gerusalemme aus verbreitete. Meier kann die Entstehungszeit der Grünberger Wandmalereien auf die Jahre um 1485/90 eingrenzen. Niederrheinischer Einfluss lässt sich zeigen, jedoch muss dies nicht zwingend bedeuten, dass der Meister auch von dort stammte. Zwar war die Gregorsmesse in der Sakristei prinzipiell jedem zur Andacht zugänglich, der Zutritt zu diesem Raum hatte, doch ist eher davon auszugehen, dass der die Messe zelebrierende Priester das Bild als Devotionsgegenstand nutzte. Die beiden Restauratoren geben im Anschluss an Meiers erhellende Ausführungen einen Bericht zur Sicherung der Gemälde ab, die sich heute in Räumen in Privatbesitz befinden.

Lichtenfels-Dalwigksthäl

Jürgen Römer

Arne SPOHR: „How chances it they travel?“ Englische Musiker in Dänemark und Norddeutschland 1579-1630 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 45), 435 S., zahlr. s/w u. Farbabb., Tabellen, Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2009. € 98,00 (ISBN 978-3-447-06058-5).

Ein Shakespeare-Zitat als Titel eines musikwissenschaftlichen Werks deutet bereits an, dass hier etwas Besonderes vorliegt: die musik- und kulturwissenschaftliche Analyse musikalischer Gattungen, vorzugsweise weltlicher Musik (Pavane und Galliarde) im Kontext der Kulturtransfer-Forschung. Dabei geht es um den Nachweis, wie Kompositionen englischer Musiker, aber auch diese selber als Personen, unter den dänischen Königen Friedrich II. vor allem und Christian IV. in das höfische Repräsentationsgeschehen integriert und in Norddeutschland, bevorzugt natürlich Hamburg, aufgenommen, angeeignet, verbreitet und weiterentwickelt wurden. Ein wichtiges Anliegen der als Dissertation bei Prof. Susanne Rohde-Breyman, Hannover, entstandenen Arbeit ist dabei, die eindimensionale Betrachtungswei-

se des Nachweises von „Beziehungen“ durch die komplexere und dynamischere Betrachtungsweise des „Kulturtransfers“ zu ersetzen, um so zu einem präziseren und differenzierten Bild zu gelangen. Dieser für die Musikwissenschaft relativ neue methodische Ansatz wird im Einführungskapitel („Institutionelle, gesellschaftliche und ökonomische Voraussetzungen des englisch-deutschen Musiktransfers“) auf einem hohen wissenschaftstheoretischen und sprachlich geglückten Niveau begründet und erklärt. Einer der wesentlichen Akteure des Musiktransfers war der englische „Violist“ William Brade, dessen englische Herkunft und Karrieren in Dänemark und Deutschland im 3. Kapitel („Den Fürsten ein Streitobjekt“: Willam Brades Karriere in Deutschland und Dänemark) nachgezeichnet wird. Brades rastloses Wanderleben als Geigen- und Gambenvirtuose mit Stationen in Berlin, Halle, Bückeburg, Güstrow, Gottorf, Kopenhagen und Hamburg wird zum Paradigma für die Untersuchung der Motivation englischer Künstler, ihre durch hohen Konkurrenzdruck und starre Reglementierungen gekennzeichnete heimatliche Situation zu verlassen und an ausländischen Höfen, denen der Kontakt mit England durch verwandtschaftliche Bande oder politische Erwägungen wesentlich war, ihr Glück zu machen. Die politischen Kontexte und die beteiligten Akteure werden daher im 4. Kapitel ausführlich diskutiert: „Politische Beziehungen und Musiktransfer zwischen England und Dänemark, 1579-16106: Institutionen und Akteure“. Dabei greift Spohr auf eine sehr breite Basis allgemein-historischer und spezieller Forschungsliteratur zurück und belegt durch reiches archivalisches Material und die Analyse diplomatischer Aktivitäten und den ausgedehnten Aktionsradius prominenter Musiker wie John Dowland, Melchior Borchgrevinck und anderer die Patronage-Beziehungen und Mechanismen des Musiktransfers. Die musikalischen Formen, die Techniken der Aufführungspraxis, die Herkunft der verwendeten Instrumente, die besondere Anziehungskraft englischer Ensemblemusik, sei es als Streicherensemble, sei es als sog. „mixed consort“ und die ausführenden Musiker am dänischen Königshof sind Gegenstand des 5. Kapitels („Das anglo-dänische Repertoire im Kontext von Musikpraxis und Institutionsgeschichte“). Die durch den multiperspektivischen Ansatz gewonnenen neuen Erkenntnisse werden im 6. Kapitel auf „Englische Paduanen und Galliardien in Hamburg“ auf die dort entstandenen Sammlungen der Ratsmusik fokussiert. Nach einer kurzen Skizze der Unabhängigkeitsbestrebungen Hamburgs von der dänischen Oberherrschaft und den Bemühungen, ein eigenes musikalische Profil zu gewinnen, etwa durch Brades Nachfolger Johann Schop, werden die Mechanismen der Wechselbeziehungen zwischen höfischer Repräsentationsmusik und Entwicklung bzw. Selbstdarstellung eines eigen städtischen Klangraums am Ablauf der großen Huldigungsfeier für König Christian IV. in Hamburg, 1603, exemplifiziert. Das Schlusskapitel „Gattungsgeschichte als Rezeptionsgeschichte: Dia Pavanen des Hamburger Ensemblerepertoires als Dokumente für Musikaustausch“ konzentriert sich dann auf die kompositorischen Techniken und strukturellen Merkmale der englischen Pavanen mit ihrer eleganten und schwebenden Kontrapunktik, der motivischen Verdichtung, wie sie bei Brade nachzuweisen ist und der Adaptation und Weiterentwicklung bei norddeutschen Musikern, etwas Johann Sommer, Johann Steffens oder Johann Schops. Wie stark die Prägekraft dieser englischen Musik war, lässt sich ja bis in das Schaffen Diederich Buxtehudes mit seinen Choral-Partiten und Ciaconnen verfolgen, die ohne die englische Pavanen und Grounds schwer vorstellbar sind. Dass der Einfluss englischer Musik sich nicht nur auf den Norden Deutschlands erstreckte, sondern bis u.a. nach Hessen reichte, lässt sich an den bedeutenden Sammlungen englischer Musik und der Tätigkeit englischer Musiker und Schauspieler am hessischen Hof in Kassel unter Landgraf Moritz dem Gelehrten eindrucksvoll belegen. Arne Spohr, ein Nachkomme des Kasseler Komponisten Louis Spohr, ist die ohnehin schon interessante Thematik in einer Breite angegangen, die

man nur bewundern kann. Dann kommen noch der didaktische geschickte Aufbau und die Stringenz und Logik der Darstellung hinzu und der flüssige, gut lesbare Stil, kurzum, es ist ein intellektueller Genuss par excellence, in diesem Werk zu lesen. Ein Wermutstropfen ist allerdings der hohe Preis, den der Harrassowitz-Verlag veranschlagt hat (der sich übrigens nicht entschließen konnte, dem Rezensenten ein Rezensionsexemplar zur Verfügung zu stellen!). Dennoch, die Anschaffung lohnt sich allemal.

Marburg

Gerhard Aumüller

Hartmut BROSZINSKI, Birgit KÜMMEL, Jürgen WOLF (Hg.): Antikes Leben. Ideal und Wirklichkeit in Hofbibliothek und Kunstsammlungen der Fürsten von Waldeck und Pyrmont, 320 S., zahlr. Farb- u. s/w Abb., Michel Imhof Verlag Petersberg 2009. € 29,95 (ISBN 978-3-86568-478-3).

Der großformatige Band begleitet und kommentiert eine Ausstellung im Arolser Barockschloss mit dem gleichen Thema, in der mit etwa 250 Exponaten erstmals die einmaligen Schätze der waldeckischen Hofbibliothek mit Kunstobjekten der fürstlichen Sammlungen präsentiert werden, wie sie in den letzten Jahren durch ein Forschungsprojekt der Professoren H. Broszinski, Claudia Brinker-von der Heyde und Jürgen Wolf wissenschaftlich erschlossen wurden. Im Vexierspiel des ersten Titelworts wird die Spiegelung und Brechung des Antikebildes bei der Rezeption schon graphisch angedeutet. Den Herausgebern des in der Reihe der „Schriften aus der Fürstlich Waldeckischen Hofbibliothek“ erschienenen Bandes, H. Broszinski, Birgit Kümmel und Jürgen Wolf ist es gelungen, eine Schar von sehr erfahrenen Autoren zu vereinigen, die aus ganz verschiedenen Perspektiven die Fülle der Themen beleuchten, die sich mit der Antikenrezeption und der Struktur der Sammlungen und der Bibliothek ergeben. Den Grundstock der von der Antikenbegeisterung der Spätaufklärung getriebenen Sammlungen bilden die unter Fürst Carl und seiner Frau Christiane sowie deren Söhnen Carl August, Christian August und Georg erworbenen Stücke. In der Ausstellung wurden sie durch weitere, hochkarätige Leihgaben ergänzt, so dass ein ziemlich geschlossenes Bild des Interessenhorizonts des Fürstenhauses und seine Integration in die Lebenswelt, am intensivsten der des Prinzen Christian, dem mehrere Aufsätze gewidmet sind. Die Einleitung der Herausgeber (mit vielen amüsanten Bemerkungen von H. Broszinski) legt die Geschichte der Hofbibliothek und der Sammlungen dar und fächert die unterschiedlichen Interessensgebiete und ihre Aneignung in Wort, Bild, Musik und Baukunst auf, in ständigem Bezug zu den nachfolgenden Einzelbeiträgen. Ihren Reigen eröffnet Jürgen Wolf mit einem interessanten Artikel über die Antike als ‚historische Gegenwart‘ in Geschichtswerken der Hofbibliothek aus dem 13. bis 19. Jahrhundert, der durch einen Exkurs zur ‚Mittelalterlichen‘ Antike in der sog. „Arolser Weltchronik“ bereichert wird. Die Protagonisten bei der Entstehung der fürstlichen Sammlungen, die Söhne der kulturell interessierten Fürstin Christiane, stellt Karl Murk vor und legt ihre Karrierewege, ihr Rollenverständnis und ihre Lebensweise dar. Die besondere Rolle des Prinzen Christian wird von Birgit Kümmel in ihrem reich und informativ bebilderten Beitrag zur „gesammelten Antike“ des Prinzen in ihrer ganzen dinglichen Vielfalt beleuchtet, dessen Italienfahrten Gegenstand eines Essays von Daniel Friedt sind. Auf spezielle apodemische Aspekte geht Diana Maria Friz in ihrem Beitrag über die „Voyagae Pittoresque in der Antikenrezeption des 18. Jahrhunderts ein. Die künstlerische Transformation der Antikenrezeption analysiert Marina Thom Suden unter dem Titel „Apoll in Arolsen“ anhand eines Freskos im Gartensaal des Arolser Schlosses, und Andrea Linnebach zeigt anhand der illustrierten Ausgaben griechischer und römischer Klassiker aus der Hofbibliothek den gravierenden Wandel des Antikebildes im 17. und 18. Jahrhundert, wengleich das Grundmuster der Rezeption durch „prodesse et delectare“ ein durchgehendes Motiv bildet. Ein

ganz anderes Sujet behandelt Andrea Linnebach in ihrem den Band eindrucksvoll abschließenden Beitrag „Das befreyte Deutschland“, das das monumentale Tischbein-Gemälde „Der Triumph Hermanns nach seinem Sieg über Varus.“ für Fürst von Waldeck zum Gegenstand hat und in dem sie die Entwicklung des Arminius-Bildes vom 16. bis zum 18. Jahrhundert verfolgt. Einen anderen Tischbein behandelt Sabine Naumer anhand dessen Katalogs Kupferstich-Katalogs antiker Vasen des englischen Sammlers William Hamilton, der zu den schönsten Stücken der Bibliothek gehört. Die antike Bildhauerkunst und ihre zeitgenössisches Echo bei der Porträt-Darstellung, etwa Goethes werden von Peter Gercke mit illustren Köpfen in Arolsen präsentiert und durch eine ausführliche Darstellung der Porträtkunst des Bildhauers Alexander Trippel ergänzt. Antiker Lesestoff und seine Bedeutung für die Schulbildung der Zeit behandelt Karl-Heinz-Nickel. Er stellt zunächst die waldeckische Schulordnung von und erläutert anhand des Lesekatalogs die Zielgruppe und die angepeilten Bildungsziele. Erweitert wird die Lesewelt der Fürsten, speziell auch der Fürstin Christiane in Hartmut Broszinskis Aufsatz „Gelesene Antike“ und erläutert dem heutigen Leser mit seinem eklatanten Mangel an klassischer Bildung in einem ausführlichen Exkurs über Homer, Vergil und Ovid die wesentlichen Inhalte und die Entwicklung ihrer Rezeption. Daran schließt eine Übersicht über die verschiedenen Klassiker-Ausgaben in der Hofbibliothek an, in der vielerlei Aspekte von Übersetzern und Übersetzungen Herausgebern und Nutzern erfreulich kurzweilig dargeboten werden. Antike Musik und antike Musikinstrumente, ihre Rezeption und Interpretation behandelt Hartmut Broszinski unter dem Titel „denn es bezaubert ihn der helle Klang der Sirenen“ mit musikwissenschaftlich geschulter Intensität, und Susanna Rühling in einem knappen Beitrag über die Vorlagen antiker Instrumente und ihre Rekonstruktion. Der interdisziplinäre und wissenschaftlich breit angelegte Ansatz dieses Buches unterstreicht seine besondere Qualität, die durch eine hochwertige Ausstattung, eine große Fülle eindrucksvoller Abbildungen und einen umfangreichen wissenschaftlichen Apparat noch gesteigert wird. Ein Bravourstück dargestellter Kulturgeschichte.

Marburg

Gerhard Aumüller

Roswitha JACOBSEN: Die Residenzschlösser der Ernestiner in Thüringen, Kulturhistorische Porträts (Mitteldeutsche Miniaturen 8), 192 S., zahlr. s/w Abb., Quartus Verlag Bucha 2009. €8,90 (ISBN 978-3-936455-44-1).

In 15 Aufsätzen werden die verschiedenen Residenzen der regierenden Herrschaftshäuser der Ernestiner und ihrer Nebenlinien in Thüringen vorgestellt. Im Mittelpunkt stehen dabei die Hauptherrschaftsorte der Ernestiner sowie diejenigen der Henneberger, der hessischen Landgrafen und der kurmainzischen Statthalter in der Frühen Neuzeit. Nach einer kurzen prägnanten Vorbemerkung folgen auf den kommenden 200 Seiten des Buches die Kapitel über die einzelnen Residenzschlösser, verfasst von verschiedenen Autoren. In allen Beiträgen stehen vor allem die Baugeschichte der Schlösser und die kulturellen Aspekte der einzelnen Residenzen und ihrer Orte im Vordergrund. Zu Beginn eines jeden Beitrages erhält der Leser durch einen kurzen historischen Überblick einen guten Einblick in die Baugeschichte des betreffenden Schlosses. Einige dieser kurzen Abhandlungen gehen dabei auf Vorgängerbauten der Residenzen ein, die zum Teil bis in die Frühe Neuzeit zurückreichen oder geben einen Gesamtüberblick über die Baugeschichte der Gebäude bis in die Gegenwart. Die anschließenden Betrachtungen der Residenzen und ihrer kulturellen Höhepunkte in jedem Kapitel geben dem Leser zwar einen spezifischen und konkreten Einblick in die jeweilige Nutzung der Schlösser, hinterlassen an manchen Stellen aber Spielraum für weiterreichende Fragen. So gehört dieses Buch über die Kultur der Ernestinischen Residenzen durchaus zur empfehlenden Literatur, ist aber für einen Laien in diesem Thema an manchen Punkten schwer verständ-

lich, weil die genannten Personen, die nicht zum Herrscherhaus der Herzöge oder Landgrafen gehören, aber an den Höfen beispielsweise als Hofmusiker tätig waren, zum Teil unbekannt oder deren Namen nur regional geläufig sind. In den Aufsätzen werden vor allem die Mitglieder der Ernestiner vorgestellt, die einen Residenzort im besonderen Maße kulturell förderten. Im Vordergrund stehen dabei vor allem kulturelle Ereignisse wie Theater-, Literatur- und Musikveranstaltungen. So sind beispielsweise Aufführungen berühmter Theaterstücke, wie die ‚Alceste‘ von Christoph Martin Wieland im Stadtschloss zu Weimar (S. 19), oder die Anwesenheit bekannter Künstler wie Johann Wolfgang von Goethe oder Friedrich Schiller, die für kürzere Zeit in Erfurt wohnten und arbeiteten, erwähnt (S. 186). Weiterhin werden aber auch naturwissenschaftliche Einrichtungen, wie das physikalische Kabinett auf Schloss Friedenstein in Gotha (S. 93), oder Sammlungen, etwa die der Jagdwaffen und Rüstungen des Grafen Georg Ernst von Henneberg-Schleusingen aus der Bertholdsburg in Schleusingen (S. 164) vorgestellt. Gelegentlich führten die Herrscher wohl auch eigene Kompositionen auf, die angeblich von Landgraf Moritz dem Gelehrten komponierte „Wilhelmsburger Schlossmusik“ für die Orgel der Wilhelmsburg in Schmalkalden ist aber Fiktion (S. 173). Zu den jeweiligen Regenten werden zwar an manchen Stellen einige Daten oder Verwandtschaften erläutert, dies wurde aber aufgrund der Kürze der Texte nicht hinreichend ausgebreitet, um einem Leser, der nicht mit dem Thema vertraut ist, immer eine Einbettung in die Familienverhältnisse darzulegen. An diesen Stellen ist das interessierte Publikum auf seine eigene Suche angewiesen. Leider lässt sich in dem Buch kein umfassenderes Literatur- oder Quellenverzeichnis finden, so dass ein Nachforschen in anderen Werken selbst vorgenommen werden muss. Allerdings sind am Ende des Buches die beteiligten Autoren durch kurze bibliographische Angaben vorgestellt. Nur in diesen Abschnitten sind vereinzelte von den betreffenden Personen verfasste Werke zu finden, die weiterführende Hinweise zu diesem Thema geben könnten. Dennoch erhält man einen guten Einblick über die Kultur in den verschiedenen Residenzorten und ihrer Förderer sowie viele interessante Informationen über die Geschichte der Schlossbauten der Ernestiner, Henneberger und der hessischen Landgrafen. Dabei fanden aber nicht nur diese Schlösser Beachtung, sondern in einigen Beiträgen auch die umliegenden Residenzstädte. In wenigen Kapiteln werden ebenfalls wichtige politische Ereignisse oder Treffen von hochrangigen Personen, wie beispielsweise das Aufeinandertreffen des österreichischen Kaisers Franz Joseph mit der englischen Königin Victoria Ende August 1863 auf Schloss Ehrenburg in Coburg (S. 53), erwähnt. In den meisten Beiträgen finden sich auch Informationen zur heutigen Nutzung der Residenzen. Dies fördert durchaus die Neugier des Lesers das ein oder andere Schloss selbst zu besuchen. Alle Kapitel sind gelegentlich durch Bilder ergänzt, die beispielsweise bei den Beschreibungen der Gebäude oder einzelner Zimmer hilfreich sein können. Zusammenfassend ist zu sagen, dass das Buch einen guten, aber knappen Überblick über die Residenzen und ihrer Orte, die jeweiligen Herrscher und Förderer der Kultur, sowie politischen oder baugeschichtlichen Informationen gibt. Hilfreich wäre es, dieses Buch erst zu lesen, wenn man sich bereits mit den politischen oder familiären Verhältnissen der Ernestiner und ihrer Nebenlinien auskennt, weil es in manchen Punkten sehr spezifisch auf die jeweiligen Herrscher und andere Personen Bezug nimmt und es daher für Leser, denen diese Informationen unbekannt sind, schwierig fallen könnte, die Hinweise in einen entsprechenden Kontext einzuordnen. Insgesamt ist dieses Buch allerdings für den interessierten Leser wertvoll, weil es ein besonderes Augenmerk auf die Blütezeit der kulturellen Ereignisse in diesen Residenzen legt. Die Qualität der Abbildungen ist gut, der Preis angemessen.

Architekturführer Unterneustadt Kassel 1994-2009, Red. Eckhard JOCHUM, 143 S., zahlr. Farb- u. s/w Abb., euregio Verlag Kassel 2009. €19,90 (ISBN 978-3-933617-41-5).

Mit dem hier präsentierten, durch zahlreiche Abbildungen illustrierten Führer wird das wegweisende und erfolgreiche Vorhaben der Stadt Kassel und der Projektentwicklungsgesellschaft Unterneustadt der 90er Jahre, die im Zweiten Weltkrieg zerstörte und Jahrzehnte nicht wieder aufgebaute Unterneustadt auf dem überlieferten Stadtgrundriss neu nach modernen Gesichtspunkten zu rekonstruieren, transparent gemacht. In einer vom Herausgeber Eckhard Jochum gezogenen Bilanz werden die großen Fortschritte bei der Verwirklichung dieses Unternehmens verdeutlicht, für das die Kasseler Stadtverordnetenversammlung den Weg freimachte. Die Ausgangsbedingungen waren günstig, weil nach der Wiedervereinigung die Nachfrage nach qualifiziertem innenstadtnahem Wohnraum wuchs und der Planung und Realisierung weitgehend haushaltsneutrale Kriterien zu Grunde gelegt wurden, was allerdings nicht immer gelang, weil die Stadt durch die Überlassung von Grundstücken einen großen Teil der Finanzierung deckte. Als vorteilhaft erwies sich auch die positive Aufnahme des Projektes in der Kasseler Bevölkerung, die den nicht gelungenen Wiederaufbau der westlichen Teile der Kasseler Innenstadt, insbesondere der ehemaligen Altstadt, mit einem starken Verlustgefühl verband. Zur Leitidee des Vorhabens wurde die „Kritische Rekonstruktion“, nach der der mittelalterliche Stadtgrundriss als Folie für den Wiederaufbau der Unterneustadt dienen sollte. Eine wichtige Voraussetzung dafür war der Rückbau der die beiden Teile des Wiedergründungsprojekts trennenden Leipziger Straße von sechs auf vier Fahrspuren, der durch stichhaltige Argumente und Verkehrsgutachten, aber auch durch die Unterstützung der Öffentlichkeit ermöglicht wurde. Das einvernehmliche, zügige Handeln der aus der Landesbank Berlin, der Kasseler Sparkasse und der Stadt Kassel gebildeten Projektentwicklungsgesellschaft (PEG) zeitigte 1997 mit dem Spatenstich bei der ersten Stadtvilla und dem beginnenden Ausbau der technischen Infrastruktur für den übrigen Neubaubereich rasche Erfolge. Bereits das erste Luftbild vom Sommer 1998 ließ erkennen, dass das neue Netz der Baustraßen dem Grundriss vor der Zerstörung 1943 ähnelte. Großen Anteil an der schrittweisen Realisierung des Vorhabens hatten das Bürgerforum Unterneustadt und der Fachbeirat wie auch die wirtschaftliche Kostenrechnung, die u. a. von Zuschüssen aus Förderprogrammen der EU und des Landes Hessen profitierte. Obwohl die stadtwirtschaftliche Gesamtkalkulation noch aussteht, erwartet Eckhard Jochum, dass angesichts der hohen Zahl von Zuzügen aus dem Kasseler Umland und der Beliebtheit des neuen Wohnstandortes diese positiv ausfallen wird.

Wichtige Informationen werden über die weitere Entwicklung des Projektes vermittelt, das sich inzwischen „auf der Zielgeraden“ befindet und 262 öffentlich geförderte und 210 privat finanzierte Wohnungen vorsieht. Der erreichte Nutzungsmix liegt bei 2/3 Wohnen und 1/3 Handel, Dienstleistung und Gewerbe. Für die Tradition der Unterneustadt als Standort sozialer Einrichtungen spricht die Errichtung einer Kindertagesstätte, die vom selben Verein getragen wird, der bis zur Kriegszerstörung das dortige Waisenhaus geleitet hat, aber auch die Sozialstation für Demenzkranke am Holzmarkt. Dennoch bleiben Defizite und in Teilbereichen unerfüllbare Erwartungen übrig, deren Ursachen vor allem im gleichzeitigen Projekt des neben dem ICE-Bahnhof Wilhelmshöhe gelegenen Stadtquartiers „Marbachshöhe“ zu suchen sind, das dem Unterneustadt-Vorhaben zahlreiche Mittel und Potentiale entzieht. Weil neben „gutem Städtebau“ auch „gute Architektur“ erforderlich ist, wurden unter den Ingenieur- und Architekturbüros Teilnahmewettbewerbe ausgeschrieben und Workshops veranstaltet. In einem 2000 durchgeführten Workshop-Verfahren wurden die Grundprinzipien der Gestaltung des Kirchplatzes erarbeitet, die gemeinsam mit der Be-

bauplanung die aus dem Barock überkommene städtebauliche Grundform bewahren konnten. Als nützlich erwies sich die Zusammenarbeit mit dem Projektbüro Stadtlandschaft/Kassel, das verschiedene Straßentypologien aus früheren stadtgeschichtlichen Epochen analysierte und aufgrund zeitgemäßer Erkenntnisse neu interpretierte.

Im Folgenden werden 40 Bauprojekte der Unterneustadt mit Nennung der dafür zuständigen Architekturbüros vorgestellt und durch entsprechende Fotos veranschaulicht. Das Architektenverzeichnis lässt erkennen, dass die meisten von ihnen in Kassel oder in dessen Umland beheimatet sind. Trotz der vom Herausgeber herausgestellten positiven Akzente und der richtigen Anknüpfung an den historischen Stadtgrundriss bleibt aber die alte Kasseler Unterneustadt, an die sich viele vertraute Erinnerungen und Bilder knüpfen, für immer verloren.

Berlin

Stefan Hartmann

G. Ulrich GROßMANN: Frankfurt am Main und Südhessen. Kunstreiseführer, 240 S., 623 Farbbabb. und Pläne, Michael Imhof Verlag Petersberg 2010. €12,80 (ISBN 978-3-86568-588-3)

Farbenfrohe Bilder mit stets blauem Himmel, Meisterwerke der Photographie, die meist vom Verleger Michael Imhof angefertigt wurden, 13 von Leon Krempel und nur vier stammen vom Autor, lassen den Leser erwartungsvoll das Buch aufschlagen. Er wird nicht enttäuscht.

Das Gebiet umfasst den südlichen Teil des ehemaligen Großherzogtums Hessen, die ehemalige freie Reichsstadt Frankfurt und angrenzende Städte und Gemeinden, die nach 1945 zu Hessen kamen. Eine Landkarte auf der letzten Innenseite des kartonierten Rückumschlages zeigt die Umgrenzung mit Steinfurth - Hirzenhain im Norden, Viernheim – Hirschhorn – Neckarsteinach im Süden, Bad Orb – Hanau – Frankfurt bis Lorch von Osten nach Westen.

In der Einführung zur Geschichte und Kunstgeschichte macht der Verfasser nicht nur auf die Historie, sondern auch auf architektonische Schönheiten oder Hässlichkeiten aufmerksam. Das Wirken des Meisters Madern Gerthner der Spätgotik, von ihm ist nur der Name bekannt, wie auch die Bauten von Johann Diezenhofer zur Zeit des Barocks neben Balthar Neumann, Georg Moller im 19. Jahrhundert oder Peter Behrens im 20. Jahrhundert sowie das Museumskonzept am Schaumainufer in Frankfurt werden erwähnt. Dies geschieht auch kritisch, so über das Römerensemble. Stadtpläne, meist farbig, Grundrisse der Bauten, Burgen, Rathäuser sind jeweils den Beschreibungen zu geordnet. Der modernen Zeit geschuldet führen die Reisen, oft von Frankfurt ausgehend, zu den Sehenswürdigkeiten links und rechts der Autobahnen oder Landstraßen erster Ordnung. Aus zehn Gebieten, wobei Frankfurt und Wiesbaden je eine Monographie erhalten hat, kann der Reisende eine in sich geschlossene Rundtour wählen.

So kann es nach Südwesten gehen, von Hoechst über Rüsselheim, Mörfelden nach Neuensburg. Die nächsten Etappen führen in den Rheingau, in den Taunus mit seinem Mittelgebirge und den vielen Bädern. Von Frankfurt geht es in die fruchtbare Wetterau zum neuen Museum am Glauberg, ins Kinzigtal mit einem Teil des Spessart bis Lorbach, den Main entlang bis nach Aschaffenburg, oder das Rheintal an der Bergstraße und schließlich bis nach Neckarsteinach mit den drei Burgen Schadeck.

Ein Auswahl mit Adressen der Museen mit Öffnungszeiten und ein Literaturverzeichnis schließen sich an. Dieser Führer ist geeignet sich ganz schnell eine Übersicht zu verschaf-

fen. Einen tieferen Einblick muss sich der Leser aus anderen Büchern suchen. Ein Beispiel ist Viernheim. Der Verfasser erwähnt nur die Apostelkirche als sehenswert.

Marburg

Barbara Rumpf-Lehmann

Margret LEMBERG: god erbarme dich über mich/bruder des begere ouch ich. Die Grablegen des hessischen Fürstenhauses (VHKH 71), 270 S., 126 s/w und farb. Abb., Marburg 2010. €24,00 (ISBN 978-3-942225-03-8).

„Andenken an meinen treuen Dachshund Erdmann / 1890-1901 / W II.“ lautet die goldene Inschrift auf der schwarzen Steintafel des von dem Kasseler Steinmetzmeister Christian Brützel gefertigten Grab-Denkmal, das sich auf der Roseninsel im Park von Wilhelmshöhe befindet. Kaiser Wilhelm II. stiftete seinem geliebten Begleiter im Sommer 1901 hier eine würdige letzte Ruhestätte. Die Historikerin Margret Lemberg hat nun eine interdisziplinär angelegte Monographie veröffentlicht, die ebenfalls Grablegen thematisiert, nämlich die mehr als 50 Grabdenkmäler, Epitaphe, Mausoleen und Gräfte der Mitglieder der hessischen Hauptlinien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt sowie der Seitenlinien Butzbach, Homburg, Rotenburg bzw. Rheinfels-Rotenburg und Philippsthal. Dabei ordnet sie die einzelnen Grablegen sowohl chronologisch als auch geographisch und geht darüber hinaus gesondert auf die Grabstätten der katholischen Mitglieder des Fürstenhauses, die gedruckten Funeralwerke sowie die Gräber in Parkanlagen ein.

Über einen Zeitraum von den ersten Hochgräbern der Landgrafen in der Marburger Elisabethkirche im 13. Jahrhundert bis zur Ruhestätte von Großherzog Ernst Ludwig und seiner Familie in Darmstadt aus dem Jahr 1937 stellt die Verfasserin zum einen eine Betrachtung der künstlerischen Entwicklungslinien vor. Lemberg ermittelt die Steinmetze der einzelnen Grabanlagen sowie die Baumeister bzw. Bauhütten der Kirchenanlagen und zeichnet die Veränderungen in der Sepulkralkultur nach. Zum anderen fokussiert die Verfasserin insbesondere auf die Bedeutung und das Wirken der Verstorbenen und unterstreicht, dass die Landgrafen von Hessen auch durch ihre Grabmale – meist in den Hauptkirchen ihrer Residenzen – ihre Landesherrschaft und ihren Summepiskopat veranschaulichten. Darüber hinaus analysiert Lemberg die konfessions- und/oder die machtpolitischen Intentionen der Bestatteten bzw. der Nachkommen hinsichtlich Planung und Ausstattung der Grabstätten. Sie wertet die in den Staatsarchiven Marburg und Darmstadt bewahrten Testamente, Briefe und Bauaufträge sowie Rechnungen aus. Deutlich wird, dass die Planungen und das Zeremoniell der herrschaftlichen Bestattungen, über die Zäsur der Reformation hinweg, wesentliche Momente der herrschaftlichen Legitimation stellten. Lemberg unterstreicht, dass Grabdenkmäler ebenso als ein Medium des Bekenntnisses und der Repräsentation des Hauses fungiert haben, wie als Objekte der Sepulkralkultur, die die Entwicklungsstufen von der liturgischen Memoria hin zu einer historisch fundierten, zukunftsorientierten Traditionspflege spiegelten. Zwar werden neuere Forschungen, wie die Dissertationen von Ilka S. Minneker zu dynastischer Memoria und Repräsentation im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Mecklenburg oder von Cornell Babendererde zu Sterben, Tod, Begräbnis und liturgischem Gedächtnis bei weltlichen Reichsfürsten des Spätmittelalters nicht ausgewertet, aber dies beeinträchtigt die Ergebnisse nicht.

Die Qualität der Bilder ist bei den historischen Schwarz-Weiß-Aufnahmen nicht immer gut. Aber dafür werden hier erstmals zahlreiche eindrucksvolle Farb- und Detailaufnahmen von Grabdenkmälern veröffentlicht, für die bisher nur Schwarz-Weiß-Fotografien vorlagen. Der gut lesbare Band schließt mit einem Literaturverzeichnis und einem sorgfältigen Personenregister. Insgesamt hat die Verfasserin ein durch die sorgfältig-

tige Auswertung vielerlei Quellen sehr anschauliches Überblickswerk vorgelegt, das zu weiteren Detailrecherchen ermutigt.

Wiesbaden

Pauline Puppel

Friedhelm GERECKE: Historismus – Jugendstil – Heimatstil in Hessen, im Rheinland und im Westerwald. Das Lebenswerk des Architekten und Denkmalpflegers Ludwig Hofmann (1862-1933) aus Herborn. Ein Katalog, 528 S., 1009 Abb., davon 27 in Farbe, Michael Imhof-Verlag Petersberg 2010. €69,00 (ISBN 978-3-86568-458-5).

Der Herborner Architekt Ludwig Hofmann (1862-1933) hat während seiner Zeit als Kirchenbaumeister von 1904 bis 1933 flächendeckend in einem Bereich um Herborn etwa 450 Pfarreien mit fast 1000 Orten betreut und dabei über Kirchbauten hinaus auch ganze Stadt- und Ortsbilder geprägt. Er selbst hat allein 58 Kirchen gebaut, außerdem noch zwei Synagogen und vier Schulen, zu seinen bekanntesten Werken gehören beispielsweise der Gießener Bahnhof, die Dankeskirche in Bad Nauheim oder die Pauluskirche in Krefeld. Außerdem entwarf Hofmann Wohnhäuser, Villen und Pfarrhäuser.

Durch sein Wirken im Bereich der evangelischen Landeskirche von Hessen-Nassau reichte Ludwig Hofmanns denkmalpflegerischer Einfluss auch bis in das Obere Edertal und in den Frankenberger Raum hinein, wo er beispielsweise 1906 die völlig verfallene gotische Johannerkirche von Wiesenfeld sanierte oder 1913 mit dem Neubau der kleinen Kirche von Berghofen barocke Elemente der Vorgängerkapelle stilssicher verband.

Friedhelm Gerecke, Urenkel des Kirchenbaumeisters und selbst Architekt in Wiesbaden, hat 27 Jahre lang mit entsprechender Sachkenntnis und Akribie private und öffentliche Archive, darunter auch das Zentralarchiv der Evangelischen Landeskirche von Hessen-Nassau und das Archiv der Landesdenkmalpflege in Mainz, durchsucht und dabei etwa 1400 Bauzeichnungen ausgewertet, um das immense Lebenswerk Ludwig Hofmanns, seine Entwicklung vom Historismus zum Jugendstil und, wie Gerecke es nennt, zum „persönlichen Heimatstil“ in Form eines Kataloges von mehr als 500 Seiten zu dokumentieren. Vorangestellt wird ein bebildeter Textteil mit biografischen Daten Ludwig Hofmanns, mit der Stil- und Planungsentwicklung seines Büros, seinen Leistungen als Kirchenbaumeister, seinen Verdiensten für Denkmal- und Heimatschutz sowie seinem Engagement für die Allgemeinheit.

Die authentischen Unterlagen und Fotos der Bauobjekte selbst, die Friedhelm Gerecke in seinem übersichtlich gegliederten Werksverzeichnis zusammen getragen hat, gewähren über den reinen Bauaspekt weit hinausgehende, kultur- und zeitgeschichtlich wertvolle Einblicke in Ludwig Hofmanns Arbeitsweise als Architekt, Kirchenbaumeister, als Denkmal-, Heimat- und Landschaftspfleger, als Bürochef, als gesellschaftlich engagierter Bürger und als Familienoberhaupt. Bei den einzeln beschriebenen Bauobjekten in seinem Katalog gibt der Autor relevanten Schriftverkehr im Wortlaut wieder; wenn es um Orgeln geht, zitiert er auch Kostenvoranschläge, Material-, Dispositions- und Klangangaben. Gerecke ist selbst seit 1986 Kurator der Kurhaus-Orgel in Wiesbaden. Sein Buch ist eine für Denkmalpfleger, Baufachleute, Restaurateure und Historiker höchst anregende Lektüre, wobei neben seiner profunden Sachkenntnis und Systematik auch die kritische Würdigung der vom Urgroßvater gelebten Liebe zur Architektur ihren besonderen Eindruck hinterlässt.

Burgwald-Wiesenfeld

Karl-Hermann Völker

Helga WÄB: Form und Wahrnehmung mitteldeutscher Gedächtnisskulptur im 14. Jahrhundert. Ein Beitrag zu mittelalterlichen Grabmonumenten, Epitaphen und Kuriosa in

Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Nord-Hessen, Ostwestfalen und Südniedersachsen in zwei Bänden, 1248 S., Tenea Verlag, Bristol-Berlin 2006. €66,00 (beide Bände) (ISBN 3-86504-159-0).

Ziel dieser sehr umfassenden Arbeit, die von der Göttinger Universität als Dissertation angenommen wurde, war es, die vielfältig gestalteten Grabmonumenten Mitteldeutschlands aufzufinden, eine Bestandsaufnahme vorzunehmen, ihren jetzigen Zustand zu untersuchen, festzuhalten und somit eine Übersicht zu schaffen. Im zweiten Band werden 974 Objekte beschrieben. Ermöglicht wird dies nur durch die Nutzung mittels verschiedener Datenbanksysteme, wie die Autorin in einem Exkurs im Anhang zum ersten Band mitteilt. Einbezogen wurden auch die Forschungen, die seit über dreihundert Jahren versuchen, einen Überblick über die Gestaltung dieser Erinnerungsmale zu gewinnen und sich dem Denken unserer Vorfahren in ihren Todesängsten zu nähern. Helga Wäß erwähnt neben Anderen auch Carl Schnaase (1798-1875), den Begründer der modernen Kunstwissenschaft, der Grabmonumente des 14. Jahrhunderts beschrieb und auch Details herausstellte, wie Haltung des Betens, das Knien, die er als Symbole des Reichtums zur Repräsentation charakterisierte. Zu den Grabmonumenten zählen auch die Grab- und Sühnekreuze am Wegrand, Straßen oder auf Fluren, die zur Erinnerung an Verunglückte oder Gemordete aufgestellt wurden. Hier verweist sie auf Friedrich Azzola, der seit 1962 wissenschaftlich diese besonders in Hessen untersucht. Sehr genau geht die Autorin auf das Untersuchungsgebiet „Mitteldeutschland“ ein. Gemeint ist die Landschaft der nördlichen Mitte Deutschlands, der Bereich Hannover-Frankfurt/Main und Münster-Meißen. Die Entwicklung der Herrschaftsgebiete und deren Verhältnis zum Reich, zum eigenen Adel, zur Kirche und den Städten werden beschrieben. Das Aufstreben des Bürgertums im Allgemeinen schürte religiöse Ängste und brachte zusätzlich soziale und wirtschaftliche Nöte.

So gibt es ein Gedächtnismal in Erfurt für 7985 Opfer einer Hungersnot um 1316 (Bd.2, Kat.- Nr. 221). Die Autorin weist daraufhin, wie alle historischen Hintergründe dieser Zeit sich auf die Gestaltung der Grabmonumente, Epitaphen, Kreuze und andere Gedächtnismale auswirkten.

Über den Bestand hinaus, der im ersten Teil des ersten Bandes ausführlich untersucht und genau an Ort und Stelle beschrieben wird, erfährt der Leser Einzelheiten über die Materialien, Bearbeitungsarten und Gestaltungen, wie Anwendung von Farben, Vergoldungen, Holzverkleidungen und vieles mehr.

Im zweiten Teil des ersten Bandes wird auf die Typen der Erinnerungsmale und der zeitgenössischen Wahrnehmung eingegangen und erklärt, wie Grabmonument, Wanddenkmal, Epitaph, Flur- und Kleindenkmal, verschiedene Arten von Kreuzen und Platten, aus Holz oder Stein von den unbekanntesten Steinmetzen teils meisterhaft gestaltet wurden. Beschreibungen des Schmuckes, der Kleidung der abgebildeten Personen, sowie religiöse Symbole, und der Beschriftung bei der Gestaltung dieser Monumente fehlen nicht. Kurz gesagt, die Arbeit von Helga Wäß liefert eine Fülle von nachdenkswerten Einzelheiten zum mittelalterlichen Menschen und sein Verhältnis zum Tode, zu den Begräbnisriten den Grabmonumenten und der Friedhofsausstattung.

Der Katalog als zweiter Band unter dem Titel „Form und Wahrnehmung mitteldeutscher Gedächtniskulptur im 14. Jahrhundert“ bietet sich als lesenswerter Reiseführer durch Mitteldeutschland an. Zu jedem Ort, in dem sich ein bemerkenswertes Gedächtnismonument findet, werden die topographischen, historischen und kulturellen Hintergründe aufgezeigt. Zu jedem Grabmal wird einleitend die frühere Zugehörigkeit des Ortes zum Herrschaftsgebiet beschrieben. Sodann wird angegeben, in welchem Gebäude oder auf welcher

Flur das Gedächtnismal sich befindet. Eine Beschreibung, um welche Art an Mal es sich handelt, d.h. seine Einordnung als Tumba, Wandskulptur oder anderes und wem das Gedächtnismal gewidmet ist, schließt sich an. Es folgen Angaben zur Person und an welcher Stelle innerhalb der Kirche, Flur oder anderswo das Mal steht. Eine vollständige Beschreibung, Literatur und Hinweise auf Abbildungen bilden den Schluss. Unter Nr. 540- Nr. 546 des zweiten Bandes werden unter Marburg die Landgrafengräber des 14. Jahrhunderts und die Baldachintumba, das so genannte Mausoleum der heiligen Elisabeth (Bd. 2, Katalog Nr. 540, S. 381-386), aufgeführt.

Ohne Zweifel werden viele Objekte des Gedenkens an Personen und auch deren Stifter durch diese eingehende Untersuchung wieder belebt, und die Erinnerung – auch der künstlerische Wert – erneut ins Bewusstsein gezogen. Das alphabetische Ortsregister am Ende erleichtert die Auffindung. Dieses umfangreiche und gründlich erarbeitete Werk von Helga Wäß dürfte eine Ergänzung zu den Bestrebungen in Hessen sein, die Grabdenkmäler des Mittelalters und der frühen Neuzeit aufarbeiten zu können. Die Fülle der aufgefundenen Objekte bringt es leider mit sich, dass Schriftgröße und Abbildungen sehr verkleinert wiedergegeben werden mussten und das Lesen sehr erschweren.

Marburg

Barbara Rumpf-Lehmann

Bewahren und Öffnen. Schlösser – Klöster – Gärten des Landes Baden-Württemberg, hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg, Red. Karin STÖBER, Sabine BURKARD, 174 S., 462 Farbabb., 1 Übersichtskarte, Objektregister, Michael Imhof Verlag Petersberg 2010. €19,95 (ISBN 978-3-86568-615-2).

Das Finanzministerium des Landes BW stellt als Herausgeber diesen repräsentativen farbigen Bildband (28 x 23,5 cm) mit 154 Denkmälern unter das Motto „Bewahren und Öffnen“. Sie unterstehen alle der Staatlichen Vermögens- und Hochbauverwaltung. Eine Übersichtskarte (S.9) enthält die Standorte der nach dem Alphabet der Orte verzeichneten Denkmäler. Alle Bildbeschreibungen folgen einem einheitlichen Schema: Auf die Gesamtansicht folgt ein Text, der die wesentlichen kunst- und baugeschichtlichen Fakten umreißt, gefolgt von zwei Detailaufnahmen.

Der Leser erhält so nützliche Anregungen, diese Denkmäler unseres Nachbarlandes selbst in Augenschein zu nehmen. Es ist auf jeden Fall reizvoll, beim Durchblättern Verbindungslinien nachzuspüren. Drei Beispiele können dies erläutern: Wer in Hessen z.B. die Bäderarchitektur von Bad Nauheim zu schätzen weiß, kann sich von derjenigen in Bad Wildbad (S.26) und in Baden Baden (S.27) sehr angesprochen fühlen. Lohnte es sich nicht andererseits, einmal den Pfaden der im Bande verzeichneten 6 Römerkastelle und Badruinen im Bereich des Raetischen Limes nachzuspüren, oder die Schlösser des Deutschen Ordens in Bad Mergentheim (S.21) und Heuchlingen (S.69) aufzusuchen? Anknüpfungspunkte gibt es jedenfalls viele. Dieses Buch erweist sich für einen breiten historisch und kunstgeschichtlich interessierten Leserkreis als geeignet, nicht zuletzt auch dank des günstigen Preises.

Marburg

Herwig Gödeke

Goldorangen, Lorbeer und Palmen – Orangeriekultur vom 16. bis 19. Jahrhundert. Festschrift für Heinrich Hamann (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e.V. 6), 254 S., zahlr., z. T. farbige Abb., Michael Imhof Verlag Petersberg 2010. €19,95 (ISBN 978-3-86568-226-0).

Der vorliegende, überaus liebevoll gestaltete Band entstand als Festschrift für Heinrich Hamann, den Vorsitzenden des Arbeitskreises Orangerie, der 1979 zunächst als kleiner Arbeitskreis in der DDR entstand und 1993 ein bundesweiter Verein wurde, den bis 2008 Heinrich Hamann leitete. Bei der größten Anzahl der Beiträge handelt es sich um die Druckfassung verschiedener Vorträge, die auf den bis 2008 durchgeführten Jahrestagungen in Berlin-Glienicke, Bad Muskau und Bendeleben gehalten wurden.

Inhaltlich spannt der Band einen weiten Bogen von der Wiederentdeckung der Zitruskultur in der Frühen Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Neben ikonographischen Betrachtungen beispielsweise zur Darstellung der „goldenen Äpfel“ auf Bildern der Medici oder auf Bildern von Jean-Honoré Fragonard wird die Orangenkultur in unterschiedlichen Gegenden näher betrachtet und die Baugeschichte verschiedener Orangerien vom 16. bis 18. sowie dann im zweiten Teil des Werkes des 19. Jahrhunderts näher behandelt. Schwerpunktmäßig erfährt man etwas über Orangerien in Weimar und in Bendeleben, wo durch Hamann ein Wiederaufbau nach 1996 erfolgte, aber auch in Potsdam, in Bad Muskau, in der Wiener Hofburg und in Bayern. Zugleich bieten die Beiträge interessante Einblicke in die Biologiegeschichte, wenn zahlreiche Pflanzenarten wie etwa die der Familie Pückler in Branitz vorgestellt werden. Mit der Orangerie und den Glashäusern des Abtes Gregor Mendel wird der Blick auch auf ein Kloster in Brünn gerichtet, wobei Mendel zudem als Entdecker der nach ihm benannten Gesetze in der Biologiegeschichte einen festen Platz hat.

Die zahlreichen wunderschönen, z. T. farbigen Abbildungen lassen das Werk auch zu einem schönen „Besehbuch“ werden, das die Schönheit der Pflanzen in Übereinstimmung mit der Architektur auf eine geradezu ideale Weise widerspiegelt. Schließlich bietet das Buch auch Anregungen für die Restaurierung von Orangerien und die Wiederherstellung von Botanischen Gärten und ist somit nicht nur für diejenigen von Interesse, die sich für Botanik- oder Architekturgeschichte interessieren, sondern beispielsweise auch in Hessen Schlossgärten neu gestalten wollen.

Marburg

Christoph Friedrich

Freiheits(t)räume. Das freiadelige Stift Wallenstein von 1759 bis 1992. Begleitband zur Ausstellung im Vonderau-Museum Fulda vom 11. Februar bis 11. April 2010. Hg. Gregor K. STASCH, bearb. von Stefan W. RÖMMELT, mit einem Vorwort von Otto VON BOYNEBURGK, 79 S., 71 Abb., Michael Imhof Verlag Petersberg 2010. €7,00 (ISBN 978-3-86568-584-1).

Der Katalog gewährt einen Einblick in die Geschichte der Versorgung unverheirateter, adeliger Frauen im Stift Wallenstein in den letzten zwei Jahrhunderten. Bis zur Reformation waren es die Nonnenklöster, die sich der unversorgten, meist aus dem niederen Adel kommenden jungen, aber auch verwitweten Frauen annahmen. Nach der Reformation wurden aus den Frauenklöstern evangelische Damenstifte, an deren Spitze die Äbtissin nach katholischer Tradition fungiert. Im nördlichen Teil Deutschlands, vor allem in Niedersachsen, haben sich bis heute einige erhalten, so Fischbeck, Altenmedingen, Obernkirchen, Wienhausen, Heiligengrave. Sie alle haben wirtschaftliche Probleme durch Überalterungen und Nachwuchsmangel, bedingt durch gesellschaftliche Veränderungen nach dem 2. Weltkrieg. Das freiadelige Stift

Wallenstein hat aus diesen Gründen nach über 200 Jahren ihres Bestehens sich 1992 dem Hessischen Ritterlichen Stift Kaufungen angegliedert. Das Vermögen des Stiftes, vor allem das Palais Buseck in Fulda in der Nähe des Domes mit den karitativen Einrichtungen, wird nun von Oberkaufungen verwaltet. Mit Zustimmung der letzten Äbtissin Margarethe von Sandersleben (1920-2010) wurde 2010 für drei Monate im Museum Vonderau in Fulda eine Ausstellung über Geschichte des Stiftes, seine Aufgaben, der Nachlass der Stiftsdamen und das kulturelle Erbe in Dokumenten und Gegenständen gezeigt.

Die Stifterin, Maria Amalia Gräfin von Schlitz gen. von Görtz, geb. Freiin von Wallenstein (1691-1762), stammte aus Homberg /Efze. Die Familien Schlitz und Wallenstein waren nachkommenlos. Aus diesem Grund beschloss sie 1759 ihr Vermögen einzusetzen, um in Not geratenen adeligen Damen zu helfen, ein standesgemässiges Leben führen zu können. Es sollten Damen aus Familien beider protestantischen, lutherischen wie reformierten, Konfessionen sein. Eine weitere Voraussetzung, aufgenommen zu werden, war der Nachweis (Ahnenprobe) von 16 adeligen Ahnen, also bis zu den Ururgroßeltern zurückgehend. Beim Eintritt ins Stift waren 1000 Gulden zu hinterlegen und ein Eid auf die Statuten abzugeben. Ihr Geburtshaus, Haus Wallenstein in Homberg, stellte die Stifterin zur Verfügung. Ihr schwebte eine unabhängige Stiftung vor, die sie gerne unter kaiserliche Obhut, also reichsunmittelbar, stellen wollte. Dagegen sträubten sich die Landgrafen von Hessen. So kam es zur eigentlichen Gründung erst 1783, 21 Jahre nach ihrem Tode.

Die Damen, auch Kapitularinnen genannt, konnten das Stift bei Heirat wieder verlassen. Auf den letzten drei Seiten des Katalogs sind die Namen der Stiftsdamen alphabetisch geordnet nach Geburts- und Sterbedaten sowie Eintritts- oder Austrittsjahr bei Heirat. Demzufolge haben bis zum Jahre 2000 63 Damen dem Stift angehört. Im 18. Jahrhundert traten 10 Damen im Alter zwischen 15 und 35 Jahren ein. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, vermutlich durch die Zeitgeschehnisse, erhöhte sich die Zahl der Bewohnerinnen. So wurde 1832 beschlossen nach Fulda ins Palais Buseck umzuziehen. Die jüngste Stiftsdame trat 1866 mit 11 Jahren ein, starb allerdings mit 22 Jahren. In der 200 jährigen Geschichte des Stiftes verließen durch Heirat nur 10 Damen das Stift wieder. Bis 1870/71 stammten die Bewohnerinnen vorwiegend aus dem hessischen Adel, danach überwog der preußische bzw. der Militäradel wie die Familien von Gersdorff oder v. Hammerstein-Equord. Nach dem 2. Weltkrieg gab es nur 13 Neueintritte, von denen 10 über 50 Jahre alt waren, die älteste war 74 Jahre. Von diesen waren beinahe alle ursprünglich im Osten zuhause gewesen.

Die Gegenstände aus dem Nachlass, im Katalog in Kapitel beschrieben, dokumentieren die Lebensweise der Damen, die Gefühle, die Bildung und letztlich auch die Gesinnung gegenüber dem Nächsten „Pro Deo, Fide et Proximo“, „Zur Ehre Gottes, dem Glauben und dem Nächsten“. Im Kapitel „Zeichen“ sind diese Worte im Stiftsorden und Stiftssterne mit dem Monogramm, der Grafenkrone, und dem Gründungsjahr 1759 eingestickt oder eingepägt. Das Petschaft trägt das Wappen der Wallensteins. Dieses erscheint auch auf den Stiftsalben mit den gemalten Porträts der ersten Stiftsdamen und auf den späteren Fotoalben, auf dem Äbtissinnenstuhl und Äbtissinnenstab. Zum Inventar des Haushaltes gehörte Kassler Silber aus dem frühen 19. Jahrhundert. Jede Stiftsdame brachte bei ihrem Eintritt ein Zweierset Silberbesteck in Fadenmuster mit, auf dem das Familienwappen eingraviert war. Das dazugehörige Etui erhielt den Namen der Besitzerin mit ihrem Eintrittstag. Zu hohen Festtagen wurde die Tafel mit Meißner Porzellan im Rokokostil des 18./19. Jahrhunderts mit dem Dekor „Deutsche bunte Blumen“ und Silber hessischer Herkunft aus Kassel, Hanau und Frankfurt eingedeckt. Alle gezeigten Gegenstände waren mit Maßen versehen.

Kaiserliche Huld erhielt das Stift durch den Einfluss der Hofstaatsdame Claire von Gersdorff, die 1888 mit dreißig Jahren ins Stift eingetreten war. Dies zeigte sich durch Aus-

stellung der Bilder der Reise des Kaiserpaares ins Heilige Land 1899, Biographien und die Verleihung des Äbtissinnenstabes an Äbtissin Ida von Hammerstein-Equord 1909 sowie eine Kredenz mit dem Wappen der Gersdorff und Albertine von Krosigk. Wie sich die Stiftsdamen zu Krieg und Frieden verhielten, so zum Dörnbergschen Aufstand von 1809, in dem die Äbtissin Marianne, Reichsfreiin vom und zum Stein (1753-1831), Schwester des Reformers und Erzfeindes Napoleons, Karl vom und zum Stein, verwickelt war, oder zu den Ereignissen des ersten und zweiten Weltkrieges, zeigt ein weiteres Kapitel. Zeugnisse literarischer Ambitionen der Damen, sei es durch Lektüre meist französischer Werke, durch Einrichtung eines Salons, wo unter anderem der spätere Burgtheaterdirektor Franz Dingelstedt verkehrte, oder eigene Dichtungen gehören zur Entfaltung der Persönlichkeit. Ein Schwerpunkt, gerade im katholischen Fulda, war das Bekenntnis zum Protestantismus. Sie waren interessiert an der Entwicklung des kirchlichen Lebens in der Diaspora. Ein Erinnerungsblatt an eine Tagung des Gustav-Adolph-Werks und die Stiftung eines Glasfensters in der Fuldaer Christuskirche, das leider 1944 zerstört wurde, sowie der Versuch Sophie von und zu Gilsa schon ökumenisch zu wirken, belegen dies. Das Dienen am Nächsten spielte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart eine bedeutende Rolle. Sie richteten im Palais Buseck 1898 einen Kindergarten ein, stellten im ersten Weltkrieg das Gebäude als Lazarett zur Verfügung und nahmen nach dem zweiten Weltkrieg Flüchtlingsfamilien auf. Im Kapitel „Aufbruch“ spiegelte sich die Reiselust und die Weltläufigkeit in Atlanten, Eisenbahnkarten, Postkarten und nicht zuletzt in mitgebrachtem Porzellan, Novellen oder Musikstücken, wie einem Klavierauszug „Le Desert“ von A.F. David wider. Die Zukunft ist „Heimkehr“ in die „Himmels-Heimat“. Der Tod hatte für die Stiftsdamen keine negative Bedeutung. Symbolhaft ist das Fallen der Schlüssel aus einem Krug als Abschied vom Leben!

Eine Augenweide ist die Qualität der Ausstattung des broschiierten Katalogs mit fast nur farbigen Bildern. Sie wurde besorgt von dem Fuldaer Verlagshaus Michael Imhof. Missverständliche Interpretationen hervorrufend sind die Schachtelsätze, die viel aussagen wollen, aber nur verwirren. Solche Sätze nehmen oftmals eine ganze Seite ein.

Marburg

Barbara Rumpf-Lehmann

100 chefs-d'œuvre du Städel Museum, 259 S., 128 Farbabb., ed. Fondation de l' Hermitage Lausanne 2010. €34,00 (ISBN 978-3-86568-556-8).

Der vorliegende, französischsprachige Ausstellungskatalog entstand für eine Wanderausstellung der 100 wichtigsten Werke des 19. und frühen 20. Jahrhunderts des Frankfurter Städel Museums, die in der Fondation de l' Hermitage in Lausanne im Februar 2010 ihren Ausgang nahm, und die in der Folge in der National Gallery in Melbourne, Australien, und im Museum of New Zealand Te Pa Tongarewa in Wellington, Neuseeland, zu sehen war. Auslöser dieser Wanderausstellung war die Vergrößerung des Städels durch einen Anbau, wodurch diese Werke der klassischen Moderne erstmals auch an anderen Stätten zu betrachten waren, wie der Direktor des Städel Museums, Max Hollein, in seinem Vorwort ausführt. In einer mit „Traum und Realität“ betitelten Einleitung beschreibt Felix Krämer, der Direktor der Abteilung 19. und 20. Jahrhundert im Städel, die Geschichte des Städelschen Instituts, seiner Sammler und Sammlungen und besonders die Entstehung der Abteilung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Dabei setzt er die Zeitgeschehnisse immer in Bezug zu bestimmten Werken und wie sie in den Besitz des Museums kamen und erklärt auch die deutsch-französische „Zweipoligkeit“ der Ausstellung wie des damaligen Kunstinteresses.

Der Katalog an sich ist in fünf Kapitel gegliedert, wobei jeder neue Abschnitt mit einem doppelseitigen, farbigen Bildausschnitt gestaltet ist. „Vom Neoklassizismus zur Genremale-

rei“ beinhaltet bis auf Eugène Delacroixs „Arabische Fantasie“ Werke deutscher Künstler, die chronologisch von Johann H. W. Tischbein über Carl Philipp Fohr und Caspar David Friedrich bis Carl Spitzweg, Moritz von Schwind und Anselm Feuerbach reichen, um nur einige zu nennen. „Vom Realismus zum Impressionismus“ behandelt vorwiegend französische Werke, wobei sich neben Gustave Courbet und Camille Corot nahezu alle großen Namen des Impressionismus wie Paul Cézanne, Claude Monet, Auguste Rodin, Édouard Manet, Edgar Degas und Pierre-Auguste Renoir etc. finden, aber auch Max Liebermann, Lovis Corinth und Vincent van Gogh. „Der Symbolismus“ wird repräsentiert von Künstlern wie Gustave Moreau, Arnold Böcklin, Franz von Stuck, Ferdinand Hodler, Edvard Munch, Henri Rousseau, Félix Vallotton und die „Klassische Moderne“ von Paula Modersohn-Becker, Franz Marc, Emil Nolde, Ernst Ludwig Kirchner, Oskar Schlemmer, Henri Laurens, Max Ernst, Paul Klee. Der letzte Abschnitt ist einzig Max Beckmann gewidmet und demonstriert damit auch die Bedeutung dieses Künstlers nicht nur für die Sammlung, sondern auch für das Städelsche Kunstinstitut, an dem er eine Professur innehatte.

Jedes Werk ist in einer einseitigen, qualitativ hochwertigen Farbabildung dokumentiert – der Imhof Verlag sei hier lobend erwähnt –, auf der gegenüberliegenden Seite ist jeweils der Name des Künstlers und seine Lebensdaten vermerkt, bei einer Ersterwähnung ist jeweils ein Abriss des künstlerischen Lebenslaufs angeführt, im Anschluss wird näher auf das jeweils dargestellte Werk eingegangen und sehr aufschlussreich die Entstehungsgeschichte geschildert. Insgesamt ein sehr informativer und geschmackvoll gestalteter Band, der einen Einblick in die beeindruckenden modernen Bestände des Städel Museums gewährt.

Grünberg

Andrea Pühringer

Christian VOGEL: *Via Antiqua. Bonifatius' letzter Weg. Die Bonifatiusüberführung von Mainz nach Fulda und ihr Weg.* 152 S., zahlr. s/w Abb., Selbstverlag des Autors Assenheim und Lißberg 2004. €12,00 (ISBN 3-9809805-0-2)

Der Heimatforscher Christian Vogel unternimmt in dem hier vorzustellenden Buch den Versuch, den Weg der Überführung des Leichnams Bonifatius' von Mainz nach Fulda im Detail zu rekonstruieren. Er geht dabei von neun schriftlich überlieferten Fixpunkten aus. Dieses „Gerippe“ (S. 6) ergänzt er unter Berücksichtigung der Erkenntnisse über römische und frühmittelalterliche Straßenführung, passende Abstände zwischen belegbaren Rastplätzen, erklärungsbedürftigen Kreuzen, Kapellenresten und Baumgruppen sowie Stätten und Namen vorgeschichtlichen Anklangs zu einem für ihn „alternativlosen Straßenverlauf“ (S. 6).

Seiner eigentlichen Rekonstruktion des Überführungsweges stellt er drei sehr lesenswerte einführende Abschnitte voran. Im ersten (13 S.) befasst er sich mit der Geschichte der Erforschung des Bonifatiusweges in enger Verbindung mit der zentralhessischen Straßenforschung, wobei er vier Pioniere der Straßenforschung genauer vorstellt. Im zweiten Abschnitt schildert er uns auf 19 Seiten die Straßengebäudegeschichte im relevanten Teil Hessens. Im dritten Teil schließlich (18 S.) nennt er uns die verwendeten Quellen und Karten, stellt knapp die insgesamt fünf Überführungen des Bonifatius aus Friesland bis zu seiner endgültigen Ruhestätte dar und beschreibt seine Vorgehensweise der Rekonstruktion. Den Hauptteil des Buches bildet die eigentliche Rekonstruktion des Überführungsweges der „dritten Überführung“ von Mainz nach Fulda auf 86 S., gliedert in sieben Tage, zwölf Etappen und zehn Rastorte. Die einzelnen Etappen werden dabei durch Kartenausschnitte und zahlreiche Fotos illustriert. Den Abschluss des Buches bildet ein fünf Seiten umfassendes Literaturverzeichnis.

Vogel geht mit großer Akribie vor und sammelt alle verfügbaren Informationen. So gelingt es ihm den Überführungsweg detailliert und letztlich überzeugend zu rekonstruieren. Leider wird seine Sprache im Hauptteil jedoch etwas spröde, so dass sie phasenweise einer bloßen Aufzählung von Wegmarken gleicht. Für eine wissenschaftliche Arbeit etwas zu kurz und in der Ausdrucksweise gelegentlich zu deftig geht er auf von ihm verworfene andere Routen oder Textinterpretationen ein. Dennoch wird keine zukünftige Untersuchung über den Bonifatiusweg an dieser Publikation vorbei kommen. Ihrer inhaltlichen Bedeutung wird somit das optische Erscheinungsbild leider nicht gerecht, denn die Qualität der Abbildungen ist mäßig, es gibt zahlreiche Druckfehler, der Blocksatz wirkt flatterig und die fett gedruckten wörtlichen Zitate und Kartenhinweise in den Fußnoten ‚erschlagen‘ zum Teil den normal gesetzten Haupttext. Der an Bonifatius oder mittelalterlicher Wegführung interessierte Leser muss sich also durchaus etwas mühen, aber die Mühe lohnt sich.

Darmstadt

Norbert Stieniczka

Michael BISCHOFF, Rolf SCHÖNLAU: *Weser & Renaissance. Wege durch eine Kulturregion*, 104 S., zahlr. s/w u. Farbabb. Verlag Jörg Mitzkat Holzminden 2007. € 19,90 (ISBN 987-3-931656-29-4).

Dieser Kunst- und Reiseführer in die Kulturregion der Weser mit dem zeitlichen Schwerpunkt der Renaissance ist zwar schon seit vier Jahren im Handel, soll aber hier dennoch wegen seiner herausragenden Qualitäten besprochen werden. Unter der federführenden Herausgabe des Weserrenaissance-Museums Brake und beteiligter Landschaftsverbände gelingt es den Autoren in dem wunderbar ausgestatteten Bändchen die ganze Schönheit und den kulturellen Reichtum der Weserregion von Bremen bis Kassel darzustellen. Ein kurzer, prägnanter Einführungsteil erklärt den Begriff der Weserrenaissance und zeigt die komplizierte Entwicklung des Raums auf und sein Zusammenwachsen zu einer kulturellen Einheit. Dann werden flussaufwärts folgend die eindrucksvollen Städte, Schlösser und Kirchen in ihrer Geschichte und dem Bestand geschildert, mit charakteristischen Fotos illustriert und ihre Lage an der Weser Piktogramm-artig skizziert. Diese historisch-topographischen Kurzdarstellungen werden durch Zwischenkapitel unterbrochen, die so abwechslungsreichen Themen wie „Sandstein“, „Hofkapellen“, „Lateinschulen und Gymnasien“, „Beim Fürsten“, „Vom Ritter zum Unternehmer“ und „Glaubenskriege“ behandeln. Zwei Seiten zum Kassel Landgraf Wilhelms IV. schließen den Textteil ab. Er wird ergänzt durch ein Glossar, Literaturhinweise, ein Personenregister und Hinweise zu Öffnungszeiten und Kontaktadressen. Edin besonderer Clou ist die beigefügte CD mit Musik (hervorragend präsentiert von Manfred Cordes und seinem Bremer Weserrenaissance-Ensemble) und zeitgenössischen Sprechtexten). Schon von daher „rechnet sich“ die absolut empfehlenswerte Band.

Marburg

Gerhard Aumüller

Aegidius HENNING: *Die Bauernanatomie*. Neuausgabe des Originals von 16743 in modernisierter Sprache, hg. von Jürgen MÜLLER, 190 S., CoCon Verlag Hanau 2010. € 12,80 (ISBN: 978-3-93777-495-4).

Nicht etwa eine spezifisch medizinische Abhandlung erwartet den Leser des hübsch aufgemachten Oktavbändchens, sondern eine „Repräsentation deß Bauren=Staats / In welcher Der heutigen Bauren Arglistigkeit / Boßheit / Schalckheur m/ Büberey / Grobheit : Wie auch ihr gantz Thun und Wesen Gantz unpartheyisch zu jedermanns Warnung zu entnehmen ist. Verfasst hat die von dem Frankfurter Historiker Jürgen Müller in moderner

Sprache herausgebene Schrift der ehemalige Pfarrer des kleinen Wetterau-Dorfs Eichen, Aegidius Henning im Jahr 1674. Wie Müller schreibt, ist die Erinnerung an den schriftstellernden Dorf-Pfarrer im Ort nie ganz erloschen, aber es ist nur ein Exemplar des Buches erhalten geblieben, das zur Grundlage dieser Neuauflage wurde. Müller gibt eine biographische Übersicht über Leben und Werk des in Herborn geborenen Pfarrerssohns, der nach drei Ehen und mehrfach gewechselten Pfarrstellen schließlich in Eichen verstarb. Es muss eine Art Hassliebe gewesen sein, die den Geistlichen mit dem Ort und seinen Einwohnern verband. Jedenfalls zeugen die Tiraden, die er gegen die Dorfbewohner, allesamt "Bauren" loslässt, nicht unbedingt vom einfühlsamen Verständnis eines geistlichen Hirten für seine Schäfchen. In bildkräftiger, manchmal sogar derber Sprache entwirft er in 46 Kapiteln ein Szenario des Landlebens, das so ganz anders als die Schäferidylle des Barock daherkommt. Offenbar ist es Henning überhaupt nicht gelungen, in die Lebenswelt der Bauern einzudringen, verständlich, denn sein Lebensziel war ursprünglich gewesen, ein „großer Doctor theologiae“ zu werden. Und als die aus Geldnot nicht gelang, war es wenigstens das Bemühen, ein berühmter Schriftsteller zu werden. Er hat es darin allerdings kaum wo weit gebracht wie sein hanauischer Landsmann und Zeitgenosse Christoph von Grimmelshausen, in dessen Schatten er wohl immer stehen wird. Aber amüsant zu lesen und zum Nachdenken anregend ist das mit vielen Erläuterungen und einem einführenden Essay versehene Buch allemal.

Marburg

Gerhard Aumüller

Manfred E. SCHUCHMANN, Christoph MÄCKLER: Architektursünden in Hessen. 25 Ortstermine von A wie Alsfeld bis W wie Wiesbaden. 133 S., 125 s/w Abb., Marburg 2009. €18,00 (ISBN 978-3-89445-424-1).

Die beiden Autoren, der Journalist und hr2-Moderator Manfred E. Schuchmann und der Architekt Christoph Mäckler, haben einen erhellenden Band zum Thema Bausünden in Hessen geliefert. Eingangs erläutert Schuchmann „wie alles anfing“, als er vor 15 Jahren erstmals Bauten von Mäckler entdeckte, die ihm aufgrund ihres hohen ästhetischen Reizes und ihrer Funktionalität auffielen. Eingeladen in eine hr2-kultur „Doppelkopf“-Sendung einigte man sich auf die Stichworte Brauchbarkeit, Dauerhaftigkeit und Stimmigkeit, die moderne Architektur auszeichnen sollten. Dass diesen Ansprüchen teils Werke selbst renommiertester Architekten bei näherer Betrachtung nicht standhalten konnten, sei hier nur nebenbei erwähnt. Besonders monieren die Autoren, dass viele Bauten aus dem städtebaulichen Zusammenhang gerissen sind, sie also nur für sich stehen, ohne dass der größere Kontext, in den sie eingebunden sind, berücksichtigt würde. Die erwähnte Radiosendung führte zur Konzeption einer Fernsehserie mit dem Titel „Architektursünden in Hessen“, bei der Mäckler nicht nur kritisieren, sondern auch vor laufender Kamera Alternativen skizzieren sollte. Pilotprojekt war 2004 der Frankfurter Hauptbahnhof und es entstand daraus eine Serie, die vor allem auch davon lebt, dass der Architekt kein Blatt vor den Mund nimmt.

Dies zeigt auch sein Beitrag „Straßen, Häuser, Plätze – Bausteine der Stadtbaukunst“ im vorliegenden Band, in dem er den Mangel an Schönheit in den Städten ebenso wie die eingeeignete Sichtweise der unterschiedlichen Planungsfachleute anprangert, die selten über den eigenen „Tellerrand“ hinwegblicken. Sein Plädoyer gilt einer ganzheitlichen Sichtweise auf die Stadt bzw. den Stadtraum, der auch als Lebensraum für künftige Generationen zu bedenken ist und fordert daher auch mehr Kooperation zwischen Bau- und Kunsthistorikern, Stadt- und Raumplanern, Verkehrsplanern und Architekten – anstatt der gegenseitigen Konkurrenzierung.

Anhand von 25 Beispielen beschreibt nun Schuchmann knapp die jeweilige architektonische Situation, während Mäckler im Anschluss, in Skizzen und Kurzkomentaren Verbesserungsvorschläge festhält, die im Vergleich mit den Fotos, die die gegebene Lage zeigen, manch ein Aha-Erlebnis beschieren. Die Auswahl reicht quer durch Hessen, vom ehemaligen Scheunenviertel in Alsfeld, über Lingg- und Marktplatz in Hersfeld, die Louisenstraße in Bad Homburg, Louisen- und Marktplatz in Darmstadt, den Stadteingang in Eschwege, mehrere Beispiele aus Frankfurt bis zu Friedberg (Stadteingang Kaiserstraße), Fulda (Universitätsplatz) und dem Gießener „Elefantenklo“ – um nur einige zu nennen. Und es erstaunt, wie wenig manchmal notwendig wäre, um das Stadtbild zu verbessern. Allerdings, auch das muss gesagt werden, in etlichen Fällen wäre nur ein Abbruch zu empfehlen. Oftmals findet sich der Leser auch bestätigt, wenn er manch eine Situation aus eigenem Augenschein kennt und sich immer schon kopfschüttelnd darüber wunderte, wie eine derartige Bebauung geplant bzw. genehmigt werden konnte.

Insgesamt ein sehr zu empfehlender Band, der dazu anregt, mit offenen Augen durch die eigene Stadt zu gehen und seinen Blick für die Architektur zu schärfen.

Grünberg

Andrea Pühringer

Ute PEUKERT, Maria Regina KAISER (Hg.): Vom Kupferstich zum Kirchenfenster. Kunst und Kultur in Hanau, 142 S., zahlr. auch farb. Abb., Jonas Verlag Marburg 2010. €25,00 ISBN 978-3-89445-439-5

Der ansprechend gestaltete Band mit elf Beiträgen verschiedener Autoren (S.141-142) ist historischen Kunst- und Kulturaspekten gewidmet mit besonderer Würdigung Hanauer Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts .

An erster Stelle steht Heiner Boehnckes Beitrag über Grimmelshausen in Hessen (S.9-17) mit Forschungsergebnissen zum Autor des *Simplicius Simplicissimus* und Quellen zum Aufenthalt des jungen Grimmelshausen in Hanau am 15.1.1635. Es folgen Recherchen zur Baugeschichte von Schloß Philippsruh und dessen Baumeister Girard von Gertrud Kaiser (S.18-21). Goethes Beziehungen zur „Wetterauischen Gesellschaft für die Naturkunde in Hanau“ 1808 f. spiegeln sich in den historischen Ausführungen Bruno Holzmanns (S.22-30), während sich Michael Maaser (S.31-40) besonders auf Goethes Hanauer Besuch der Leonhardschen Mineraliensammlung im Dezember 1814 konzentriert. Die Goethezeit betrifft auch der biographische Exkurs von Ralph-Rainer Wuthenow (S.41-51) über den Zeichner und Maler Ludwig Emil Grimm (1790-1863). Der von Anton Merk (S.52-59) gewürdigte, in Hanau geborene und aus der Hanauer Zeichenschule hervorgegangene jüdische Maler Daniel Oppenheim (1800-1882), verdient dank seiner Werke und Zyklen über jüdisches Leben in Deutschland besondere Aufmerksamkeit.

Die Moderne spiegelt sich besonders in den folgenden sieben Beiträgen wider:

Wir lernen durch Maria Regina Kaiser (S.60-67) den gleichfalls aus der Hanauer Zeichenschule hervorgegangenen spätimpressionistischen „Magier des Lichts“ Alois Metz (1869-1956) kennen, sowie den mit ihm bekannten Tierbildhauer August Gaul durch Josephine Gabler (S.68-77) und erhalten von Eugenie Börner (S.78-87) Einblicke in die frühe Schaffensperiode des Hanauer Malers Reinhold Ewald (1890-1974). Zwei Aufsätze sind August Peukert (1912-1986) gewidmet, seinen Glasfensterentwürfen für den Sakralbau zwischen Fulda und Hanau von Leonhard Tomczyk (S. 88-104) und dem Leben und Werk dieses bedeutenden hessischen Künstlers durch Peukerts jüngste Tochter Ute Peukert (S. 105-128).

Zum Musikleben Hanaus äußern sich Alois Kottmann (S.128-136) mit Bezug auf Paul Hindemith und Ute Peukert (S.137-140) über den Hanauer Hornisten Gustav Neudecker. Der Band eignet sich für Hassiaca-Sammlungen und Kunstliebhaber, die sich der Kunst Hessens und besonders Hanaus verbunden fühlen.

Marburg

Herwig Gödeke

Natur- und Landeskunde

Sieglinde und Lothar NITSCHKE: Das Dörnberggebiet im Naturpark Habichtswald. Natur – Kultur – Erlebnis, 96 S. zahlr. Farbabb. cognitio-Verlag Niedenstein 2010. €9,95 (ISBN-13: 978-3-932583-35-3).

Die Auszeichnung des Kellerwaldes mit dem Prädikat eines Weltkulturerbes lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf die ungewöhnlich vielfältigen Naturschönheiten, die Nordhessen zu bieten hat. Die ganze Fülle dessen, was Natur und Vor- und Frühgeschichte für den interessierten Wanderer und Naturliebhaber bereithalten, wird in dem knapp 100 Seiten umfassenden Bändchen eindrucksvoll mit zahlreichen Bildern und kurzen, sehr informativen Textpassagen präsentiert. Das Ehepaar Nitsche und der cognitio-Verlag Niedenstein haben bereits mehrere und umfangreichere Publikationen dieser Art herausgebracht, die durch ein gelungenes Layout und eine verlässliche Darstellung überzeugen. Das Schwergewicht der Abbildungen liegt auf der Flora, aber es werden auch Luftaufnahmen der Landschaft, Detailbilder mit zoologischen Raritäten, historische Zeugnisse und die Erschließung des Gebiets durch Wanderer und Schüler vorgestellt. Ein Kartenanhang erleichtert die Orientierung und ermuntert zum Erwandern. Ausgehend von der Geologie, der naturräumlichen Gliederung der kulturell überformten Landschaft werden die einzelnen Areale des Dörnbergs vorgestellt und von dort übergeleitet zu regionalen Museen und Informationsmöglichkeiten. Die große Zahl der namentlich genannten Mitarbeiter hat eine besonders gelungene Bebilderung ermöglicht. Ein Anhang mit Quellen und Literatur, Registern der dargestellten Arten etc., und eine Zeittafel des Dörnberggebiets erleichtern die schnelle Orientierung. Kurzum, eine absolut gelungene, moderne Darstellung eines der schönsten Naturgebiete Nordhessens, die in jede Wanderertasche gehört.

Marburg

Gerhard Aumüller

Das Buchenbuch. Europäische Buchenwälder – ein weltweit einzigartiges Naturerbe. The Book of Beeches. European beech forests – A unique natural heritage throughout the world. Fotos: Andreas HOFFMANN, Thomas STEPHAN, Gerhard KALDEN, Franz RAHN, Karl-Heinz VOLKMAR, Robert Groß; Übersetzung: Birgit NIZAMI, 80 S., zahlr. farb. Abb. cognitio Verlag Niedenstein 2010. €19,95 (ISBN 978-3-932583-34-6).

Ein Buch für die Buche – kein wissenschaftliches, aber ein wunderbar illustriertes Buch, das verdient, in der ZHG angezeigt zu werden, nicht nur, weil ein Abschnitt dem Nationalpark Kellerwald mit seinen alten Buchenbeständen gewidmet ist. Das Hessenland ist, obwohl die Eiche als Bauholz und Mastbaum über Jahrhunderte bevorzugt wurde, Buchenland – und ist nicht die Buchonia, das fuldische Buchenland, noch in den „Buchenblättern“, der Geschichtsbeilage zur Fuldaer Zeitung, in Erinnerung? Seit der Orkan Wiebke die Notwendigkeit einer „Waldwende“ drastisch vor Augen führte (wie damals Wilhelm Bode und Martin von Hohnhorst ihr Plädoyer für eine Umkehr zur naturnahen Plenterwaldwirtschaft

überschrieben), ist der Wert der Buche für die Wälder der Mittelgebirge, für die Naturverjüngung, für das ökologische Gleichgewicht des Waldbodens und als Klimafaktor erkannt worden, und so wirbt dieses Buch nicht nur für sein eigentliches Anliegen: die großen, unter Schutz gestellten Buchenwälder in den Karpaten, in den Nationalparks und Biosphärenreservaten Jasmund über den Kreidefelsen an der Ostsee, Serrahn im Müritz-Tiefland, Grumsin in der Schorfheide, Hainich in Thüringen und im Kellerwald in eindrucksvollen Fotos vorzustellen. Nein, das Buch ist vielmehr eine Werbung für die Buche, für diesen vielseitigen Baum, der nicht nur Waldwanderer und Ökologen begeistert, sondern den Handwerkern ein vorzügliches, vielseitig verwendbares Hartholz liefert und auch uns Historikern und Volkskundlern manche Aspekte seiner wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Bedeutung aufzeigt – haben nicht die Bucheckern in der Notzeit während und nach dem Zweiten Weltkrieg einen großen Teil der Speiseölversorgung für die hungernde Bevölkerung ermöglicht und sind nicht eine Vielzahl der Arbeitsgeräte aus Buchenholz hergestellt worden? Dieses Buch will freilich keine Fragen erschöpfend beantworten, aber es regt dazu an, über die biologische Vielfalt und ästhetische Anmutung der Buchenwälder, über die Vielseitigkeit des Baumes und seine kulturgeschichtliche Bedeutung nachzudenken – bibliophile Menschen mögen einmal überlegen, woher unsere Bezeichnung für das Buch kommt, und kulinarisch ambitionierte, warum die Buche ihren botanischen Gattungsnamen *Fagus* trägt. Damit liefern Buchenwälder nicht nur den zentralen europäischen Beitrag zur weltweiten biologischen Vielfalt, sondern in gewisser Weise auch eine Grundlage unserer Kulturgeschichte.

Marburg

Siegfried Becker

Der Steinberg. Ein Berg im Wandel der Zeit. Zusammengestellt von Adolf KRAFT, 205 S., zahlr. Abb., Zeichnungen, Pläne, Grundrisse, Staufenberg²2006. €15,00.

Gegenstand der Betrachtung des vorliegenden Bandes ist das den Großen und Kleinen Steinberg umfassende Gebiet im Kaufunger Wald, das früher auf hannoverschem Territorium und jetzt auf dem Boden des Bundeslandes Niedersachsen liegt. Die Nähe der hessischen Grenze bedingt, dass enge Beziehungen zur Landgrafschaft Hessen-Kassel bzw. dem Kurfürstentum Hessen bestanden haben, diese Region also zu Recht miteinbezogen wird. Bei der Publikation handelt es sich nicht um eine monografische Darstellung, sondern um eine weitgehend chronologische Sammlung von Dokumenten, die teilweise oder vollständig abgedruckt und durch Kommentare erschlossen werden. Die herangezogene Fachliteratur spielt demgegenüber eine untergeordnete Rolle. Die Vielzahl der präsentierten Belege deutet auf die akribische Quellenarbeit des Verfassers hin, die sich auf die Bestände des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs Hannover, des Hessischen Staatsarchivs Marburg, des Kreisarchivs Göttingen, des Stadtarchivs Hann. Münden, des Gemeindearchivs Staufenberg und vor allem des Niedersächsischen Bergarchivs Clausthal-Zellerfeld erstreckt, aber auch die Überlieferung bestimmter Institutionen wie des Archivs der Naturfreunde Kassel berücksichtigt. Verdienstvoll ist die Erklärung heute nicht mehr geläufiger Begriffe, vornehmlich aus dem Bereich des Bergbaus. Bei dem Terminus „Rezess“ wäre allerdings der Hinweis nützlich gewesen, dass darunter die „Separation“ oder Gemeinheitsteilung, d. h. die Aufteilung der Allmende unter die bisherigen Nutzungsberechtigten zu Sondereigentum, zu verstehen ist, die sich im langen Zeitraum vom Ende des 18. bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzog.

Zunächst werden die Anfänge der kommerziellen Nutzung der Rohstoffe des Steinbergs in Form von Ton, Sand, Alaunerz und Kohle geschildert. Die ältesten Belege sind hier eine

Karte des Kaufunger Waldes von 1619 mit eingezeichneten Tongruben und das Gesuch von Hans Lintz aus Wahnhausen wegen des Abbaus vermuteter Alaun- und Silbervorkommen am Steinberg. Bei dem vom Verfasser nicht namentlich genannten Landesherren dürfte es sich um Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1613-1634) handeln. Der Brief des Amtes Münden – hinzuzufügen ist hier „kurhannoversch“ – von 1710 an die Herren von Buttlar, die bei Ziegenhagen eine Glashütte betrieben und deren Gebiet am Steinberg dicht an die Braunkohlenlagerstätten heranreichte, erhellt die wirtschaftlichen Kontakte beiderseits der im Kaufunger Wald verlaufenden Grenze, waren doch die Kurfürsten von Hannover und die Landgrafen von Hessen, hier vor allem Landgraf Karl, an der Verwendung von Kohlen für die Glasproduktion interessiert. Die Quellen verdeutlichen, dass die Bohrungen nach Kohle am Steinberg angesichts unzureichender Hilfsmittel und des Fehlens von Fachleuten häufig ungenaue Ergebnisse erbrachten, die den am Bergbau interessierten Mündener Drost Carl Friedrich von Hanstein kaum zufrieden stellen konnten, wie sein Schriftwechsel mit der Königlichen Kammer in Hannover erweist. Dieser hatte in den Braunkohlenabbau und die Errichtung einer Porzellanfabrik sein Privatvermögen investiert, wobei die Anlagen im hessischen Großalmerode als Vorbild dienten. Dort empfand man sein Unternehmen, das von der Abwerbung von Fachleuten aus benachbarten hessischen Orten begleitet war, als Konkurrenz und verübte im April 1741 einen Überfall auf das Werksgelände am Steinberg, der zu vielfältigen Zerstörungen, u. a. des Brennofens, führte und langwierige Auseinandersetzungen zwischen der hannoverschen und hessischen Regierung zur Folge hatte. Diese Differenzen veranlassten Hanstein 1753 zur Verlegung der „Fajencerie“ vor die Mauern der Stadt Münden. Ergebnisse der dortigen Porzellanproduktion, die im Siebenjährigen Krieg wegen der Stilllegung der Anlagen am Steinberg und der Kampfhandlungen im Kaufunger Wald weitgehend zum Erliegen kam, können heute im Stadtmuseum Münden besichtigt werden. Kraft weist hier auf die Schlacht bei Lutterberg am 10. Oktober 1758 und auf ein weiteres Gefecht hin, das allerdings nicht am 23. Juli 1762, sondern am 23. Juli 1758 am Sandershäuser Berg zwischen dem Prinzen Johann Casimir von Isenburg und dem französischen Marschall Broglie stattgefunden hat.

Im Folgenden steht die Geschichte der staatlichen Braunkohlegrube Steinberg im Mittelpunkt, die 1798/99 unter Beteiligung des Drostens Christian von Hanstein, des Enkels Carl Friedrichs, errichtet wurde und die Konzession König Georgs III. von Großbritannien erhielt, der gleichzeitig Kurfürst von Hannover war. Hier werden Verbindungen zum Harzrevier, u. a. nach St. Andreasberg, sichtbar, das über fachkundiges Personal für den Bergbau verfügte. Von Interesse sind die Angaben über das Braunkohlenbergwerk am Steinberg aus der Zeit des Königreichs Westphalen, das damals zwar einen erhöhten Absatz der Produkte verzeichnete, der Gewinn aber durch die Unterhaltung kostspieliger Anlagen und zahlreicher Arbeiter vollständig aufgefressen wurde. Die Administration durch das Berg- und Salinendepartement zu Kassel hatte sich als unzureichend erwiesen. Der Neubeginn im November 1813 stand daher unter düsterem Vorzeichen, und erst seit 1820/21 konnte der Betrieb eine positive Bilanz aufweisen, die sich in den überlieferten Einnahme- und Ausgabeverzeichnissen sowie in den Kundenlisten widerspiegelt. Abnehmer der Braunkohle waren Gutsverwalter, Kaufleute, kleinere Unternehmer und Gewerbetreibende aus der näheren Umgebung. Nur selten werden Großkunden wie die Glasfabrik in Ziegenhagen genannt. Die Ausführungen werden durch Lagepläne des Grubenareals, Lohnquittungen der Arbeiter, obrigkeitliche Fleisch- und Brottaxen, eine Karte der 1844/45 angelegten Kohlenstraße, die das Revier am Steinberg mit Münden verband, und Grundrisse und Ansichten des wenig später errichteten Berghauses veranschaulicht. Die mit dem Beginn der Industrialisierung immer dringender benötigte Steinkohle verringerte zunehmend den Braunkohlenab-

satz am Steinberg und förderte den Entschluss der hannoverschen Behörden, die dortige Tonwarenfabrik und Zeche 1868 durch Verkauf an den Obersteiger Heinrich Haltern in private Regie zu geben. Wieweit das preußische Berggesetz von 1865 für die Privatisierung verantwortlich war, lässt sich möglicherweise der dichten Überlieferung zur Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung im preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe entnehmen, die im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin verwahrt wird.

Anschließend präsentiert Kraft zahlreiche durch Illustrationen ergänzte Dokumente, die über die fortschreitende Modernisierung der Anlagen am Steinberg Auskunft geben. Kennzeichen dieses Prozesses waren die Installierung eines mit Dampfkesseln betriebenen Ringofens, der Bau einer Seilbahn vom Werk zum Güterbahnhof Münden und die Errichtung einer „Gewerkschaft Steinberg“, wobei dieser Begriff im Bergrecht eine juristische Person mit Gewerkenversammlung und Grubenvorstand als Organe bezeichnet. Die finanziellen Einbrüche nach dem Ersten Weltkrieg, vor allem die Inflation von 1923, waren trotz kurzzeitiger Erholung die Vorboten für die Stilllegung des Betriebes im Sommer 1932, dessen jüdischer Eigentümer Fritz Sammet nach der Machtergreifung aufgrund des „Arisierungsparagraphen“ enteignet wurde und auch in einem langwierigen Prozess nicht sein Recht erhalten konnte. Zwar wurde nach dem Zweiten Weltkrieg der Betrieb des Bergwerks wieder aufgenommen, die einsetzende Hochkonjunktur in der Bundesrepublik und die damit verbundene veränderte wirtschaftliche und industrielle Zielsetzung bereitete ihm jedoch im Dezember 1961 ein Ende.

Bemerkungen über das Naturfreundehaus am Steinberg, das mit dem Kasseler Fotografen Paul Schminke (1888-1966) verbunden ist, das darin errichtete Jugendwaldheim, das jungen Menschen die Idee des Waldschutzes vermittelt, und die in der Entstehung befindliche Anlage des mittelalterlichen Dorfes Steinrode, das die Besucher über die Lebens- und Wohnverhältnisse jener Zeit unterrichten soll, bereichern das Buch in erfreulicher Weise. Die abschließenden Bemerkungen haben Wanderziele und Denkmäler rund um die Steinberge, den Basaltsteinbruch am Großen Steinberg, das Statut der 1908 gegründeten Gewerkschaft „Margot“ sowie die Beschreibung von Fossilien, die der Göttinger Professor Christian Samuel Hollmann in der Mitte des 18. Jahrhunderts am Steinberg aufgefunden hat, zum Gegenstand.

Es bleibt zu hoffen, dass Adolf Kraft in absehbarer Zeit auf Grundlage der vorliegenden beeindruckenden Materialsammlung eine Monografie über den Steinberg verfasst, in die die einzelnen Dokumente in ihrem Inhalt und kausalen Zusammenhang integriert werden. Dadurch könnten die Lesbarkeit und das Verständnis der Ausführungen für den Leser bedeutend erleichtert werden.

Berlin

Stefan Hartmann

Sabine RISSE: Traumhaft schönes Sauerland, 72 S., zahlr. Farbfotos, deutsch, english, français. Wartberg Verlag Gudensberg-Gleichen 2010. € 15,90 (ISBN 978-3-8313-2317-3).

Dieser Bildband ist, wie es im Vorwort (S. 3) heißt, dem Sauerland als faszinierender Ferienregion mit den größten zusammenhängenden Waldgebieten und Tropfsteinhöhlen gewidmet. Das Buch soll auch ausländische Touristen ansprechen. Deshalb sind den deutschen Bildunterschriften auch englische und französische Übersetzungen zur Seite gestellt. Die Region wird in vier Kreise unterteilt: Märkischer Kreis (S.4-26), Kreis Olpe (S. 27-40), Hochsauerlandkreis (S. 41-62), Kreis Soest (S. 63-71).

Neben den Naturschönheiten des Landes mit seinen Burgen, Schlössern und Kirchen werden auch liebevoll restaurierte technische Denkmäler gezeigt, die für die Industriegeschichte des Landes prägend sind, wie z.B. das Besucherbergwerk Ramsbeck (S. 45) und die für die Geschichte der Eisentechnologie bedeutsame 300 Jahre alte Wendener Hütte (S. 40). Es verdient jedoch festgehalten zu werden, dass die oft nur vierzeiligen Bildunterschriften unzureichend sind. Lohnend wäre es auf jeden Fall, dem Band einen kurzen, zusätzlichen Textteil zu den bedeutendsten Kulturdenkmälern mit den wesentlichen historischen und kunsthistorischen Aspekten unter Berücksichtigung der Denkmalpflege in einer weiteren Auflage anzufügen.

Marburg

Herwig Gödeke

Christian OTTERSBUCH: Frankfurt & Rhein-Main. Burgen und Schlösser in und um Aschaffenburg, Darmstadt, Mainz, Taunus und Wetterau (Burgen – Schlösser – Herrensitze 4), 202 S., zahlr. farb. Abb. und Pläne, Michael Imhoff-Verlag Petersberg 2010. €19,95 (ISBN 978-3-86568-452-3).

Durchgehend farbig bebildert und auch im Schriftbild durch die Verwendung von roten Überschriften, Bildunterschriften, Zeitleisten und Bezeichnungen der einzelnen Gebäudeteile im Fließtext sehr übersichtlich gegliedert werden in dem Band 91 Burgen und Schlösser zwischen Lich und Darmstadt sowie von Wiesbaden und Mainz bis Aschaffenburg vorgestellt. Der Rheingau wurde ausgespart, da er bereits in einem anderen Band der Reihe behandelt ist. Durchaus als Reisehandbuch gedacht, sind die Anlagen nach Regionen geordnet und auf einer, zwei oder drei Seiten beschrieben. Auf dem eine halbe Spalte breiten Außenrand findet sich eine Zeitleiste zur Baugeschichte; Grundrisse und in einigen Kapiteln eingefügte alte Ansichten oder Rekonstruktionszeichnungen geben zusammen mit den zahlreichen Fotografien in verschiedenen Formaten einen guten ersten Eindruck der Anlagen. In der hinteren Umschlagklappe befindet sich eine Überblickskarte.

Ausgewählt wurden die vorzustellenden Herrensitz, Burgen und Schlösser vor allem nach dem Gesichtspunkt des einigermaßen guten Erhaltungszustands und der Zugänglichkeit. Die Texte beginnen mit der Baugeschichte, die – bei kleineren Herrschaften – auch die Territorialgeschichte oder für das Verständnis wichtige allgemeinere historische Phänomene umfasst, z. B. bei der Burg Bommersheim das Raubritterunwesen des späten Mittelalters. Es folgt die genaue Beschreibung der einzelnen Gebäudeteile. In der Außenspalte finden sich in einem farbig unterlegten Kästchen alle Angaben, die für einen Besuch notwendig sind: Zugänglichkeit, ggf. Öffnungszeiten, Telefonnummer und Internetadresse. Enthalten sind bekannte Burgen wie die Burg Münzenberg, die Reichsburg Friedberg, Kronberg, die Kaiserpfalz in Gelnhausen, die verschiedenen Schlösser in Hanau, Darmstadt, Wiesbaden, Mainz und Aschaffenburg, aber auch weniger bekannte und besuchte Schlösser wie z. B. Idstein, Usingen, Lich und Hungen. Im Kapitel Frankfurt finden sich acht Burgen und Schlösser, beginnend mit der Kaiserpfalz, dazu kommen noch das Kurmainzische Schloss und der Bolongaropalast in Höchst.

Neben einem neun Textseiten umfassenden Überblick über die Entwicklung und Geschichte der Schlösser und Burgen im Rhein-Main-Gebiet von den Anfängen bis zur Burgenromantik des 19. Jahrhunderts ist jedem der acht nach regionalen und historischen Gesichtspunkten gegliederten Kapitel ein Einleitungstext vorangestellt. Diese Seiten sind rötlich grundiert, so dass eine schnelle Orientierung in dem Band möglich ist. Der einleitende Text erläutert nicht nur die für die Burgenlandschaft wichtigen territorialgeschichtlichen Entwicklungen, sondern auch die Funktionen und Typen der Burgen und Schlösser in chronologischer Folge bis zur Kaiserzeit.

Mit Ausnahme von Hanau und Gelnhausen sind zwar keine Burgen und Schlösser des „Zuständigkeitsbereichs“ dieser Zeitschrift vorgestellt, es handelt sich aber um bekannte, auch landgräfllich-hessische Anlagen, wie z. B. in Darmstadt, die sicherlich auch zu den Ausflugszielen der Leser dieser Zeitschrift gehören, und um weniger bekannte Anlagen, die auf ihre Entdeckung warten. Der ansprechend aufgemachte Band mit kenntnisreich geschriebenen Texten, die der Territorialgeschichte ihren angemessenen Raum zum Verständnis der Burgenbauten geben, macht Lust auf Besichtigungstouren. Allein die aus älteren Werken übernommenen Grundrisse sind zum Teil so klein wiedergegeben, dass ihre Beschriftungen kaum zu entziffern sind.

Marburg

Katharina Schaal

Ute FRIESEN, Jan THIEMANN: *Schräge Heimat. Abgefahrene Sehenswürdigkeiten in Hessen*, 144 S., Theiss Verlag Stuttgart 2010. €14,90 (ISBN 978-3-8062-2380-4).

Wer Absonderlichkeiten und Kurioses liebt, muss nicht weite Reisen auf sich nehmen, sondern kann seinen Interessen auch in Hessen nachgehen, sogar per Bus und Bahn. Dazu wird er eingeladen von Ute Friesen und Jan Thiemann in ihrem etwas anderen Ausflugsführer durch Hessen. Egal, ob man sich für die Technik des Galgenbaus interessiert, einen über 300 Jahre alten und noch immer aktiven Brandherd, eine stinkende Riesenblume, chinesische Tonkrieger oder gar nur für sich selbst und die eigene persönliche Einzigartigkeit – man wird in Hessen fündig und kann am nächsten Wochenende zu diesen oder noch absonderlicheren Sehenswürdigkeiten aufbrechen.

61 Ziele für etwas andere Ausflüge in ganz Hessen werden in kurz gefasster Ausführlichkeit und nicht immer ganz ernst gemeint beschrieben. Schon das Lesen bereitet Kurzweil, ohne dass man tatsächlich alle Absonderlichkeiten bereisen müsste. Neben der Beschreibung der Sehenswürdigkeit findet sich jeweils die vollständige Anschrift, ein Hinweis auf die Öffnungszeiten oder auf Namen, Telefonnummern bzw. E-Mail-Adressen, unter denen man diese erfragen kann, eine Beschreibung der Anfahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln (!) einschließlich der ungefähren Dauer der Fahrtzeit. Meistens wird noch auf eine oder auch mehrere weitere *Kuriositäten in der Nähe* verwiesen. Und fast immer findet sich noch ein wissenswerter „ernsthafter“ Exkurs zum Thema. Die Umschlaggestaltung und die zahlreichen lustig-schrägen Zeichnungen stammen von Susanne Kracht; zusätzlich informiert eine Übersichtskarte über die geographische Lage der Sehenswürdigkeiten in Hessen. Alle beschriebenen Ziele sind von Friesen und Thiemann ganz offensichtlich selbst bereist und mit Kind (S. 4) und Hund (S. 101) besichtigt worden.

Leider findet sich kein Hinweis, wie die *Kuriositäten in der Nähe*, die auch schon mal 20 km Luftlinie entfernt liegen können, von Bus- und Bahnreisenden zu erreichen sind, doch dürfte dies dem Umfang und dem Preis des Buches geschuldet sein. Bei dem Verweis vom Miniaturschuhmuseum in Butzbach auf die Bahnschlafwagen als Hotelzimmer im Hotel „Alter Bahnhof“ in Gemünden liegt offenbar eine Verwechslung vor, denn der „Alte Bahnhof“ befindet sich in Gemünden/Wohra und ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln von Butzbach aus zwei Stunden und mehr entfernt.

Alles in Allem ein höchst amüsantes und kurzweiliges Buch, das, selbst wenn man nicht die „abgefahrenen Sehenswürdigkeiten“ wirklich alle besuchen will, ein wahres Lesevergnügen darstellt.

Marburg

Helmut Klingelhöfer

Uli KLEIN: 100 Jahre Mythos Edersee, Tränen, Bomben, Paradies, 96 S., ca. 30 farb. und ca. 60 s/w Abb., Wartberg Verlag Gudensberg-Gleichen 2010. € 19,90 (ISBN: 978-3-8313-2011-0).

Die Beiträge zu diesem Buch erschienen als Serie in der Hessisch Niedersächsischen Allgemeinen (HNA) mit dem Titel „100 Jahre Edersee“. In „Wasser für die neue Ost-Westverbindung“ wird der Hauptzweck der Talsperre erläutert. Sie dient der Bereitstellung von Wasser für den Mittellandkanal, einem Bauprojekt des Reiches aus den Jahren 1908 - 1914. Die waldeckischen Behörden unterstützten das Vorhaben. Für die betroffenen Dörfer wurden Ersatzflächen bereit gestellt, für die umzusiedelnden Bewohner wurden neue Häuser gebaut, bzw. sie wurden finanziell entgolten. Die Beiträge konzentrieren sich auf vier Themenschwerpunkte: 1. Der Bau der Talsperre und die Räumung der Dörfer Berich, Altbringhausen, und Asel, sowie die Neugründung der Gemeinde Edersee. 2. Die Kraftwerksgruppe Edersee. 3. Die Zerstörung der Talsperre am 17. Mai 1943, die Folgen und der Wiederaufbau, Instandsetzung 1990/1994. 4. Freizeitaktivitäten, Geschichte der Personenschiffahrt.

Das Buch beantwortet in eingängiger Form Fragen, die man sich beim Besuch des Edersees stellt: Warum, wann und wie wurde die Talsperre gebaut? Ist sie noch sicher? Was sind das für Bauwerksreste, die bei leerem Speicher auftauchen? Was passierte mit den Bewohnern der überschwemmten Dörfer? Wie war das mit der Bombardierung 1943? Wie sehen die Wasserkraftwerke aus, vor allem das unterirdische Waldeck II? Seit wann existiert die Personenschiffahrt? Wie sieht das Angebot an Freizeiteinrichtungen aus?

Den Beiträgen merkt man ihre Vergangenheit als Zeitungsserie an. Sie sind bilderorientiert, wobei die Mehrzahl der großformatigen schwarzweißen Bilder von durchschnittlicher bis schlechter Qualität ist. Ein Bildnachweis sowie Unterlagen- und Literaturnachweis fehlen. Es wird nicht deutlich, welche Zielgruppe Autor und Verlag ansprechen wollen. Als Geschichtsbuch hat es zu wenig Substanz, als Bilderbuch für Ederseebesucher hat es keine überzeugenden Bilder und befasst sich zu wenig mit den Freizeitaktivitäten (drei Seiten). Außerdem fehlt eine Übersichtskarte, aus der die Lage der Orte und Objekte hervorgeht. Die fehlende Substanz sei an folgenden Beispielen illustriert.

Die Talsperre hat die Zwecke: Speisung des Mittellandkanals, Niedrigwasser-Aufhöhung in der Oberweser, Hochwasserschutz von Eder, Fulda und Weser, Wasserkraftnutzung und in neuerer Zeit Tourismus. Der Betrieb der Talsperre muss diesen Zwecken gerecht werden. Der Hauptkonflikt besteht zwischen den Forderungen des Tourismus (möglichst voller Edersee im Sommer) und dem Hochwasserschutz (Leerfahren des Edersees, um Platz für die Winterhochwässer zu schaffen). Diese Mehrzwecknutzung der Talsperre und der wasserwirtschaftliche Hintergrund werden nicht angesprochen.

Der gezeigte Bauablauf der Talsperre wird nicht in den damaligen Stand der Bautechnik eingeordnet. Seil- und schienengebundene Materialtransporte, sowie der hohe Personaleinsatz waren typisch für Großbaustellen der damaligen Zeit. Bei der Alternativplanung, dem „Wall aus Erde, Gestein und Beton“ handelte es sich um eine Pfeilerkopfmauer, die als sehr frühe Eisenbetonkonstruktion, sehr wagemutig gewesen wäre

Die Bedeutung der Kraftwerksgruppe Edersee der EON-Wasserkraft für die deutsche Energiewirtschaft wird nicht zusammenfassend dargestellt. Wie schon bei der Talsperre konzentriert sich der Autor auf Außenmaße und Bauvolumen. Der Zweck der beiden Pumpspeicher Kraftwerke Waldeck I und II wird nicht klar. Dabei ist heute ihre Aufgaben Spitzenstrom zu liefern und bei geringem Verbrauch Energie zu speichern wichtiger denn je. Über die Modernisierungen und den Neubau des Schachtkraftwerkes Waldeck I kein

Wort. Auch die Aufgabe des Ausgleichsbeckens Affoldern wird nicht erwähnt. Ganz zu schweigen von einem Übersichtslageplan, technischen Zeichnungen und einer Tabelle mit technischen Daten, wie Fallhöhe, Durchfluss und Leistung.

Aus heutiger, ökologischer, Sicht, wird der Eingriff in Natur- und Landschaft gravierend gesehen. Die Ederau wurde auf eine Länge von 28,5 km eingestaut, die Vegetation starb ab, die Tiere ertranken und flüchteten. Die Wasserqualität in der Eder wird stark verschlechtert. Die Talsperre verhindert die Fischwanderung von der mittleren in die obere Eder. Zumindest die Durchgängigkeit wird wieder angestrebt. Verschiedene vom Regierungspräsidium Kassel in Auftrag gegebene Studien haben jedoch noch nicht zu einer umsetzungsreifen Lösung geführt. Diese ökologische Sicht wird im Buch nirgends erwähnt.

Das großformatige Buch wird den Anforderungen ein großes Mehrzweckprojekt des Ingenieurbaus differenziert abwägend, mit seinem Nutzen und seinen Nachteilen darzustellen, nicht gerecht. Die Stichworte „Mythos, Tränen, Bomben Paradies“ im Titel finden keine Entsprechung im Text. Das Buch ist nicht empfehlenswert.

Kassel

Frank Tönsmann

Religion, Judentum und Kirchengeschichte

Stefan LAUX: Gravamen und Geleit. Die Juden im Ständestaat der Frühen Neuzeit (15.-18. Jahrhundert) (Forschungen zur Geschichte der Juden. Abtlg. A: Abhandlungen 21), X, 430 S., Verlag Hahnsche Buchhandlung Hannover 2010. €48,00 (ISBN 978-3-7752-5670-4).

Bleiben oder Weichen: vor dieser unfreiwilligen und oft genug das Leben bedrohenden Alternative standen Migranten zu allen Zeiten, bis heute: Wer gebraucht wird, darf kommen; wer verbraucht ist oder überflüssig zu sein scheint, kann gehen. Am schlimmsten haben dies seit vielen Jahrhunderten die Juden durchleiden müssen.

Ihr Geld und ihre Fähigkeiten waren überall hoch willkommen. So hatte Gottlob v. Justi dem preußischen König Friedrich II. empfohlen, *man solle einen Juden im Land nur dann dulden, wenn er eine Fabrik gründe* (S. 340), was den König offensichtlich veranlasste, die Vergabe von Schutzbriefen an den Kauf und Export von Porzellan der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin zu knüpfen; hierdurch konnte er in zwanzig Jahren zusätzlich rund 280.000 Taler einnehmen (S. 139)! Trotz solcher sprudelnder Einnahmemöglichkeiten blieben die Juden als Personen verdächtig wegen ihrer Andersartigkeit. Gerade Friedrich II. machte aus seinem Judenhass keinen Hehl und begriff seine restriktive Haltung ihnen gegenüber als eine *Form der Vagantenbekämpfung* mit dem Hinweis, *dass mehr Juden nur mehr Bettler bedeuteten* (S. 138). Immer neu wurden die Juden ausgegrenzt, vertrieben und dem Holocaust ausgesetzt; verbrannte Synagogen und Berge von Leichen gab es schon lange vor dem Dritten Reich.

Dieses bekannte Muster buchstabiert Verf. an den jüdischen Gruppierungen in den deutschen Kleinfürstentümern seit dem 16. Jahrhundert durch, indem er die fürstlichen Aktionen (Geleit = Schutzbrief) den Reaktionen der Landstände (gravamina = juristisch oder individuell geprägte Beschwerden) gegenüberstellt und ihr Verhältnis analysiert. Da die Judengesetzgebung von den absolutistisch regierenden Fürsten bestimmt und von ihnen auch jeweils durch spezielle Einzelverordnungen je nach Situation verändert wurde, blieb den Ständen in der Regel nur, Bedenken gegen die verordneten Judenordnungen in ihren Gremien zu artikulieren.

In Hessen-Kassel war der Einfluss der Stände (Städte und Adel) und ihr Mitspracherecht größer als anderswo (Für die nicht behandelten Verhältnisse in Darmstadt verweist Verf. auf Friedrich BATTENBERG, Judenverordnungen in Hessen-Darmstadt). Trotzdem konnten sie sich nicht gegen den Landgrafen durchsetzen. So hatten beispielsweise bereits auf dem Kasseler Landtag vom Frühjahr 1614 sämtliche Städte gefordert, das *„hochschedlich volck der juden miteinander auß diesem hochlöblichen furstenthumb allerdings abzuschaffen und auszuweisen“*, wobei wie so häufig auch mit dem Ärgernis ihrer Glaubensausübung argumentiert wurde (S. 312). Aber die Landgrafen ließen solche Anliegen in der Schwebe. Deshalb brachte man die Gravamina in den folgenden Jahrzehnten immer wieder vor. Entschieden wurde jedoch erst 1739, als Landgraf (und schwedischer König) Friedrich I. in einer erneuerten Judenordnung den Vorschlag der Stände berücksichtigte und den Juden *den Erwerb von Immobilien untersagen, ihren Kindern die Heirat erst ab dem 25. Lebensjahr gestatten und die Weitergabe des Schutzrechts auf den jeweils ältesten Sohn beschränken* ließ (S. 313). Auch in der Folgezeit hatten die Stände ihre Erfolge: *Wo Verordnungen und Ordnungen erlassen wurden, wurden sie im Namen des Fürsten im öffentlichen Raum demonstrativ statuiert, im Hintergrund aber diskret austariert, indem man sich mit den zur Mitsprache Berechtigten ins Benehmen setzte* (S. 318). Dies hing wohl auch damit zusammen, dass die Zahl der Juden in solchen hessischen Dörfern wuchs, die - von der Ritterschaft kontrolliert - dem Einfluss der Landesherrschaft entzogen waren. Aber weiterhin galt, dass *weder Supremat und Kameralinteresse der Fürsten geschmälert, noch der Status der Unterherren grundsätzlich in Frage gestellt wurde* (S. 182). Die stillschweigende Allianz gegen die Juden hatte also Bestand trotz vieler virulenter Gegensätze und führte dazu, dass sie zum Spielball verschiedener staatlichen Gruppierungen wurden, die Gravamen und Geleit nach ihrem Gusto einsetzten.

Die Fachkompetenz, die Verf. bereits in seiner Promotion („Reformationsversuche in Kurköln“. Münster 2001) unter Beweis gestellt hatte, wird in dieser Habilitationsschrift deutlich. Durch intensives Quellenstudium (u. a. des Jud-Süß-Prozesses) sowie eine sorgfältige Verarbeitung der umfangreichen Literatur entsteht ein breitgefächertes Bild der angesprochenen Problemkreise. Und gern liest man in dem flüssig geschriebenen Buch.

Kassel

Christian Hilmes

Alon TAUBER: Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945-1949 (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 23), 220 S., Wiesbaden 2008. €22,00 (ISBN 978-3-921434-27-7).

„Allein der Versuch, unmittelbar an eine der vernichteten Traditionen anzuknüpfen, wäre ein Vergehen gegen die grausam gemordeten Opfer, denn er würde – im Falle eines Gelingens – den endgültigen Verlust, die Leere, den Bruch verkleinern helfen.“ (S. 156) So urteilte der derzeitige Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Frankfurt, Salomon Korn, im Jahr 1991 und sprach damit die Problematik der Kontinuität oder des Neuanfangs an, der sich jede jüdische Gemeinde nach 1945 stellen musste. Ideell klaffte eine große Lücke, so dass es für viele jüdische Heimkehrer kaum vorstellbar war, dass nach 1945, dem Traumata, der Shoah, jüdisches Leben im „Land der Mörder“ erneut neu entstehen könnte. Die deutsch-jüdische Symbiose war definitiv beendet und daher wurde die Minderheit derer, die die Gemeinden auf diesem „verfluchtem deutschem Boden“ neu gründeten, oft von Juden außerhalb Deutschlands angefeindet. Den Standpunkt, durch Hitler hätten die deutschen Gemeinden ihre Existenzberechtigung verloren, teilten sowohl deutsche wie ausländische Ju-

den. Indessen hatten viele Nachkriegsgemeinden aber keine andere Wahl als bei ihrer Neuentstehung an die Grundlagen der Vorkriegsgemeinden anzuknüpfen, wenn sie auf deren Vermögen zurückgreifen und Wiedergutmachungsfragen regeln wollten.

Wie sich der Aufbau auf diesem schwierigen Fundament gestaltete, zeigt Alon Tauber in seiner hier vorliegenden Promotion, einer Lokalstudie, die sich mit der Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in der Stadt Frankfurt am Main befasst. Beginnend mit einem kurzen geschichtlichen Abriss, der absolut ausreichend ist, um sich ein Bild von der Gemeinde vor 1945 zu machen, steigt Tauber umfassend in die Materie des schwierigen Neuanfanges mit der Rückführung der Überlebenden aus den Konzentrationslagern ein. Er leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der jüdischen Nachkriegsgesellschaft, die sich 1945 auf 650 Juden stützte. Entwurzelt von den jüdischen Gemeinden, zum großen Teil nicht aus Frankfurt stammend, die Stadt vielmals als Provisorium ansehend, war diese Gemeinschaft alles andere als homogen. Für viele Juden gab es keine Alternative zu Frankfurt, da für sie die Emigration, wie schon in den 30er Jahren, Probleme mit der Sprache, dem Beruf und den äußeren Gegebenheiten mit sich gebracht hätte. Und so trafen sich in der hessischen Metropole Displaced Persons mit Juden, die auch während des Nationalsozialismus durch nicht-jüdische Ehepartner in der deutschen Gesellschaft gelebt hatten, ehemalige KZ-Häftlinge mit Personen, die im Untergrund überlebten, deutsche und ausländische Juden. Tauber skizziert deren Leben vor dem Hintergrund einer desolaten wirtschaftlichen Situation der Gemeinde, die trotz aller Widrigkeiten versuchte, die Versorgungs- und Betreuunggrundlage ihrer Mitglieder sicher zu stellen.

Abhängend waren die Rahmenbedingungen der Gemeinde von den Nachkriegsrabbinern, die diese schwierige Situation zu meistern hatten. Tauber gibt in der Studie genaue biographische Angaben zu diesen „Männern der ersten Stunde“, so dass eine stark auf Personen zentrierte, an manchen Stellen langatmige Erzählweise der Vorgänge vorliegt, die Konflikte, Zusammenarbeit, die Hierarchien und innerjüdischen Machtkämpfe mit einbezieht. Diese Missverhältnisse beruhten vor allem darauf, dass Ostjuden, wie schon während der Weimarer Republik, nicht oder nur beschränkt in die Gemeinde aufgenommen wurden. Als Reaktion zu dieser Ablehnung bildete sich eine zweite jüdische Gemeinde, das Komitee. Weitere Diskrepanzen, die Tauber nicht unbeachtet lässt und offen darlegt, entstanden in Fragen der Wiedergutmachung für die oben genannten Personengruppen. Die Entschädigung der Überlebenden von Konzentrationslagern und die Diskussion, ob den so genannten „privilegierten Juden“ die gleiche Anerkennung als Verfolgte des NS-Regimes zu stünden, brachte die Gemeinde wieder zu den Überlegungen, was sich nun ideell darstellen wollte.

Die hier vorliegende Arbeit ist eine sehr genaue Quellenstudie, die letztendlich zeigt, dass sich „der Anfang nach dem Ende“, der meist als Provisorium ohne Aussicht auf Zukunft begann, zu einem heute wieder vielfältigen jüdischen Leben in Deutschland entwickeln konnte. Als Mitarbeiter des „Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland“ hatte Alon Tauber einen unbegrenzten Zugang zu Quellenmaterial, das er fast zu detailliert ausgearbeitet hat. Der hohe historische Stellenwert dieser Arbeit lässt von manchen Schwächen wie inhaltlichen Überschneidungen, zeitlichen Sprüngen oder schnellen Themenwechseln absehen. Im Schlussteil zeigt Tauber, dass es Facetten in der Frankfurter Nachkriegsgeschichte gibt, die genauer beleuchtet werden müssen und dass auch ein umfangreicher Vergleich mit weiteren deutschen Gemeinden noch aussteht.

Gudrun JÄGER, Liana NOVELLI-GLAAB (Hg.): ... denn in Italien haben sich die Dinge anders abgespielt. Judentum und Antisemitismus im modernen Italien (Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge 2), 289 S., Trafo Verlag Berlin 2007. €27,80 (ISBN 978-3-89626-628-6).

Wenn der zeitgenössische jüdische Historiker Martin Philippon mit einem Rückblick auf das Jahr 1897 notierte, dass die Pest des Antisemitismus sich in Italien hätte heimisch machen wollen, dort jedoch im Keim erstickt worden sei (S. 100), so ist dieses nur eine, wenn auch weit verbreitete, Sicht auf den Umgang mit jüdischen Bürgern im modernen Italien. Noch bis in die Gegenwart existierte der Mythos, die Italiener seien immun gegen Judenfeindschaft gewesen und hätten selbst noch bei den Judendeportation der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts vehement Widerstand geleistet. Es gab zweifelsohne Kreise in der italienischen, wie auch jeder anderen europäischen Gesellschaft, wo der Antisemitismus nicht auf fruchtbaren Boden fallen konnte; ein von Judenfeindschaft freies Italien gab es daher noch lange nicht und die Ansicht, die italienischen Juden hätten bis in das 20. Jahrhundert keinen Antisemitismus gekannt, kann daher nicht weiter vertreten werden.

Hier setzt der vorliegende Sammelband an und diskutiert in dreizehn Aufsätzen kontrovers eine Sichtweise, die die rein positive Darstellung vom Umgang der Italiener mit „ihren“ Juden revidiert. Unter der Herausgabe von Gudrun Jäger und Liana Novelli-Glabb ist in Zusammenarbeit deutscher, italienischer und schweizerischer Historiker und Kunsthistoriker ein gelungener Sammelband entstanden, der, ausgehend von einem kunsthistorischen Blick in das Mittelalter, einen weiten Bogen bis in die Gegenwart spannt und unter anderem Antworten auf die Fragen gibt, wie sich das Judentum in Italien auf der einen Seite entwickeln und der Antisemitismus andererseits etablieren konnte. Dabei wird dem Leser immer wieder vor Augen führt, dass es sich keineswegs um ein einheitliches Italien handelt(e), das erst Ende des 19. Jahrhunderts als Staatsgebiet geeint wurde und auch, dass das Judentum in sich nicht als homogene Gemeinschaft zu sehen ist.

Italien hatte anders als Deutschland andere Voraussetzungen, die den Antisemitismus bedingten: Es gab ultramontan nur eine geringe Anzahl an Juden – 1910 gerade 0,1% der Bevölkerung – und dementsprechend niedrig war auch die ostjüdische Bevölkerung. Ein hohes Maß an Integration war überdies vorhanden, so dass ein italienisches Nationalgefühl den politischen Zionismus zurückdrängen konnte. Gleichzeitig zeigen die Aufsätze dieses Bandes jedoch auch die andere Seite des italienisch-jüdischen Lebens: antijüdische Maßnahmen seit dem 16. Jahrhundert, wie dem Zwang im Ghetto zu leben, Stigmatisierungen, Vertreibungen, die Mortana-Affäre und eine verspätet einsetzende Gleichberechtigung auf allen Ebenen des menschlichen Daseins. Die neuen Forschungen, die hier erläutert werden, gehen schließlich davon aus, das spätestens seit den 1920er Jahren der Antisemitismus latent vertreten war, obwohl Juden höchste politische Ämter wie das des Finanzministers oder des Kriegsministers bekleideten. Waren Juden zunächst selbst noch Anhänger der faschistischen Partei Mussolinis, so wurde der Faschismus ab 1936 mit einer „modernen antijüdischen Politik“ verbunden, die letztendlich einen Ausschluss aus der Partei bedeutete. Zur Verklärung des Antisemitismus und der Unterschätzung der antijüdischen Politik trug die Ansicht bei, dass der italienische Faschismus mit seiner Rassengesetzgebung zwar Bürgerrechte verletzt, im Bezug auf den Völkermord jedoch eine gewisse Beschützerrolle gespielt habe. Den italienischen Überlebenden des Holocaust, von denen nur wenigen wie dem Bekanntesten unter ihnen, Primo Levi, Gehör geschenkt wurden, konnte diese Ansicht ebenso wenig wie die mangelnde Reintegration und Aufarbeitung nach 1945 gerecht werden.

Den Herausgebern ist es gelungen, diese verschiedenen Facetten der Diskriminierung, Verfolgung und Enteignungen herauszustellen und dabei sowohl einen weiten historischen Zeitrahmen abzudecken, aber auch die verschiedenen sozialen Gruppierungen, zu denen unter anderem jüdische Frauen oder Überlebende von Konzentrationslagern zu zählen sind, einzubeziehen. Dieses Buch ist eine wichtige Veröffentlichung, die erstmals in deutscher Sprache zeigt, wie wenig sich bislang die Geschichtswissenschaft nach 1945 mit diesem bedeutenden Thema auseinandergesetzt hat.

Darmstadt/Kassel

Simona Lavaud

Alltag reformierter Kirchenleitung. Das Diensttagebuch des Eschweger Superintendenten Johannes Hütterodt (1599-1672), hg. von Martin ARNOLD und Karl KOLLMANN (VHKH 46, Kleine Schriften 10), 132 S., 14. Abb., mit Beilage einer CD-Rom, Marburg 2009. €15,00 (ISBN 978-3-7708-1328-5).

Seit den Arbeiten von Albrecht Eckhardt, Gerhard Menk und Luise Schorn-Schütte gelten die Pfarrer und ihre Familien im nachreformatorischen Hessen neben den landesherrlichen Beamten als gut untersuchte soziale Gruppe. Die Veröffentlichung des Diensttagebuches des Eschweger Pfarrers und Superintendenten Hütterodt aus den Beständen des Archivs des Eschweger Kirchenkreises erweitert diese bisherigen Erkenntnisse um wichtige Einblicke in die alltägliche Amtsführung und die Bedingungen obrigkeitlicher Aufsicht vor Ort. Ziel der Aufsätze ist es, die Aufzeichnungen Hütterodts in ihren historischen Zusammenhang einzuordnen und im Einzelnen zu analysieren. Die dem Band beiliegende CD enthält den gesamten transkribierten Text des Diensttagebuchs, der durch ein Orts- und Personenregister gut erschlossen ist.

Karl Kollmann stellt die Biographie Hütterodts und seiner Familie vor. Aus handwerklichen Familienverhältnissen stammend gelingt ihm durch zwei Ehen, zunächst mit einer Handwerkstochter, dann mit der Pfarrerswitwe Boclo aus Kassel der für Beamte und Pfarrer bezeichnende Weg eines gesellschaftlichen Aufstiegs, der sich im Heiratsverhalten seiner Kinder fortsetzt. Hinzu kommt eine geschickte Erwerbsstrategie, die den materiellen Status sichert.

In gebotener Kürze schildert Günter Hollenberg kenntnisreich die vielschichtigen politisch-historischen Verläufe der hessischen Landesgeschichte in der Zeit des zu Ende gehenden Dreißigjährigen Krieges und der folgenden Phase des Wiederaufbaus. Die Betonung der Sonderstellung der „Rotenburger Quart“ und des Verhältnisses von Landesherrschaft und adeligen Ständen bis zum Ausgleich von 1655 sind sinnvolle Grundlage für das Verständnis der fortdauernden Schwierigkeiten und die Rücksichtnahmen, die der Amtsführung Hütterodts und seinem Umgang mit den Gerichts- und Patronatsrechten des regionalen Adels entgegentraten.

Das Diensttagebuch als Ausdruck der Amtsführung ist Thema des Beitrags von Martin Arnold. Hier wird die Mittlerfunktion des Superintendenten zwischen landesherrlichem Konsistorium und den Pfarrern und ihren Gemeinden deutlich. Neben das eigentliche Diensttagebuch tritt eine Reihe von weiteren Quellen zu den Geschäften des Superintendenten, die die fortschreitende Bürokratisierung seines Amtes und die Professionalisierung seiner Arbeit verdeutlichen. Diese Tendenz des 17. Jahrhunderts lässt sich damit auch am Einzelfall zeigen. Zahlreiche im Beitrag angeführte Beispiele aus den vielfältigen Aufgaben des Superintendenten – Stellenbesetzungen, Kontrolle der Kirchengzucht und der Pfarr- und Schulverwaltung – lassen erahnen, wie viel Material sich in diesem Dienstbuch für die weitere Erforschung frühneuzeitlichen Gemeindelebens bietet: der Alltag der Gemeindeg-

gliedert mit ihrem konfliktreichen Zusammenleben, die Durchsetzung der reformierten Konfession, Verlauf und Ergebnisse der Pfarrkonvente und von Pfarrvisitationen, Bildungsstand der Bevölkerung und andere Themen mehr.

Ergänzt wird dies durch die Ausführungen von Susanne Rappe-Weber über das Diensttagebuch als Quelle für die Herrschaftsausübung vor Ort. Sie weist auf das Erfordernis hin, für ein Gesamtbild auch die ergänzende Aktenüberlieferung wie Protokolle, Rechnungen, Belege und Fallakten zu berücksichtigen. Umfangreicher Raum widmet Jochen Ebert, Thomas Diehl und Ingrid Rogmann der Frage, ob und auf welchen Gebieten die Ansprüche der landesherrlichen Kirchenobrigkeit mit den benachbarten und sich überschneidenden Gerichts- und Patronatsrechten des Adels in Konflikt gerieten. So wird klar, dass beide Seiten in Fragen der Stellenbesetzungen und des Unterhalts von Baulichkeiten aufgrund des gleichen Interesses gut kooperierten, während der Adel seine Gerichts- und Aufsichtsrechte zu verteidigen suchte. Konflikte konnten sich auch aus dem Verhältnis zu lutherisch gebliebenen Adeligen entwickeln. So gestaltete sich die Position des Superintendenten Hütterodt, wie fraglos die seiner Amtskollegen in der Landgrafschaft, als heikel, musste er sich in dieser Lage auch gegenüber den beaufsichtigten Pfarreien ohne behördliche Unterstützung fern von Kassel durchsetzen. Möglicherweise war dies Anlass, die ihm hier unterstellte konsensorientierte, vermittelnde Haltung zu entwickeln.

Kassel

Jörg Westerborg,

René WETZEL, Fabrice FLÜCKIGER (Hg.): Die Predigt im Mittelalter zwischen Mündlichkeit, Bildlichkeit und Schriftlichkeit. La prédication au Moyen Age entre oralité, visualité et écriture (Medienwandel-Medienwechsel-Medienwissen 13), 434 S., 28 Abb., Chronos Verlag Zürich 2010. €43,00 (ISBN 978-3-0340-1013-9).

Veröffentlichungen von Geisteswissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen aus unterschiedlichen Ländern mit jeweils eigenständiger Wissenschaftstradition sind im zusammenwachsenden Europa wichtige Dokumente. Sie dienen der Information über unterschiedliche Forschungsansätze und regen zu weiterführenden Diskussionen an. Der vorliegende Band geht auf eine Tagung zurück, die im Jahre 2008 an der Universität Genf neunzehn Literaturwissenschaftler und Historiker aus sieben Ländern zum interdisziplinären Gespräch über die Predigt im Mittelalter zwischen Mündlichkeit, Bildlichkeit und Schriftlichkeit vereinte. Diese Arbeit ist Teil des schweizerischen Nationalen Forschungsschwerpunktes „Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven“, der sich mit Fragen der Interferenzen von Text und Bild in der mittelalterlichen Schriftkultur am Beispiel der aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts in dem gleichnamigen schweizerischen Kloster entstandenen *Engelberger Predigten* beschäftigt. Der vorliegende Band geht aber über diese Predigtsammlung hinaus und erweitert den Blick auf deutsche und französische Predigt-Überlieferungen. Er geht den Spuren und Inszenierungen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Predigt-Handschriften und –Frühdruk nach, fragt aber vor allem auch nach der Bildlichkeit, nach der sprachlichen Visualisierungsstrategien und nach der Wahrnehmung- und Erkenntnissteuerung durch sprachlich suggerierte Bilder. Dabei wird deutlich, mittelalterliche Predigten sind in den seltensten Fällen Zeugnisse für mündliche gehaltene Predigten. In der Regel sind sie Muster- und Lesepredigten, die zum Vorlesen im Konvent bei Tisch oder zur erbaulichen Lektüre und Meditation in der Klosterzelle bestimmt waren. Zu entdecken ist dabei, dass sie im schriftlichen Text die spezifische Mündlichkeit des „preaching events“ inszenieren, wobei im Falle des Vorlesers eine Reoralisierung eintritt. Bei der Imagination, beim Gegenwärtig-werden-Lassen, geht es um

performative Vorgänge, die sich zwischen Text und Rezipient abspielen und dem Text als Spuren eingezeichnet sind, die es aufzudecken gilt.

Der Internationalität der siebzehn Autoren entsprechend, sind Aufsätze in deutscher, französischer und italienischer Sprache abgedruckt. Ein Abstract / Résumé am Ende des Aufsatzes jeweils in Deutsch und Französisch ermöglicht einen guten Zugang zu den Themen. Die siebzehn Beiträge folgen dabei einer systematischen Gliederung: Zunächst werden zwei Beiträge wiedergegeben, die sich mit dem Verhältnis von Mündlichkeit, Schriftlichkeit und Bildlichkeit bzw. Schriftlichkeit und Mündlichkeit in ihrer Performanz beschäftigen. Regina Toepfer, Frankfurt/Main, erörtert die „*Predigtrezeption aus historisch-mediologischer Perspektive*“ anhand von deutschen Übersetzungen griechischer Kirchenväter im Buchdruck des 16. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich um gedruckte Homilien von Basilius von Cäsarea, Johannes Crysostomus, Gregor von Nazianz und Cyrill von Alexandrien.

Stefan Seeber, Freiburg i.Br. untersucht die aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden „*Elsässischen Predigten als persuasive Rede*“. Er findet heraus, dass die der Sammlung inserierten ‚Predigtmärlein‘ als gezielte Methode der Predigtgestaltung auf das Lachen der Rezipienten abzielt und damit die Grenze des schriftlich fixierten Textes in Richtung einer Zuhörerorientierung transzendiert.

Der größere Teil der Beiträge interessiert sich für Bild und Bildlichkeit im Kontext des geschriebenen Wortes. Regina D. Schiewer, Augsburg, weist mit ihrem Aufsatz „*darumb ist och daz gemaelde gemacht, daz der mensche sin herce vinde*. Die Bildpredigt in der deutschen Predigt des Mittelalters“ auf die Tatsache hin, dass die Bildkatechese für die Predigt in der Volkssprache eine herausragende Bedeutung zukommt. An die Stelle von memoria und instructio tritt der durch meditative Betrachtung das Herz für Gott öffnende affectus. Einem im Grunde kirchenpolitischen Thema widmet sich Martina Wehrlin-Jones in ihrem Aufsatz „Bildexegese und Sprachreflexion im Dienste der Kirchenreform. Predigten zum Fest Mariä Heimsuchung aus dem Umfeld des Prager Reformkreises und der dominikanischen Frühobservanz“. Im Zusammenhang der Einführung des Festes der Visitatio BMV im Jahre 1389 sind Predigten aus dem Bereich des dominikanisch geprägten Prager Reformkreises überliefert. Dabei steht die Frage nach der komplexen Interaktion zwischen der mündlichen Begrüßung Elisabeths und Marias auf der einen und der aus Gnade gewirkten inneren Kommunikation der ungeborenen Kinder Johannes und Jesus andererseits im Mittelpunkt, wobei diese mit bildlichen Darstellungen der Lukas-Perikope (Lk 1,39-56) in Beziehung gesetzt werden.

Während diese beiden Autorinnen die Bezüge zwischen Predigt und materiellem Bild betonen, lenken die folgenden Autoren den Blick stärker auf die Visualisierung der Texte, die auf die Prägung mentaler, immaterieller Bild abzielen. Julie Jourdan, Paris, legt in ihrem Beitrag „Image et parole dans le *Ci nous dit* (Chantilly, Musée Condé, mss. 26-27)“ die Beobachtung dar, dass die Bilder, in diesem für Laien konzipierten meditativen Werk, an die schriftliche Erzählung durch die Beschränkung auf ihren Zeichencharakter angepasst wurden. Sie dienen so zur Schärfung von Gedächtnisleistungen und dem Verstand. Ergänzend vergleicht Jean-Claude Schmitt, Paris, in seinem Beitrag „Les *exempla* et le images dans les *Rothschild Canticles* et le *Ci nous dit* (début du XIV^e siècle)“ die beiden genannten Schriften. Während das „*Ci nous dit*“ 800 illustrierte Episoden wiedergibt, sind es in den Rothschild Canticles lediglich 13 Miniaturen. Der Autor zeigt dabei schlüssig, dass diese Unterschiede im Layout und im Text-Bild-Bezug auf die unterschiedliche Funktion und Stellung der beiden Handschriften zurückzuführen sind. Cécile Ricard, Bologna, beschreibt in ihrem Beitrag „*Le Miroir des Bonnes Femmes*. Possession d’un prêtre, d’un père ou

d'une femme?" diese Schrift als ein moraldidaktisches Werk. Als besonders ist anzusehen, dass die Lektüre eine gewisse Kompetenz fordert, im Fundus kollektiver mentaler Bilder das zu finden, worauf die jeweiligen Beispiele verweisen. Es wird deutlich, dass dieses Werk einen Übergang markiert, in welcher der Leser sukzessiv die nötigen Fähigkeiten für einen autonomen Zugang zum Text erwirbt. Silvia Serventi, Bologna, widmete sich mit „Le immagini mnemotecniche nelle lettere di direzione spirituale. Girolamo da Siena“ der Mnemotechnik als Bereich der Rhetorik. Anhand der Predigt Girolamo da Sienas zu Psalm 90 werden die verwendeten Bilder analysiert und dabei nach ihrem biblischen Ursprung oder ihrem Potential, die wahrnehmbare Wirklichkeit und die Alltagserfahrung allegorisch zu deuten, differenziert. Franco Morenzoni, Genf, greift in „Prêcher par images. Les <<visages du monde>> dans la prédication de Guillaume d'Auvergne“ ein Traktat des Mitte des 13. Jahrhunderts in Paris wirkenden Bischof auf, der sich zum Ziel gesetzt hat zu lehren, wie die „Gesichter der Welt“ in der Predigt eingesetzt werden können. Der Traktat behandelt die Techniken, welche durch das Aufzeigen von Ähnlichkeiten und über den Weg materieller Wirklichkeit für den Gläubigen die geistliche Wirklichkeit zugänglich machen sollten. Volker Mertens, Berlin, untersucht in seinem Beitrag „*figures und gemelt*. Reale und evozierte Bilder in Geilers Narrenschiff-Predigten“ die mit Holzschnitten Dürers ausgestattete deutsche Übersetzung von Sebastian Brants Werk. Hierbei legt der Autor sein Augenmerk auf das Verhältnis von Wort und Bild in der Kommunikation zwischen Prediger und Hörer. Moritz Wedell, Zürich, zielt mit seinem Beitrag „Zachäus auf dem Palmbaum. Enumerativ-ikonische Schemata zwischen Predigtkunst und Verlegergeschick (Geilers von Kaysersberg *Predigen Teütsch*, 1508, 1510)“ auf die Frage der Authentizität und den medialen Status der gedruckten Predigten. Er weist nach, dass für den Druck eigenständige Strategien der Kohärenzbildung entwickelt worden sind. Stephen Mossman, Manchester, untersucht mit „Kritik und Tradition. Bildlichkeit und Vorbildlichkeit in den deutschen Predigten Marquards von Lindau und die Umdeutung der *mater dolorosa*“ einen der wichtigsten Autoren geistlicher Literatur im deutschsprachigen Raum des 14. Jahrhunderts. Anhand der *mater dolorosa* wird aufgezeigt, wie Marquard mittels einer veränderlichten Bildlichkeit, welche die äußeren Ausdruck innerer Emotionen unterbetont, die Nachahmung christlicher Vorbilder neu zu gestalten versucht. Mit dem Beitrag Olivier Christins, Neuchâtel, „Faire parler les statues. Expériences de l'époque moderne“ wird die beginnende Neuzeit mit ihren Umbrüchen bezüglich der Frömmigkeit in den Blick genommen. So widmet er sich anhand von Beispielen dem Übergang vom sprechenden Bild zum Bild, das zum Sprechen gebracht wird und erkennt dabei, wie auf diesem Gebiet ein neuer Geist der Kritik zu herrschen beginnt.

Den Schluss bilden Beiträge, welche der spezifischen Bildlichkeit mystischer Predigten gewidmet sind, wobei die letzten beiden Aufsätze den finalen Schritt verfolgen, indem mittels Sprache und sprachlichen Bildern die postulierte und beschriebene mystischen Bilderlosigkeit erläutert wird. Fabrice Flückiger, Genf/Paris, zeigt in ihrem Aufsatz „Une figure exemplaire au service des pratiques religieuses. Marie-Madeleine dans les *Sermons d'Engelberg*“, wie die verschiedenen Facetten der biblischen Figur der Maria-Magdalena in den Engelberger Predigten inszeniert werden und welche Bedeutung diese Bildern in der Vermittlung der richtigen Frömmigkeitspraktiken zukommt. Kees Schepers, Antwerpen, wirft einen Blick auf die Mystik des frühen 16. Jahrhunderts in der Region Arnheim-Köln. In „Predigten für den Tempel der Seele. Metaphorik in den *Arnheimer mystischen Predigten*“ stellt er dar, dass die Spiritualisierung aller Elemente der Predigt zum Kirchweihfest durch Metaphern und Allegorese bei den Nonnen eine radikale Interiorisierung des religiösen Lebens ermöglichen. Die verfolgte Entwicklung

von der Allegorese über die Metapher der Sprach- und Bildlosigkeit reflektiert in den Predigten den mystischen Aufstieg. Richard F. Fasching, Freiburg (Schweiz), beschäftigt sich mit dem Mystiker Johannes Tauler unter dem Titel „aber so sol man die bilde schiere lossen varn. Zum Konzept der >Bildlosigkeit< bei Johannes Tauler“. Dieser vertrat in seiner Mystik einen Stufenweg zu Gott, der von der Bildandacht göttlicher Dinge im Bereich des äußeren Menschen bis hin zu Loslösung vom Bildlichen in der absoluten Bildlosigkeit im Bereich des innersten Menschen führt. René Wetzel, Genf, wirft mit seinem Beitrag „Ein-Bildung als Prozess – Ent-Bildung als Ziel. Die *Engelberger Predigten* zwischen Mündlichkeit, Bildlichkeit und Schriftlichkeit“ abschließend einen Blick auf die mystagogischen Predigten, die er in ihrer eigenen produktiven Interferenz von Mündlichkeit, Bildlichkeit und Schriftlichkeit vorstellt.

Trotz unterschiedlicher fachwissenschaftlicher und nationaler Herkunft der Autoren und differenzierter methodischer Herangehensweise ist diese Sammlung ein homogenes Werk. Die Beiträge sind gut lesbar und bieten für Mediävisten eine Fülle neuer Aspekte. Aber auch für Theologen ist es eine lohnende Lektüre, wird doch deutlich, dass das „Predigt-Dreieck“, das in der modernen Homiletik Text, Prediger und Hörer in unmittelbare Beziehung setzt, schon im Mittelalter seine Konkretisierung fand.

Freigericht-Somborn

Michael Lapp

Dieter WABMANN: Ostpfarrer in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck ab 1944/45 (Monographia Hassiae 26), 16 S., zahlr. Abb., Verlag Evangelischer Medienverband Kassel 2008. €13,00 (ISBN 978-89477-873-6).

Verlauf und Ende des von Deutschland ausgegangenen Weltkrieges führten nicht nur zu großen territorialen Verlusten, sondern auch zu Vertreibungen von Millionen Menschen aus den historischen deutschsprachigen Hauptsiedlungsgebieten außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches. Aus Polen und der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, aus dem Baltikum und der Sowjetunion strömten ab Herbst 1944 mehr als sieben Millionen Flüchtlinge, Vertriebene, sowie Aus- und Spätaussiedler in die Bundesrepublik Deutschland. Damit war zugleich in zahlreichen deutschen Kirchengemeinden im Osten das Ende protestantischer Kirchengeschichte eingeleitet, und zahlreiche Pfarrer kamen mit ihren Angehörigen in den Westen. Die EKD sah sich in der Verantwortung, diese so genannten Ostpfarrer aufzunehmen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten ihnen Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten zu eröffnen.

Waßmann hat die Geschichte der Ostpfarrer in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW) näher untersucht. Einleitend gibt er einen Überblick über die Lage der Heimatkirchen der Ostpfarrer (S. 14-34), die Aufnahme der Flüchtlinge und die Hilfsmaßnahmen der protestantischen Kirchen im allgemeinen, um dann auf die besondere Situation in der EKKW näher einzugehen (S. 42-63). Der Hauptteil der Arbeit besteht in sorgfältig und aufwendig recherchierten Biogrammen der 132 Ostpfarrer, die in der EKKW eine neue Heimat gefunden haben. In diesen informativen Biogrammen sind nicht nur der Bildungsgang und der berufliche Weg, sondern auch die Mitgliedschaft in kirchlichen und politischen Organisationen und die Familienverhältnisse (Ehepartner, Kinder) aufgenommen.

An zahlreichen Beispielen belegt der Vf. den „erheblichen Zugewinn“ der Ostpfarrer für die Institution Landeskirche, unter denen Schulgründer (Peter von Freyhold in Hessisch Lichtenau und Martin Friedrich Huelsekopf in Willingen), Wissenschaftler (Johannes Horst, Karl Grzegorzewski, Hans-Rudolf Müller-Schwefe und Werner Surkau) und kirchenleitende Beamte (Dekane, Referenten im Landeskirchenamt) vertreten waren.

Waßmanns verdienstvolle Datenzusammenstellung ist ein Nachschlagewerk, das zu weiteren Untersuchungen zur Rolle der Ostpfarrer, nicht nur im Rahmen der EKKW, anregt. Seine Informationen zu politischen und kirchenpolitischen Orientierungen von Ostpfarrern aus der Altpreußischen Union enthalten erste Hinweise, denen systematisch nachzugehen sicher lohnen würde. Von Belang wäre dabei unter anderem die Frage, welche Haltungen in der Vertriebenenfrage oder in der Deutschlandpolitik im Kreis der Ostpfarrer eingenommen wurden.

Kassel

Dietfrid Krause-Vilmar

Johannes MEIER (Hg.): Klöster und Landschaft. Das kulturräumliche Erbe der Orden. (Schriftenreihe des Westfälischen Heimatbundes), 144 S., zahlr. s/w u. Farbabb., Aschendorff Verlag Münster 2010. €19,80 (ISBN 978-3-402-12786-5).

Der Mainzer Kirchenhistoriker Johannes Meier, der seit vielen Jahren in der Zehntscheune des ehem. Klosters Clarholz Vortragsreihen und andere Veranstaltungen organisiert, hat in diesem Band 5 Vorträge vereinigt, die im Oktober 2007 in Clarholz zum Thema „Kloster und Landschaft“ gehalten wurden. Sie beleuchten in unterschiedlichen Regionen Deutschlands die verschiedenen Formen der naturräumlichen Gestaltung der Landschaft, wie sie von den unterschiedlichen Orden seit dem Mittelalter durchgeführt wurden. Die Orden, die ihre Niederlassungen bevorzugt in Tälern (Zisterzienser), in Höhenlagen (Benediktiner) oder in Städten (Franziskaner) anlegten, haben in je unterschiedlicher Weise Einfluss auf die Kulturlandschaft genommen, die sie als Mitwirkung am göttlichen Schöpfungsauftrag verstanden. Neben den Beispielen aus dem östlichen Deutschland (Haik Thomas Porada), dem Prämonstratenserkloster Clarholz (Johannes Meier), der Gestaltung der Wasserversorgung und -regulierung durch die Zisterzienser im Kloster Loccum (Hans-Werner Holz) und der zeitgenössischen Adaptierung klösterlicher Bauten im Tauber-fränkischen Bereich (Winfried Schenk) ist für Hessen besonders der Beitrag von Dagmar Söder interessant, der sich mit der „Klosterlandschaft Eberbach“ befasst und „Das Kloster Eberbach als Wirtschaftsbetrieb und seine Spuren in der Rheingauer Landschaft“ behandelt. Sie stellt zunächst die Lage und Baulichkeiten dieses bedeutendsten aller Rheingauklöster dar, und behandelt dann die zugehörigen Wirtschaftshöfe und Grangien in der näheren Umgebung, die exakt zwischen die an den Mündungen der Bachtäler gelegenen Rheinufersiedlungen verteilt und mit den zugehörigen Wirtschaftsflächen bis an Ortsgrenzen ausgedehnt wurden. Dabei wurde die landwirtschaftliche Nutzung wie heute je nach Lage optimal genutzt: Weinbau an den Südwest-, Ackerflächen an den Nordosthängen. Die Zisterzienser erfüllten äußerst effektiv die von den Stifterfamilien erwartete Erschließung und Nutzung der Landschaft und haben so zur wirtschaftlichen Blüte des Rheingaus entscheidend beigetragen. Die Spuren ihres Wirkens, der großzügige und souveräne Zugriff auf und Eingriff in die Landschaft lässt sich besonders eindrucksvoll auf Satellitenaufnahmen wahrnehmen, die die großflächigen Klostergrangien mit ihren günstig geführten Wegeverbindungen noch heute in der kleinteiligen parzellierten Weinbaulandschaft erkennen lassen. Zahlreiche Abbildungen illustrieren und erläutern diesen wie auch die anderen Beiträge.

Marburg

Gerhard Aumüller

Stadt- und Ortsgeschichte

Fuldaer Geschichtsverein (Hg.): Geschichte der Stadt Fulda, Bd. II: Von der fürstlichen Residenz zum hessischen Sonderstatus, 752 S., Parzellers Buchverlag Fulda 2008. € 40,00 (ISBN 978-3-790003-98-7).

Der Fuldaer Geschichtsverein hat sich die Aufgabe gestellt, Stadtgeschichte aufzuschreiben, ausgehend von einem zweitägigen Symposium im Jahr 2004, an dem namhafte Fachleute aus ganz Hessen und darüber hinaus teilgenommen haben, und wo der inhaltliche und zeitliche Rahmen für das Projekt abgesteckt wurde. Das zweibändige Werk liegt jetzt vor, die Stadtgeschichte endet mit dem Jahr 1970, als der 1.Vorsitzende des Fuldaer Geschichtsvereins Dr. Wolfgang Hamberger das Amt des Oberbürgermeisters der Stadt übernahm.

Schon beim Blick in das Inhaltsverzeichnis fallen zwei Dinge auf: die Autorenbeiträge erschöpfen sich keineswegs in der Geschichte der Stadt, sondern sie weisen darüber hinaus. Die Geschichte der Stadt Fulda ist zugleich eine Regionalgeschichte und damit Teil der hessischen Geschichte. Und weiterhin zeigt das Inhaltsverzeichnis Beiträge verschiedener Autoren; nach dem Autorenverzeichnis sind es 31. Damit erweist sich dieses Werk als eine Gemeinschaftsleistung eines Autorenteam. Der Band ist ansprechend geschrieben, reich illustriert mit Fotografien und Abbildungen, und er erfüllt wissenschaftliche Ansprüche.

Der zweite Band umfasst das 19. und 20. Jh. und behandelt eine Fülle von Themen, die in drei Gruppen gegliedert sind: A. Chronologische Darstellungen, B. Spezielle Themen, und C. Schlaglichter. Allerdings erschließt sich weder aus dem Geleitwort noch aus dem Inhaltsverzeichnis dem Leser, worin sich der im Untertitel bezeichnete „hessische Sonderstatus“ Fuldas begründet. Das wird allenfalls beim tieferen Einstieg in die Beiträge erkennbar. Die Konfessionsgeschichte Fuldas ist zugleich ein Alleinstellungsmerkmal im Bundesland Hessen, mit der langen Tradition der katholischen Pfarreien, mit dem Status Fuldas als Bischofsstadt, als Tagungsort der Fuldaer Bischofskonferenz (S.164). Dies verleitet auch dazu, die Schilderung der Jahre 1918-1933 mit der gefühlten Identifikation einer ‚katholischen Stadt‘ in unruhiger Zeit zu überschreiben. Die reiche Konfessionslandschaft Fuldas wird auch in Beiträgen über die 1802 entstandene evangelische Gemeinde und zum Deutschen Evangelischen Kirchentag (S.409) gewürdigt und in zwei Beiträgen zur jüdischen Kultusgemeinde, ihrer Ausrottung und Neubegründung nach 1945.

Fulda musste 1816 seinen Platz in Kurhessen, 1866 in Preußen und 1946 im Bundesland Hessen finden. Die Neuordnung staatlicher und kirchlicher Verwaltungsbehörden leisteten dazu im 19. Jh. einen bedeutenden Beitrag. Das auch in diesem Band unbeachtete Organisationsedikt für das Großherzogtum Fulda vom 28. Dezember 1816 darf als bedeutendste organisatorische Leistung im Vorfeld des fünf Jahre später folgenden Organisationsedikts für den gesamten Kurstaat angesehen werden. Damit wurde in erster Linie das Anliegen verfolgt, die Staatsverwaltung neu zu regeln und die neuerworbenen und alten Gebiete einheitlich zu gestalten.

Lesenswert sind die Darstellungen zu Machtergreifung, Machtsicherung, Opposition, Widerstand und Verfolgung. 1933 hatte sich die Mehrheit der Fuldaer Bevölkerung im Gegensatz zum Reichsdurchschnitt für die Zentrumsparterie entschieden, so wie das auch aus wenigen hessischen Kleinstädten mit katholischer Bevölkerungsmehrheit bekannt ist. Im März 1933 war den Nationalsozialisten der Einbruch ins katholische Milieu noch nicht gelungen; die Mechanismen der Machtsicherung werden von ihnen aber bald erfolgreich eingesetzt. Katholische Vereine und Gruppierungen konnten sich 1933 der Gleichschaltung nicht entziehen, der Aktionsradius von Klöstern wurde eingeschränkt,

das Frauenberg-Kloster wurde 1940 geschlossen. Zur Verfolgung der Juden gibt es ein eindrückliches Fotodokument von der Deportation jüdischer Bürger im Dezember 1941 vom Bahnhof in Fulda (S. 159).

Der Band zeichnet sich neben dem übersichtlich gestalteten Inhaltsverzeichnis durch eine Zeittafel zur Stadtgeschichte, ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Register (Personen-, Orts- und Sachregister) aus. Die Erwartung der Herausgeber, dass das Buch zur Stadtgeschichte ein Buch für die Bürgerschaft sei, ist m.E. gelungen.

Kassel

Volker Knöppel

Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren (Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn, Band 1), 821 S., [Selbstverlag]. Weimar/Lahn 2010. €20,00 (ISBN 978-3-9813641-0-1).

Jubiläen, zumal wenn sie sich auf weit zurückliegende Gründungs- oder Ersterwähnungen berufen, bieten eine günstige Gelegenheit zum Feiern. Sie sind aber nicht nur Anlass für Geselligkeit und Unterhaltung, sondern spiegeln auch den Umgang der Gesellschaft mit Vergangenen wider. „Das Leben müssen wir nach vorne leben, verstehen können wir es aber nur im Zurückblicken“, hat der dänische Philosoph Sören Kierkegaard (1813-1855) einmal gesagt. In „Walgern“, wie Niederwalgern in den anderen Gemeinden der Marburger Landschaft zumeist genannt wird, nahm man jedenfalls die Gelegenheit wahr, eine schon zur 750-Jahrfeier, die wegen der knappen Vorbereitungszeit mit einem Jahr Verspätung 1986 begangen wurde, angedachte „Chronik“ zu veröffentlichen.

Das vorgelegte Werk, ein opulenter Band mit 821 Seiten und einem Gewicht von 1,88 Kilogramm, kann sich sowohl von seinem Inhalt als auch von seiner Aufmachung her sehen lassen. Das durchgehend mit Schwarzweißabbildungen reichlich illustrierte Buch gliedert sich in die folgenden elf Kapitel, die ihrerseits 99 Beiträge (!) von über 50 Autorinnen und Autoren vereinen:

Die Ersterwähnung – Häuser und Höfe, Wohnen und Wirtschaften – Zu- und Auswanderung – Kirche und Frömmigkeit – Gemeinde, Dorf und Schule – Kunst und Kunsthandwerk – Bauern und Obrigkeit, Bürger und Politik – Straße und Eisenbahn, Handwerk und Handel – Die Landschaft und ihre Nutzung – Niederwälder Lebensbilder – Vereinsleben.

Verantwortlich für die Erarbeitung des beachtlichen Buches ist der „Arbeitskreis Chronik“ im Festausschuss „775 Jahre Niederwalgern“, dem Siegfried Schulz, Reinhard Schneider, Andreas Schmidt, Friedrich von Petersdorff, Friedrich G. Paff, Karl-Heinz Muth, Herbert Müller, Renate Hildebrandt, Hans-Heinrich Heuser, Wilhelm Herrmann, Heinrich Groß, Tom Engel, Erhart Dettmering, Alfred Caspers und Siegfried Becker angehörten. Deutlich ist dabei die Handschrift von Siegfried Becker festzustellen, der seine profunden Kenntnisse und langjährigen Erfahrungen als Hochschullehrer am Fachbereich Europäische Ethnologie (Volkskunde) der Philipps-Universität Marburg – so wirkte er maßgeblich unter anderem an den Ortsgeschichten „750 Jahre Cyriaxweimar“ (2008), „750 Jahre Dilschhausen“ (2009) und „850 Jahre Frohnhausen“ (2009) mit – in die Chronik des Ortes einbringen konnte, in dem er seit dreißig Jahren wohnt.

Stellvertretend für seine Mitstreiter weist Hans-Heinrich Heuser im Vorwort darauf hin, dass es sich bei dem Buch nicht um eine „Chronik im engeren Sinne“ handelt. Ganz bewusst sei vermieden worden, alle nur irgend fassbaren Quellen in eine chronologische Reihung zu bringen. Vielmehr sei schon im Titel das Anliegen verdeutlicht worden, „Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren“ seit der ersten Erwähnung festzuhalten und weiterzugeben. Wörtlich führt er hierzu weiter aus: „Quellen aus den Archiven, aber auch Dinge,

Häuser und Bäume, Tiere und vor allem Menschen aus der älteren und jüngeren Geschichte des Dorfes stellen wir an ausgewählten Beispielen, in Bildern und exemplarischen Lebensläufen vor. Aus unserer Sicht haben diese Texte, Objekte und Biographien uns auch heute noch etwas zu sagen, und vielleicht ist es uns sogar gelungen, im Kleinen das Große wiederzufinden, damit die kleinen Geschichten, Streiflichter auf die große Geschichte werfen. Im Aufzeigen und Verdeutlichen von Zusammenhängen haben wir jedenfalls unsere Aufgabe gesehen“ (S. XIII).

Die einzelnen Beiträge, die vom Umfang her sehr unterschiedlich ausfallen, können und brauchen hier nicht näher vorgestellt werden. Es sei aber darauf hingewiesen, dass ihr Spektrum breit gestreut ist und vom reinen Erzähltext über das Gedicht bis zur wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Darstellung reicht. Inhaltlich decken sie eine große Themenpalette ab, was der Leserschaft tiefe Einblicke in die Geschichte von Niederwalgern erlaubt.

Die Einwohner von Niederwalgern können sich glücklich schätzen und froh darüber sein, dass nun über ihr Dorf eine so äußerst gelungene Arbeit vorliegt. Darüber hinaus kann der in doppeltem Sinne schwergewichtige Band, den man immer wieder gerne zur Hand nimmt, um darin zu stöbern, zu blättern und zu lesen, auch als Vorbild für diejenigen dienen, die sich mit der Erforschung anderer Gemeinden beschäftigen.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Anke STÖSSER: Marburg im ausgehenden Mittelalter. Stadt und Schloss, Hauptort und Residenz (Schriften des Hessischen Landesamts für geschichtliche Landeskunde 41), XI, 351 S., 46 teilw. farb. Abb., Marburg 2011. €29,00 (ISBN 978-3-921254-80-6).

Dieses Buch wird sich ohne Zweifel nicht nur jeder Heimat-verbundene Marburger, sondern jeder Geschichts-interessierte Hesse anschaffen und mit der gleichen Freude und großem Erkenntnisgewinn immer wieder darin lesen wie der Rezensent. Denn seit dem bekannten Werk von Karl Justi über das Marburger Schloss aus dem Jahr 1942 und der „Marburger Geschichte“ von 1980 ist kein Werk erschienen, das sich mit solcher Intensität und profunder kulturgeschichtlicher Kenntnis der Stadt Marburg und vor allem dem Schloss widmet. Dabei konzentriert sich die Darstellung auf das 15. Jahrhundert und bringt es uns durch eine Fülle von Einzelheiten aus der politischen bzw. Landesgeschichte, der Verwaltungs- und Personalgeschichte, der Bau-, Kunst- und Mentalitätsgeschichte anhand von vielen Beispielen plastisch näher. Die bei der Direktorin des Landesamtes für hessische Landesgeschichte, Prof. U. Braasch-Schwersmann, in Marburg angefertigte Dissertation geht dabei systematisch vor: im Einleitungskapitel folgen auf die Definition des Untersuchungsgegenstandes und der Quellen (insbesondere der hier erstmals systematisch ausgewerteten Rechnungen des landgräflichen Hofes) die Darstellung der Landgrafschaft Hessen im 15. Jahrhundert und die der landgräflichen Familie von Hessen-Marburg bis etwa 1500. Abbildungen der typischen Formen der Rechnungen, einzelner Landgrafen und ihrer Grabdenkmäler illustrieren die Darstellung in anschaulicher Weise. Das mit „Residenzstadt und Hauptort Marburg“ überschriebene 2. Kapitel widmet sich zunächst den geographischen und territorialen Voraussetzungen für die Entstehung und Entwicklung der Stadt und räumt dabei auch mit den alten vorgefassten Vorstellungen auf, die Fernwege, insbesondere auch das Pilgerwesen im Zuge der Verehrung der heiligen Elisabeth seien die entscheidenden Faktoren für das Aufblühen Marburgs gewesen. Denn die in Anlehnung an die thüringische Burg auf dem Schlossberg erfolgende Entwicklung der Stadt ab der Mitte des 12. Jahrhunderts hin zum Hauptort im 15. Jahrhundert erhielt ihre wesentlichen Impulse durch die

Machtansprüche Sophies von Brabant und ihres Sohnes Heinrich, der allerdings ab den 1290er Jahren den Ausbau Kassels bevorzugte, während die Entwicklung in Marburg stagnierte. Mit der Teilung Hessens unter den Söhnen Landgraf Ludwigs I. erhielt Marburg (neben den zahlreichen kleineren Nebenresidenzen der Landgrafen) einen eigenen Hof, dessen Versorgung und Konsum wichtige Voraussetzungen für die wirtschaftliche und administrative Entwicklung der Stadt lieferten. So begann in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Blütezeit der Stadt, die damit zum Hauptort Oberhessens wurde. Das 3. Kapitel widmet sich dem Landgrafenschloss und seiner Wandlung von einer Grenzburg zu einem Macht ausstrahlenden Herrschaftszentrum. Die Struktur und Nutzung der Anlage mit Vor- und Kernburg mit ihren Repräsentations-, Wohn-, Wirtschafts- und Verwaltungsräumen wird ausführlich verfolgt und deren Ausstattung mit Hausrat, Möbeln und weiteren Versorgungseinrichtungen wie dem Renthof und den Vorwerken ausführlich beschrieben. Durch die Vergleiche mit anderen landgräflichen Schlössern und Burgen entsteht so ein kulturhistorisch sehr interessantes Bild des spätmittelalterlichen Hessen, in dem sich die fürstliche Macht imposant und wehrhaft manifestierte. Die dingliche Ausstattung des Schlosses, seine Architektur, die Lage der einzelnen „Gemächer“ und ihre Ausschmückung, aber auch die Dinge des täglichen Lebens, vor allem der Nahrungsbeschaffung und -verwertung werden anhand der Rechnungen rekonstruiert und bilden den Hintergrund für die Lebenswelt an einem Fürstenhof am Beginn der Frühen Neuzeit. Die Struktur des landgräflichen Hofes als Verwaltungs- und Versorgungszentrum und seine Funktionsträger sind Gegenstand des 4. Kapitels. Aus der Fülle der besprochenen Ämter seien hier nur die Erbhofämter hervorgehoben, die ja noch in der althessischen Ritterschaft tradiert werden, so wie die Dienerschaft, die der landgräflichen Familie „aufwarten“ musste, ihrem persönlichen Wohl dienten und außer Geistlichen, Ärzten, Musikern und Künstlern auch verschiedene Handwerker, Gesinde und das Personal des Marstalls, des Jagdwesens und der Wächter und Pförtner umfasste. Die Organisation dieses komplexen Betriebes oblag zunächst dem Hofmeister. Der Zuschnitt und Umfang seines Amtes wandelte sich aber ebenso wie z.B. die Einrichtung des „Frauzimmers“, also des Personals der Landgräfin und ihrer Kinder. Man kann hier erfahren, welche Aufgaben der Lichtkämmerer, der Bettschwinger, der Salzkoch, der Hühnerfänger oder die Wagenknechte hatten, wie sie entlohnt wurden und wo und wie sie lebten: ein buntes Panorama, das allerdings mit der Verklärung von Mittelalter-Märkten nur wenig zu tun hat. Die Buntheit, aber auch Fremdheit der spätmittelalterlichen Lebenswelt ist das Gegenstand des 5. Kapitel: „Wirtschaft, Konsum und Hofleben in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts“, in dem Alltag und Festtage, die Eigenwirtschaft des Hofes und seine Finanzierung, die konsumierten Waren, ihre Herkunft, Beschaffung und Verwendung beschrieben werden. Vor allem auch bei den Vergnügungen und Feierlichkeiten und der Jagd, wie sie dem fürstlichen Repräsentationsbedürfnis entsprachen. Tabellen geben Auskunft über die Art, Menge und Kosten der verschiedenen Nahrungsmittel und die Einkäufe und Ausgaben zu den Frankfurter Messen, die damals schon hoch waren, aber keineswegs die horrenden Größenordnungen hatten, wie sie sie und Moritz dem Gelehrten erreichten. Die Eigenwirtschaft hatte damals noch den Vorrang bei der Versorgung des Hofes, und die Einkünfte aus Steuern und Regalien ließen nur einen begrenzten Konsum und Prachtaufwand zu. Etwas anders als der Titel vermuten lässt steht also in dem Band der Marburger Hof im ausgehenden Mittelalter im Mittelpunkt der Darstellung, und die Stadt mit ihren Gremien, Bürgern und Einrichtungen wird nur im Kontext mit ihren Beziehungen zum Hof erwähnt. Leser- und Nutzerfreundlich sind die Zusammenfassungen am Ende eines jeden Großkapitels, die in einer kurzen Schlussbemerkung noch einmal resümiert werden. Ein Anhang mit Farbabbildungen und Karten, Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Orts-

sowie Personen-, Ämter- und Institutionenregister schließen den gut aufgemachten und preisgünstigen Band ab. Wie eingangs gesagt: er sollte in keinem Haushalt Geschichtsinteressierter und Heimatverbundener Hessen fehlen.

Marburg

Gerhard Aumüller

Karl BRAUN, Christian SCHÖNHOLZ (Hg.): Marburg. Streifzüge durch die jüngere Stadtgeschichte 1960-2010. Ein Lesebuch, 176 S., zahlr. Abb., Jonas Verlag Marburg 2010. €20,00 (ISBN 978-3-89445-437-1).

Im Jahre 2010 konnte das Institut für Europäische Ethnologie / Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg sein 50-jähriges Bestehen feiern. Das Jubiläum bot für Prof. Dr. Karl Braun, derzeit Geschäftsführender Direktor des Instituts, und M.A. Christian Schönholz, Wissenschaftliche Hilfskraft, den Anlass, das Lesebuch „Marburg. Streifzüge durch die jüngere Stadtgeschichte 1960-2010“ herauszugeben.

Bei der mit zahlreichen zeitgenössischen und aktuellen Schwarzweißabbildungen reichlich illustrierten und zugleich ansprechend gestalteten Lektüre handelt es sich um das Ergebnis eines Lehrforschungsprojektes, in dem die beiden akademischen Grundanliegen – Lehre und Forschung – so ineinander verzahnt waren, dass die Lehre Bestandteil der Forschung und die Forschung zu intensivem, teamgeprägten Lernen als Lehrform wurde.

Ihre in der Einleitung „Streifzüge als Spurensuche“ rhetorisch gestellte Frage, was sich bei Streifzügen durch die jüngere Geschichte einer kleinen Universitätsstadt, wie Marburg eine sei, finden lässt, antworten die Herausgeber wie folgt: „Spuren, es lassen sich Spuren finden, die auf die Spannung immer erneut zelebrierter Tradition und sich stets neu gestalteten aktuellen Geschehens verweisen: auf Festlegung und Aufbruch, auf Rückbindung und Entflechtung, auf Grenzziehung und Überschreitung. Jedes Stadtgeschehen ist Vielheit, ist Nebeneinander von Zusammenpassendem und Unverträglichem, ist gleichzeitige Ungleichheit, ist durchzogen von mehr oder weniger vernarbten Konflikt- und Bruchlinien, die einige der heutigen Bewohner noch immer zum Kratzen an der alten Wunde verleiten, von denen aber die meisten – zugezogen, nachgeboren – nicht mehr das Geringste wissen und wissen können“ (S. 6).

Und zur Bedeutung und Intention ihrer Publikation halten sie fest: „Es ist ein Buch zum wahllosen Aufschlagen und Herumblättern, nicht eines, das von vorne nach hinten gelesen sein will, es bietet die Möglichkeit zum zufälligen Flanieren durch Marburg, zum Entdecken verborgener Winkel, zum Überrascht-Werden durch Unerwartetes auf Seitenwegen. Manchem wird manches fehlen; das Ziel von Vollständigkeit jedoch wäre von vorneherein illusorisch gewesen“ (S. 10).

Ihrem Anspruch werden die Herausgeber in jedem Fall gerecht, haben sie doch ein äußerst kurzweiliges „Lesebuch“ vorgelegt, von dem sich Alt- wie Neu-Marburger, nach Marburg Hineinschnuppernde und an Marburg Interessierte überraschen lassen können. Das Buch, das man immer wieder gerne zur Hand nimmt um darin zu stöbern, enthält in alphabetischer Reihenfolge – von A (wie Abendroth) über H (wie Hausbesetzung) und S (wie Sexskandal) bis Z (wie Zoo) – insgesamt 50 Beiträge, deren Spektrum sehr breit gestreut ist.

In der bunten Vielfalt der präsentierten Originaldokumente aus den Jahren zwischen 1960 und 2010, es handelt sich hierbei insbesondere um Presseberichte, Buch- und Zeitschriftenbeiträge, welche die beteiligten 27 Studierenden nach zweisemestriger Vorbereitungs- und Recherchezeit zusammengestellt und jeweils mit kurzen Einleitungen versehen haben, spiegelt sich der individuelle Stadtcharakter, der „Habitus Marburgs“, die spezifische Art und Weise, wie die jeweils aktuellsten Tendenzen in die

protestantisch grundierte Tradition der kleinen Universitätsstadt Eingang fanden und Gestalt gewannen. Zum Institutsjubiläum wie zum vorliegenden Lesebuch kann man nur herzlich gratulieren.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Gudrun CLEMEN: *Schmalkalden – Biberach – Ravensburg. Städtische Entwicklungen vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit* (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 203), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009, 393 S. mit Abb., €59,00 (ISBN 978-3-515-09317-0).

Die Verfasserin möchte mit dieser Untersuchung, die als Dissertation bei Ulf Dirlmeier in Siegen entstanden ist, einen Beitrag zur vergleichenden Stadtgeschichte leisten. Stadtgeschichte ist vielfach Einzelforschung, wofür es vielfältige Gründe gibt, nicht zuletzt die historischen Jubiläen, die zur Erarbeitung mehr oder minder umfangreicher stadthistorischer Gesamtdarstellungen führen. Auf der anderen Seite führt aber auch die Beschäftigung mit der einzelnen Stadt unweigerlich zu einer vergleichenden Perspektive, weil nur diese lehrt, die richtigen Fragen zu stellen, zu einem besseren Verständnis der Einzelbefunde beiträgt und überhaupt erst zu einem belastbaren Gesamtbild in regionaler, nationaler oder gar europäischer Perspektive führt. Zahlreiche Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster zeigen, wie fruchtbar der vergleichende Ansatz in der Stadtgeschichte ist. Je mehr sich die Stadtgeschichtsforschung nicht nur mit mittelalterlichen Großstädten wie Köln, Nürnberg oder Lübeck beschäftigt, die alle für sich betrachtet Extremfälle sind, sondern sich den zahllosen Mittel- und Kleinstädten zuwendet, desto naheliegender ist auch die landesgeschichtlich vergleichende Betrachtung der Städte.

Mit methodischen Vorüberlegungen (S. 15 f.) hält sich die Verfasserin allerdings ebenso wenig lange auf, wie mit einer ausführlichen Begründung der Wahl des Themas (S. 17 f.), und man fragt sich schon an dieser Stelle, wie dies in einer Arbeit der Fall sein kann, bei der doch alles auf das Instrumentarium des Vergleichs und eine dafür unabdingbare, überzeugende Auswahl der Untersuchungsobjekte ankäme. In einem ersten Kapitel („Städteprofil“) bemüht sich die Verfasserin, Gemeinsamkeiten und individuelle Entwicklungen der drei Städte aufzuzeigen, um dann ein Untersuchungsraaster zu erläutern, das folgende Themenbereiche berücksichtigt: Verfassung, Handwerk und Zunft, Fernhandel und Verlag, Bauernkrieg und Reformation, Sozialstruktur, Hospitäler und Sozialfürsorge. Der Blick auf Quellen und Literatur, die im nächsten Kapitel vorgestellt werden, zeigt aber, dass die Untersuchung vor etlichen Problemen steht. So ist das Archiv der Reichsstadt Biberach durch mehrere Brände vor dem 16. Jahrhundert weitgehend verloren, was meines Erachtens von vornherein gegen die Wahl als Vergleichsstadt gesprochen hätte. Gegen die Wahl von Schmalkalden hätte hingegen der vergleichsweise schlechte Forschungsstand gesprochen. Wenn man sich dazu die Bibliographie am Ende des Bandes anschaut (S. 373 ff.), deutet sich schon an, dass die Verfasserin nicht nur mit methodischen Vorüberlegungen, sondern auch mit dem empirischen Zugriff ihre Probleme hat. Ungedrucktes Material wurde ohnehin nur punktuell herangezogen.

Das Herzstück der Arbeit besteht aus drei Kapiteln von jeweils rund hundert Druckseiten über Schmalkalden, Biberach und Ravensburg, in denen nach einem stadthistorischen Überblick vom Hochmittelalter bis zum 16. Jahrhundert die oben genannten Themenfelder mit gewissen Variationen abgehandelt werden. Diese Abschnitte sind durchaus informativ und werden im Kontext der jeweiligen Stadtgeschichten künftig zu berücksichtigen sein. Anzuerkennen ist auch das Bemühen der Verfasserin, ihre Teilergebnisse für jede

Beispielstadt abschnittsweise zusammenzufassen, aber dies ist eine nur scheinbare Transparenz, die dazu beiträgt, dass sich keine klaren Linien mehr abzeichnen. Das Buch bietet letztlich nur eine Abfolge von drei Fallbeispielen. Erst mit dem Fazit versucht die Verfasserin, ihre Einzelergebnisse zusammenzufassen (S. 347-365), die in der fraglichen Feststellung gipfeln: „Die Menschen der beiden Reichsstädte haben gegenüber denen der landesherrlich regierten Territorialstadt zweifellos das bessere Los gezogen“ (S. 363). Ob das tatsächlich so war, bleibe dahingestellt. Erklären kann Gabriele Clemen dieses Ergebnis jedenfalls nicht. Man lese dazu nur ihre Aussage am Ende des Fazits S. 365. Wollte man die Überlegenheit des Modells „Reichsstadt“ gegenüber der landsässigen Stadt nachweisen, wäre es gewiss zweckmäßiger gewesen, drei Städte beispielsweise in Oberdeutschland zu vergleichen, nicht aber solche in mehreren Regionen mit ihren unterschiedlichen Rahmenbedingungen.

Die „abschliessenden Betrachtungen“ (S. 367-372) tragen Züge eines Besinnungsaufsatzes und wären verzichtbar gewesen. In sprachlicher und formaler Hinsicht hätte die Arbeit einer gründlichen Revision bedurft. Ein Register wäre nicht nur aufgrund der disparaten Thematik vorteilhaft gewesen.

Leipzig

Enno Bünz

Stephan VON BORSTEL, Dietfrid KRAUSE-VILMAR: breitenau 1933-1945 – bilder, texte, dokumente, 74 S., kassel university press Kassel 2008. €9,80 (ISBN 978-3-89958-357-1).

Der Künstler Stephan von Borstel und der Erziehungswissenschaftler Dietfrid Krause-Vilmar haben einen Band über den Tat- und Gedenkort Breitenau bei Kassel in deutscher und englischer Sprache vorgelegt, der Kenntnisvermittlung mit kunstvollem Gestaltungsanspruch verbindet. Das in DinA4-Querformat gehaltene Buch umfasst 16 Kapitel, die um folgende Themen kreisen: a) "Konzentrationslager für politische Schutzhaftgefangene" Breitenau. Es war eins der frühen KZs und bestand von Juni 1933 bis März 1934. 470 überwiegend jüdische Männer wurden in seinen Mauern festgesetzt. b) Arbeitserziehungslager Breitenau als "Vorstufe eines Konzentrationslagers". Zwischen 1940 und 1945 wurden hier ca. 8.500 Menschen aus zahlreichen Ländern für drei bis acht Wochen gefangen gehalten. c) Das Verbrechen am Fuldaberg. 28 Gefangene wurden am 30. März 1945 wegen angeblicher Plünderungen ermordet. Die Tat gehört zu den zahlreichen Tötungsverbrechen der Endkriegsphase, als überzeugte Anhänger des Nationalsozialismus für das untergehende "Dritte Reich" Rache nahmen an Menschen, die ihnen hilflos ausgeliefert waren. d) Biographien weiblicher und männlicher Opfer. Den Kapiteln vorgeschaltet ist eine chronologische Übersicht über die Geschichte Breitenaus. Abgeschlossen wird der Band mit Kurzinformationen über die Gedenkstätte Breitenau, Literaturhinweisen und Anmerkungen.

Die ansprechende Gestaltung wird u. a. dadurch erreicht, dass einem deutschen Kapitel nicht zwangsläufig die englische Übersetzung folgt. Sondern deutsche und farblich abgehobene englischer Texte werden häufig gleichzeitig auf einer Seite abgedruckt. Daher sind auch die Abbildungen so verteilt, als läge nur ein einsprachiger Text vor. Deutsche und englische Erläuterungen machen sie verständlich. Es entsteht damit eine graphische Form aus einem Guss. Das Buch zerfällt nicht in einen deutschen und englischen Teil.

Die zahlreichen schwarz-weißen und farbigen Abbildungen erfüllen eine doppelte Funktion. Mit der Wiedergabe von Originaldokumenten und Fotos sowie dem Abdruck

zeitgenössischer Presseauschnitte dienen sie der Information. Fotos, die von Borstel in der Gedenkstätte machte, geben künstlerische Impressionen wieder.

Der Band führt eindringlich vor Augen, wie Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus aus politischen, religiösen, rassischen Gründen oder einfach wegen ihrer humanen Gesinnung drangsaliiert, verfolgt, eingesperrt und schließlich gewaltsam zu Tode gebracht wurden. Es wird auch deutlich, wie viele Menschen in den unterschiedlichsten Positionen tätig sein mussten, um die Verbrechen zu organisieren und durchzuführen. Sie werden mit Hilfe von persönlichen Dokumenten und Akten aus der Sicht der Opfer und der Täter beleuchtet. Diese Texte und Abbildungen machen dem Leser das Terrorregime des Nationalsozialismus am Beispiel von Breitenau ein Stück weit nachvollziehbar. Ein sehr lesens- und betrachtenswertes Buch.

Hadamar

Georg Lilienthal

Beiträge zur Geschichte des Dorfes Breitenbach, Ortsteil der Gemeinde Schauenburg im Landkreis Kassel, hg. von Heinz VONJAHR im Auftrag des Geschichtsvereins Schauenburg e.V. (Schauenburger Geschichtsblätter 6), Schauenburg 2008. € 15,00 (über die Gemeinde Schauenburg zu beziehen).

Anschließend an die Dorfgeschichten der umliegenden Ortschaften wurde im Auftrag des Geschichtsvereins Schauenburg e.V. anlässlich der 600-jährigen Ersterwähnung Breitenbachs auch eine Geschichte dieses Dorfes vorgelegt. Bereits im Vorwort führt der Herausgeber aus, dass es nicht zu leisten war, eine Chronik im eigentlichen Sinne zu erarbeiten, die in systematischer Weise und umfassend die Geschichte Breitenbachs dargestellt hätte. Deshalb wurde ausdrücklich der Titel „Beiträge“ gewählt. Das Buch versammelt einzelne Facetten der Dorfgeschichte, „die für Breitenbach typisch sind und so andernorts nicht vorkommen“ (S.4). In verschiedener Ausführlichkeit werden unterschiedliche Themen behandelt, Ereignisse vorgestellt, Entwicklungen nachgezeichnet. Beginnend mit der Ersterwähnung des Ortes im Zusammenhang einer Urfehde, also einer erklärten Streitschlichtung der beteiligten Parteien aus dem Jahr 1408 erfährt der Leser wie in einem Spaziergang durch die Dorfgeschichte von dem Kirchenkasten, der im Zuge der Reformation in Hessen auch hier eingeführt wurde. Die Kastenrechnungen zeigen, in welcher anhaltend angespannten Wirtschaftslage es zu haushalten galt. Die vorgesehene Einrichtung eines Hospitals konnte nicht realisiert werden, da die Instandhaltung der Kirche – und diese hatte offenbar Vorrang – die verfügbaren Mittel verschlang; gleichzeitig weist das Kastenregister von Breitenbach 1576-1619 aus, dass zehn Personen wegen Armut, Alter oder Krankheit Unterstützung aus dem Kirchenkasten erhielten (S. 28-33).

Größeren Raum nimmt der Versuch einer Rekonstruktion der Geschichte der Juden in Breitenbach ein (S. 41-70). Hier gab es eine etwa 400-jährige Geschichte jüdischer Dorfbewohner; bereits 1596 ist ein Judenfriedhof erwähnt, der damit einer der ältesten in Nordhessen ist (S. 49). Trotz der immensen Einschränkungen – sie durften keine zünftigen Berufe ausüben – zeigen deutliche Hinweise an, dass die Juden in die Dorfgemeinschaft integriert waren. Mit der NS-Ideologie liefen jedoch auch in Breitenbach Ausgrenzungsprozesse ab, die das soziale Umfeld stumm geschehen ließ: 1939 waren keine jüdischen Mitbewohner mehr nachweisbar. Die Zeit von 1933-1945 wird allzu knapp behandelt (S. 100-103). Trotz intensiver Recherchen sei über dieses dunkle Kapitel der Ortsgeschichte bislang wenig zu ermitteln gewesen, wofür der Verfasser verschiedene Ursachen geltend macht: Die damals Handelnden und Leidenden sind nicht mehr verfügbar, ihre Nachkommen haben Vorbehalte, öffentlich Angaben zu machen, viele amtliche Unterlagen wurden vernichtet

(S. 100). Umso begrüßenswerter ist das ausführliche Kapitel über die jüdische Dorfgeschichte, und durch die namentliche Nennung der Personen sollte verdeutlicht werden: diese Menschen „gehören zur Geschichte unserer Heimat“ (S. 69).

Das Buch wirft darüber hinaus zahlreiche Schlaglichter auf Einzelgeschichten und Ereignisse und spart auch Anekdotisches wie die verregnete Kassenprüfung von 1863 nicht aus (S. 93). Einzelne Geschichten, wie die des Märchenerzählers Johann Friedrich Krause während seiner Dienstzeit beim Militär etwa 1770 bis 1790 (S.80-84) zeigen, wie lohnend die Einbeziehung übergreifender Kontexte auch für das Wissen und das Verständnis einer Dorfgeschichte ist. Das gilt auch für die minutiöse Rekonstruktion der Adressen der Wohnhäuser und ihrer Besitzer auf der Basis der Nummerierung der Immobilien im Zuge der 1767 in der Landgrafschaft verpflichtend eingeführten Brandversicherung. Leider sind die unterschiedlichen Anfangs- und Enddaten der Einträge in dem erstellten Verzeichnis (S. 156-194) nicht erläutert. Hier wäre eine Vervollständigung sehr zu wünschen, böte sie doch einen besonderen Zugang zur Sozialgeschichte des Dorfes. Andere interessante Aspekte kommen hinzu, insbesondere der Bereich der „Kunst vom Dorf“ (S. 145ff.). Hier wird sehr anschaulich, dass ein Dorf keineswegs eine kunst- und kulturferne Landschaft ist – Breitenbach jedenfalls ist eng verzahnt mit den Brüdern Grimm, der Romantik und zeitgenössischen Tendenzen der bildenden Kunst.

Das Buch zeichnet sich durch seine sehr schöne Aufmachung und die zahlreichen qualitativ hochwertigen Farbabbildungen aus. Gerade durch ihre – gut recherchierte – bunte Mischung regen die Beiträge zur Geschichte des Dorfes Breitenbach zu weiterer Beschäftigung mit Dorfgeschichte an.

Marburg

Irmtraut Sahmland,

Horst BERNDT (Hg.): Die Lateinschule in Alfeld, 80 Seiten, 79 Farbabbildungen Michael Imhof Verlag Petersberg 2010. €16,80 (ISBN 978-3-86568-621-3).

Der vorliegende Sammelband ist der Geschichte des Gebäudes der Alfelder Lateinschule gewidmet. 1610 wurde der repräsentative Spätrenaissance-Fachwerkbau errichtet. Schon im 15. Jahrhundert ist eine städtische Schule belegt, aber durch die Reformation erlebte das Schulwesen eine starke Aufwertung. Das repräsentative Schulgebäude zeugt von der Bedeutungssteigerung der Schulen im 16. Jahrhundert. Der Herausgeber Horst Berndt berichtet in seinem Beitrag über Inschriften und Bildprogramm des Schulgebäudes. Beides war reformatorisch geprägt. Ina Gravenkamp thematisiert die vierhundertjährige Nutzungsgeschichte des Gebäudes, während Arne Herbote die Baugeschichte in den Blick nimmt. Elmar Arnhold schließlich stellt das Gebäude in den Kontext der niederdeutschen Fachwerkarchitektur um 1600. Das mit vielen Bildern ausgestattete Buch ist sehr gut gelungen und stellt den grundlegenden Beitrag zur Baugeschichte der Alfelder Lateinschule dar.

Leipzig

Thomas Fuchs

Silke RENNER (Hg.): Beberbeck zwischen Sababurg und Gesundbrunnen. Eine Zeitreise durch die Region, 152 S., zahlr. Abb., euregio Verlag Kassel 2008. €20,00 (ISBN 978-3933617-35-4).

Im Jahr 1978 wurde von der Kasseler Sparkasse die Veranstaltungsreihe „Kassel trifft sich – Kassel erinnert sich“ begründet. Ziel sollte es sein, jährlich mit Ausstellung, Vortrag und Publikation eine namhafte Persönlichkeit vorzustellen, deren Leben und Wirken eng mit der Fuldastadt verbunden sind. Die inzwischen seit über 30 Jahren vorgelegten

Veröffentlichungen sind längst eine kulturgeschichtliche Institution. Was einst mit Julius von Reuter, Louis Spohr und Simon Louis du Ry begonnen und mit zahlreichen prominenten Namen fortgesetzt wurde, fand in den 1990er Jahren schließlich eine geographische Ausdehnung auf die Region und eine inhaltliche Erweiterung auf bedeutsame Siedlungen, Städte und Landschaften. Demzufolge möchte der 2008 in der Reihe erschienene und von der Kunsthistorikerin Silke Renner herausgegebene Sammelband „aus der Sicht unterschiedlicher Fachdisziplinen über die abwechslungsreiche Kulturlandschaft Beberbeck“ (S.10) informieren.

Die elf Beiträge von insgesamt zwölf Autoren stammen vorwiegend aus den Fachrichtungen Archäologie, Kunstgeschichte, Agrarwissenschaften, Tier- und Pflanzenökologie. Die chronologisch-topographische Gliederung des Bandes wird sogleich mit einer spannenden Prospektion der Gemarkung eröffnet, in der Klaus Sippel über neueste, bis in die Steinzeit zurückreichende archäologische Entdeckungen berichtet. Besondere Beachtung als einem „Bodendenkmal von herausragender Bedeutung in Nordhessen“ (S. 13) gebührt hierbei der Fundstelle einer großen mittelalterlichen Wüstung. Anschließend liefert die Herausgeberin ausgehend von ihrer Magisterarbeit eine profunde Bau- und Architekturgeschichte der noch weitestgehend in Beberbeck erhaltenen und denkmalgeschützten Gestütsanlage. Im Auftrag von Kurfürst Wilhelm II. wurde eine bereits bestehende Hofanlage 1827–31 vom Oberhofbaumeister Johann Conrad Bromeis in klassizistischer Formensprache erweitert und bildet besonders mit dem heute als Alten- und Pflegeheim genutzten Herrenhaus „ein einmaliges architektur- und kunsthistorisches Ensemble“ (S. 48). Das Gestüt spielte für die kurhessische Pferdezucht eine zentrale Rolle und wurde nach 1866 zu einem der fünf Hauptgestüte Preußens erhoben. Dementsprechend folgen zwei Abschnitte mit einer konzisen Geschichte der Pferdezucht (Silke Renner/Nana Fautner) sowie zu der noch immer bei ‚hessischen‘ Reitpferden nachweisbaren Einflussnahme der 1929 eingestellten Beberbecker Zucht (Bert Petersen). Den im Jahr 1840 einsetzenden Ausführungen von Dietrich Köhling zur Entwicklung der Landwirtschaft und der Staatsdomäne schließt sich ein Beitrag zur naturräumlichen Ausstattung von Beberbeck an, in dem Hermann-Josef Rapp und Jochen Tamm ein vorläufiges Arteninventar vorlegen. Immerhin diente 2006 bereits eine der alten, noch vorhandenen Beberbecker Eichen als Vorlage für eine Sonderbriefmarke der Deutschen Post. Helmut Burmeister und Christine Swoboda-Körner werfen mit Theodor Rocholl (1854-1933) und Helen Meyer-Moringen (1898-1965) sodann einen malerischen, mitunter amüsanten Blick auf Beberbeck und dessen künstlerisch-inspirative Wirkung. Die letzten drei Aufsätze führen den Leser schließlich zu den naheliegenden Sehenswürdigkeiten. Ulrike Hanschke widmet sich der Geschichte der Sababurg, die seit dem 16. Jahrhundert als Jagdschloss der hessischen Landgrafen diente und seit dem letzten Jahrhundert in einer „häufig kolportierte[n] Mär“ (S. 116) als „Märchenschloss der Brüder Grimm“ bzw. als „Dornröschenschloss“ touristisch vermarktet wird. Die Historie des angrenzenden, 1570 gegründeten Tierparks, der als „eine der ersten zoologischen Anlagen“ Europas und „einer der ältesten“ Jagdparks in Deutschland gilt (S. 117), wird von Petra Werner dargelegt. Den Abschluss des Bandes bildet Gerd Fenner mit einer vorzüglichen Darstellung des Gesundbrunnens in Hofgeismar als „Fürstenprojekt“ des 18. Jahrhunderts, welches in seiner Blütezeit mit repräsentativen Bauten, Gartenanlagen und Vergnügungsangeboten forciert wurde.

Mit dem Sammelband ist eine konzentrierte und zugleich perspektivenreiche Kultur- und Naturgeschichte Beberbecks und seiner Umgegend gelungen. Die fundierten, auf neuesten Studien basierenden Beiträge dürften auf verschiedenen Fachgebieten sowohl den Spezialisten wie die interessierte Öffentlichkeit begeistern. Dazu tragen si-

cher auch die gute Lesbarkeit und Redaktion der Texte bei. Lediglich in wenigen, teils widersprüchlichen Einzelangaben hätten die Beiträge besser aufeinander abgestimmt werden können, z. B. zur quellenkundlichen Überlieferung (vgl. S. 14f. u. S. 21) oder zur Umfriedung des Tierparks (vgl. S. 109 u. S. 119). Doch diese minimalen Beanstandungen werden durch die vom Euregioverlag verantwortete Gestaltung des Buches so gleich wieder wett gemacht, die durchweg mit hervorragendem und vielfältigem Bildmaterial überzeugt.

Während der lesenswerte Grundlagenband sicher noch in vielen Jahren zur Hand genommen werden wird, erinnert sich wohl bald keiner mehr an den äußerst umstrittenen und erst jüngst ad acta gelegten Traum von einem „Schloss Beberbeck Resort“.

Düsseldorf, Jena

Sascha Winter

Harald NEUBER: Rhina im Spiegel seiner christlich-jüdischen Vergangenheit, mit dem Beitrag von Gernot JEUTHNER: 1000 Jahre Rhina – Ein Dorf feierte Geburtstag, hg. vom Heimatverein Rhina e.V., 504 S., 183 Fotos und Abb., Haunetal-Rhina 2005. €23,00 (ISBN 3-00-016677-7).

Die vorliegende Darstellung der Geschichte des Dorfes Rhina, im Landkreis Hersfeld-Rotenburg gelegen, umfasst den Zeitraum seiner Ersterwähnung im Jahr 1003 bis zur Eingemeindung als Ortsteil der Gemeinde Haunetal im Jahr 1971. Der „Lebenslauf dieses Dorfes“ (S. 7) wurde im Umfeld der Feierlichkeiten zum 1000-jährigen Jubiläum 2003, über die im Anhang der Beitrag von Jeuthner berichtet, erarbeitet. Der Publikation sind 4 Jahre intensiver Recherchen vorausgegangen; dabei wurden die relevanten Bestände zahlreicher Archive ausgewertet. Auf dieser Basis entstand eine facettenreiche Dorfgeschichte, die einen wertvollen Beitrag auch zur hessischen Geschichte leistet.

Die Eigentums- und Rechtsverhältnisse im „Mengedorf“ Rhina waren sehr kompliziert. Es lag im Einflussbereich von Ritterschaften (von Schenk, von der Tann, von Trubenbach), der Abtei Fulda und der Landgrafschaft Hessen-Kassel. Dadurch bedingt gab es immer wieder Auseinandersetzungen über Zuständigkeiten in öffentlichen Angelegenheiten. Auch konfessionelle Konflikte waren durch diese Situation unvermeidbar. 1710 gelangten ritterschaftliche Anteile des Dorfes durch Verkauf an Fulda (S. 131). Nach der napoleonischen Zeit kam Rhina zu Kurhessen, obgleich nur 40 der insgesamt 260 Einwohner hessisch waren (S. 184). 1821 wurde es mit dem Organisationsedikt dem Kreis Hünfeld zugeordnet, zugleich erfolgte die Trennung von Verwaltung und Justiz.

Jenseits dieser Gegebenheiten erfährt der Leser aber auch Einzelheiten über das Dorfleben, das vor allem durch die ausführliche Präsentation von Einzelereignissen dokumentiert wird. Auch gewinnt man eine Vorstellung von den Lebensverhältnissen und der ökonomischen Basis, was vor allem durch die Wiedergabe von Kontributionstabellen, Auszügen aus einem Lager-, Stück- und Steuerbuch etc. sowie einer Ortsbeschreibung von 1858 sowie statistischen Erhebungen anschaulich wird. Sehr gut nachvollziehbar ist, wie sich die politische Großwetterlage bis auf die Ebene des Dorfes auswirkte. Das betrifft vor allem die kriegerischen Auseinandersetzungen des 30-jährigen, des 7-jährigen wie der napoleonischen Kriege, in denen die Dörfler regelmäßig mit Fourage und Einquartierungen hart belastet wurden.

Ein dezidiert wichtiges Anliegen des Buches ist es – und es wird durch seinen Untertitel angezeigt –, dass es eine Dorfgeschichte mit einem Fokus auf die christliche und jüdische Einwohnerschaft präsentieren will. Die ersten jüdischen Mitbewohner sind um 1630 nachweisbar. Im frühen 19. Jahrhundert war wohl auch angesichts des Toleranzediktes eine Zu-

wanderung von Juden in Rhina zu verzeichnen (S. 242 ff.). Seit der Jahrhundertmitte stellten sie etwa 50% der Dorfbewohner, und für die jüdische Gemeinde gab es eine eigene Infrastruktur: eine Synagoge (1782), Frauenbäder (1842), einen jüdischen Friedhof (1837). Die Darstellung zeigt, dass Juden und Christen offenbar sehr gut miteinander auskamen und eine funktionierende Gemeinschaft bildeten, Diskriminierungen aufgrund der Religionszugehörigkeit scheinen nicht aktenkundig zu sein. Beide schickten ihre Kinder bis 1862 in eine Schule (S. 265). Die Juden fühlten sich auch als Kriegsteilnehmer des 1. Weltkrieges in die Gesellschaft integriert. Sehr anschaulich zeigt der Autor jedoch auf, wie sich während des Dritten Reiches eine immer radikaler werdende „Umgestaltung des Gemeindelebens“ ereignete - wobei entscheidende Unterlagen über den Zeitraum 1934-1946 nicht mehr auffindbar sind und als kompromittierendes Material, wie der Verfasser vermutet, beseitigt wurden (S. 318 ff.). Bereits im 1. Jahr der Machtergreifung waren alle jüdischen Mitbewohner aus ihren Ämtern verdrängt – auf der Liste mit dem Wahlvorschlag zur Gemeindevertretung waren die jüdischen Kandidaten (9 von 20) aufgrund einer Anordnung des Landratsamtes und der Kreisleitung der NSDAP gestrichen worden. Zunächst schleichend griff auch in Rhina der Judenhass Platz. Nachts wurden Sachbeschädigungen vorgenommen, man vermutete die Täter unter der HJ, konnte sie aber nicht dingfest machen. Überfälle und Anschläge setzten sich fort, und am 10. November 1938 brannte auch in Rhina die Synagoge (S. 341). Verließen bereits ab 1935 jüdische Mitbürger ihr Dorf, so kam es auch zu Zwangsverkäufen, und am 1. März 1939 erging schließlich der Befehl, alle Juden hätten Rhina binnen 2 Tagen zu verlassen. Noch am gleichen Tage wurde der Ort als „judenrein“ erklärt (S. 345). Wir Recherchen ergaben, sind 49 Personen ermordet worden (S. 349/50), eine Entnazifizierung hat nicht stattgefunden (S. 378/9).

Die Dorfgeschichte von Rhina ist nicht als Anklage gedacht, allerdings werden die Namen der damals agierenden Personen rückhaltlos genannt. Auch wenn der Verfasser im Vorwort mit solch unangemessenen Kategorien wie ‚gut‘ und ‚böse‘ argumentiert, was nur als ein Zeichen ganz eigener Sprachlosigkeit gelten kann, so liefert er hier einen Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung, der in dieser Form als sehr bemerkenswert gelten muss. Jenseits der Besonderheiten dieses Ortes und seiner Bewohnerschaft wird auch der Wandel von einer Bauernsiedlung hin zu einer modernen Wohngemeinde im 20. Jahrhundert dokumentiert - von dem Bau von Wasserleitungen, der Installation einer Ortsbeleuchtung, dem Sport- und Vereinswesen über die Regelung sozialfürsorgerischer Aufgaben hin zu den infrastrukturellen und gewerblichen Neuerungen seit dem 2. Weltkrieg. Eigene Kapitel sind der Kirche, dem Schulwesen und der Kultur gewidmet. Es ist dieser verdienstvollen Studie, die zudem mit einer Fülle historischen Bildmaterials bereichert ist, gelungen, die leise Geschichte in der dörflich strukturierten Fläche zum Sprechen zu bringen, sowohl in ihren lokalen Besonderheiten wie in ihrer typischen allgemeinen Entwicklung, und darüber hinaus den Blick auf die kleine Einheit eines Dorfes mit den übergeordneten geschichtlichen Ereignissen zu verbinden. In mancher Hinsicht ist die „Lebensgeschichte“ von Rhina vorbildhaft für eine interessante und quellendichte Dorfgeschichte, deren Lektüre einer breiten Leserschaft zu empfehlen ist.

Marburg

Irmtraut Sahmland

Heiner WITTEKINDT: Die Marienkapelle in Frankenberg (Eder), hg. vom Kreisheimatmuseum Frankenberg (Museumshefte Waldeck-Frankenberg 27), 94 S., 110 Abb., Frankenberg 2011. €10,00 (ISBN 978-3-9813344-2-5).

Pünktlich zur offiziellen 725-Jahrfeier der Frankenger Marienkirche erschien diese reichbebilderte Publikation über die nachträglich angebaute Marienkapelle: Um 1370/80 als

Wallfahrtskapelle für ein Gnadenbild Mariens errichtet, zeigte sie einen besonderen Aufwand an Skulpturen und Bildhauerarbeiten, bis nahezu der gesamte Figureschmuck dem Bildersturm unter Landgraf Moritz zum Opfer fiel. Als Leiter der Bauhütte und wichtigster Bildhauer gilt Tyle von Frankenberg. Heiner WITTEKINDT unternimmt erstmals den Versuch, anhand der zahlreichen, erhalten gebliebenen Fragmente und einer Reihe von Inschriften das gesamte Bildprogramm der Kapelle so weit wie möglich zu rekonstruieren. Einzelne Figuren sind vollständig erhalten, andere seit dem Bildersturm ihrer Köpfe und z. T. ihrer Arme beraubt, manche auch ganz verloren.

Nach einer kurzen Einführung zur Marienkirche, zu Tyle von Frankenberg und zum Bildersturm des frühen 17. Jahrhunderts folgt ein systematischer Rundgang durch die Kapelle: zunächst das Eingangsportal, das Wandretabel, die erhaltenen Schlusssteine und inneren Konsolen sowie die Ausgangstür, dann die äußeren Figuren einschließlich der Statuenkonsolen. Den Abschluss des Büchleins bildet ein Überblick über die erneute Beachtung des verwahten Kapellenbaues im 19. Jahrhundert und die verschiedenen, seither unternommenen Versuche, den mit der Reformation funktionslos gewordenen Raum einer neuen Nutzung zuzuführen.

Jede Figur und jedes weitere Detail der Kapelle wird in einer eigenen Farbabbildung wiedergegeben und ausführlich erläutert; Zitate aus der Bibel, der *Legenda aurea* sowie dem *Physiologus* veranschaulichen zusätzlich die komplexen theologischen Hintergründe und die Vorstellungswelt der Bauzeit. Besonders deutlich wird dies bei der unteren Figurenreihe der Außenseite, wenn jedem Apostel auf einem Spruchband ein Vers aus dem Credo zugeordnet ist und alttestamentarische Propheten dies mit passenden Zitaten ergänzen („Apostelcredo“). Das Problem des scheinbar fehlenden Apostels Jakobus d. J. (S. 40, S. S. 60) dürfte allerdings auf einfache Weise zu lösen sein, wenn man die Figurennischen des Portalgewändes in die Überlegungen einbezieht: So deutet die Sockelinschrift des Jakobus darauf hin, dass die Statue nicht vor einer Mauerfläche mit Inschrift (wie die übrigen Figuren), sondern in einer solchen Nische stand, und der verschollene Philippus dürfte (um die Reihenfolge der Credo-Verse beizubehalten) ihm gegenüber auf der anderen Seite der Tür platziert gewesen sein; die beiden Verse „[ascendit a]d celos sedet ad dextera(m) dei patris o(mn)ipote(n)ti[s]“ und „[Inde venturus est ad iudicandum vivos et mortuos]“ hätten damit den Eingang eingerahmt, vielleicht jeweils durch alttestamentarische Figuren ergänzt (Amos und Zephanja?); für die Konsole 25u ist Hosea zu vermuten, der allerdings gleichfalls verschollen ist. – Die Engel, die mit ihren Musikinstrumenten (und einschließlich eines Dirigenten) hinter dem Zinnenkranz des Wandretabels stehen (S. 24f.; etwas irritierend der Begriff „Zinnenfries“ auf S. 21), dürften durchaus auch von musikgeschichtlichem Interesse sein. In der obersten Nischenreihe des Retabels sind allerdings keine figürlichen Malereien zu vermuten (S. 31), sondern angesichts der gerundeten Form der Nischen vielleicht weitere, heute verschollene Figuren.

In der anschaulichen theologischen Darstellung liegt auch die große Stärke des Werkes; auf baugeschichtliche und kunstgeschichtliche Einordnungen wurde fast gänzlich verzichtet, lediglich einzelne Zitate aus anderen Arbeiten sind dazu eingeflochten (wobei nicht immer zwischen wörtlichem Zitat und inhaltlicher Wiedergabe unterschieden wird, vgl. etwa bei Anm. 44 und 46). Auch über die mutmaßlichen Auftraggeber, nämlich die Frankfurter Ratsherren, erfährt man nichts.

Die Wiedergabe der Inschriften (namentlich der Spruchbänder) ist z. T. inkonsequent gehandhabt, was die Ergänzung von Fehlstellen oder den Umgang mit Abkürzungen betrifft, und sie folgt auch nicht den üblichen Editionsformen. Immerhin ermöglichen die guten Abbildungen stets einen Vergleich mit dem Original, was auch bei der Korrektur ein-

zelter Lesefehler hilft (so steht auf S. 53 „omnipotēte“ statt richtig „omnipotente(m)“, auf S. 61 „qui terram fecit condidit celos“ statt richtig „qui fecit terram condidit cælos“). Befremdlich mutet im mittelalterlichen Kontext die Übersetzung der Credo-Stelle *sanctam ecclesiam catholicam* mit „heilige christliche Kirche“ an, auch wenn eine ausführliche Erläuterung des Wortes *katholicam* folgt (S. 58, vgl. S. 64; das Spruchband zeigt im Original übrigens fälschlich „[sanctam] et clesiam kath[o]lica(m)“).

Allerdings sollte die Rolle des Künstlers bei der Konzeption des Bildprogramms nicht überbewertet werden (vgl. S. 27: „Wie wichtig unserem Künstler die Szene war, zeigt die Tatsache, dass sie noch zwei weitere Male an und in der Kapelle vorkommt“; etwas einschränkend S. 33); denn gerade das ausführlich dargelegte, komplexe theologische Bildprogramm dürfte von einem oder mehreren Geistlichen in Absprache mit dem Rat festgelegt worden sein (vielleicht sogar vom Frankenger Altaristen Johannes von Cassel?), so dass die Bildhauer hierbei lediglich konkrete Vorgaben umgesetzt haben werden.

Wenn man sich der kleineren Schwächen allerdings bewusst ist, handelt es sich um einen ansonsten gelungenen, anschaulichen Band, der zur Bekanntheit und Popularität dieses bedeutenden gotischen Gesamtkunstwerks beitragen möge.

Interessant wäre überdies noch eine Untersuchung des historischen Maßsystems der Kapelle; die Erfahrung zeigt, dass auch in der Symbolik der verwendeten Maßzahlen (hier: Römischer Fuß zu 29,5cm?) theologische Inhalte einfließen konnten, so dass sich die sichtbare Theologie des Figurenschmucks und die „gebaute“ Theologie ergänzen könnten. Bemerkenswert ist immerhin, dass einige Figuren noch die historische Farbfassung zeigen und auf diese Weise zumindest erahnen lassen, dass die Wirkung von Architektur und Bildhauerkunst ganz wesentlich durch Farbe unterstützt wurde.

Kassel

Christian Presche

Hedschwenger Geschichten. Interessantes und Amüsantes aus dem Leben der Dorfgemeinschaft Hauptschwenda, hg. von Erika SCHNEIDER in Zusammenarbeit mit Pfr. Klaus SCHÄFER, 335 S., zahlr. s/w u. farb. Abb., Neukirchen-Schwalmstadt 2010. €25,00 (keine ISBN).

Es ist immer wieder eindrucksvoll zu sehen, zu welchen Leistungen Heimatliebe und persönliches Engagement einzelne Menschen anspornen können, deren Lebensmittelpunkt eigentlich nicht das professionelle Schreiben darstellt, die aber mit Phantasie, Fleiß und künstlerischer Begabung ein ganz eigenes Werk hervorbringen. Ein solches Beispiel ist der vorliegende Band, der im Wesentlichen von Frau Erika Schneider in Zusammenarbeit mit dem früheren Ortspfarrer, Pfr. i.R. Klaus Schäfer entstanden ist. In Zusammenarbeit mit vielen Ortsbewohnern, aber auch durch eigene Studien im Staatsarchiv Marburg wurde im Laufe von 30 Jahren eine große Menge an Material zusammengetragen, das die Grundlage dieser Ortschronik darstellt. Layout und Redaktion, aber auch Gedichte und Gemälde hat die Hauptautorin Erika Schneider beigesteuert; durch eine Fülle von Anekdoten, historischen Einschüben und allgemeinen Betrachtungen bietet das Buch ein Panorama der kleinen Welt des etwas abgeschiedenen Knülldörfchens, heute ein Ortsteil von Neukirchen, das praktisch jeden im Ort zu Wort kommen lässt oder ins Bild setzt. Die Gliederung ist übersichtlich: das 1. von insgesamt zehn Kapiteln (an die sich noch 2 Kapitel mit Literatur und der Ortschronik anschließen) stellt die Lage und markante Abschnitte der Geschichte des Orts vor. Das 2. Kapitel ist den Repräsentanten der Orts-, Gemeinde- und Kreisverwaltung, aber auch Ortsdienern, der Poststelle und anderen Einrichtungen des Orts gewidmet. Zwei Kapitel über Schule und Kirche mit ihren Einrichtungen und Besonderheiten schließen sich an. Kapitel 5 berichtet über Feste, Märkte und

Kirmes, Kapitel 6 stellt Mundart und Tracht vor und in Kapitel 7 und 8 werden die Landwirtschaft und die örtlichen Handwerker teils als Persönlichkeiten, teils in ihren Abläufen, aber auch mit ihren Problemen und Schwierigkeiten vorgestellt, etwa durch längere Abschriften von Akten aus dem Marburger Staatsarchiv. Kapitel 9 ist der Dorfgemeinschaft, etwa der Feuerwehr, künstlerische begabten Persönlichkeiten und der Jugend gewidmet und Kapitel 11 stellt einen mit Bildern versehenen Katalog aller Häuser und der zugehörigen Familien des Orts dar. So findet sich für jeden etwas in dem schön und teilweise mit originellen Bildern (z.B. dem als Bilderbaum dargestellten Dorfleben auf der Einbandrückseite) ausgestatteten Band, dessen Zielgruppe natürlich die Bewohner des so sympathisch vorgestellten Orts sind.

Marburg

Gerhard Aumüller

Territorien, Herrschaft

Gerhard MENK: Waldeck im Dritten Reich. Voraussetzungen und Wirken des Nationalsozialismus im hessischen Norden (Beiträge aus Archiv und Museum der Kreisstadt Korbach und Archiv der Alten Landesschule 1), 315 S., zahlr. Abb., Korbach 2010. €15,00 (ISBN 978-3-9813425-0-5).

Die Zeiten ändern sich. Früher war Eigenlob, unter Gelehrten zumal, ein wenig anrühlich. Heute heißt das Selbstmarketing, ist fester Bestandteil dessen, was PR-Strategen Aufmerksamkeitsmanagement nennen: eine Kunst, die Gerhard MENK nicht fremd ist. Sichtbar wird dies schon in der Widmung, die sein Buch dem Historiker Saul Friedländer und dem ehemaligen tschechoslowakischen Außenminister und Dissidenten Jiri Hájek zueignet. Wie der Autor ein wenig altfränkisch formuliert, hat er den beiden an der Universität Genf während des Sommersemesters 1969 „in Vorlesungen wie in Seminaren zu Füßen“ gesessen. Komplettiert wird dieser Gestus, der allemal Bedeutsamkeit signalisiert, durch Zuschreibungen, mit denen einleitend das Werk charakterisiert wird. Es sei sehr quellengesättigt, lesen wir da: eine „wahrscheinlich auch erst einmal wegweisende Darstellung“, geschrieben in der Absicht, „größere Pflöcke mit Leitfunktion einzuschlagen.“

Die Lektüre vermag diese Einschätzungen nicht durchweg zu bestätigen. Weder findet sich Wegweisung, noch finden sich Leitpflöcke. Aufs Ganze gesehen ist die Arbeit recht konventionell geraten. Sie ist gegliedert in drei längere Teilstücke. Das erste handelt von „Anfang und Aufstieg“ des Nationalsozialismus im Freistaat Waldeck, der 1929 endgültig mit Preußen vereinigt wurde. Die drei waldeckischen Kreise wurden dem Regierungsbezirk Kassel angeschlossen und erst 1942 zu einem einzigen zusammengefügt. In diesem Kapitel geht es um die Jahre vor und nach 1933, um die Errichtung der Diktatur in einer ländlich, kleinstädtisch geprägten Region, um Gewalt und Gewaltexzesse lokaler Formationen, um kleinere und größere Funktionäre, die sich dabei besonders hervortaten. Die Gründe und die Bedingungen dafür, dass Waldeck eine frühe Hochburg der NSDAP werden und die Nazifizierung der Gesellschaft sich reibungslos vollziehen konnte, hätten allerdings eine mehr systematische Analyse verdient. Der zweite Teil lenkt das Augenmerk zum einen auf die „Judenverfolgung“, vor allem auf die Verwüstungen, Ausschreitungen und Deportationen im Zuge des Novemberpogroms von 1938, der in Nordhessen bereits zwei Tage früher als überall sonst begann, zum andern auf den „Niedergang des Regimes“, als klar wurde, dass der Krieg in Zusammenbruch und Niederlage münden würde. Der letzte Abschnitt schließlich widmet sich der Frage nach Kontinuitäten über das Jahr 1945 hinaus, abzulesen an den verschiedenen Stadien der Entnazifizierung, welche die Amerikaner angestoßen hat-

ten, die deutschen Behörden fortführten und zu Ende brachten. Verlauf und Ergebnisse entsprachen in Waldeck durchaus den Mustern, die für die westlichen Besatzungszonen typisch waren. In dem Maß, wie die Spruchkammern ihres Amtes walteten, und in dem Maß, wie sich die Verfahren hinzogen, wurden die gefällten Urteile immer milder. Diese Passagen gehören zu den informativsten des Buches, denn sie bestätigen recht eindringlich die zitierten Beobachtungen eines amerikanischen Offiziers, der Reaktionen des Publikums in Fritzlar beim Prozeß gegen den hohen SS-Führer und Erbprinzen Josias von Waldeck, festhielt: „Von den Grausamkeiten in den KZs wollten sie nichts hören und vertreten auch jetzt noch den Standpunkt, dass alles nur Propaganda wäre“. Das Fazit, das der Mann zog, klang deprimierend: „Die Spruchkammern können nur im Schutze des Gesetzes operieren und den neofaschistischen Tendenzen, die sich von Tag zu Tag stärker bemerkbar machen, nicht wirkungsvoll entgegentreten.“

MENKS Buch bietet einiges an wertvollen Details über die lokalen und regionalen Akteure, ist überhaupt streckenweise stark personengeschichtlich angelegt. Auf diese Weise werden namentlich die Täter in ein helles Licht getaucht. Biographische Miniaturen im Anhang sind eine willkommene Ergänzung. Sie jedoch mit Joachim Fests „Gesicht des Dritten Reichs“ auf eine Stufe zu stellen, ist deplaziert. Die Sprache kommt durchweg etwas gravitatisch daher, ist geprägt von tiefem Abscheu, dem fortwährend Ausdruck verliehen wird. Das wirkt aufgesetzt, zwanghaft, ritualisiert, ist ein Versuch, die Epoche moralisch abzdichten, birgt jedoch die Gefahr, sie dem Verstehen unzugänglich zu machen. Gewiß, das NS-Regime war abscheulich, aber muß sich das wirklich in zerschlissenen Wendungen und tönenden Metaphern zum Ausdruck bringen? So wird Josias von Waldeck, um nur dies ein Beispiel zu nennen, mit „jener Blutspur“ verbunden, die den „Kulturstaat Deutschland in eine Wüste der Rechtsbrüche und ungezügelter Gewalt verwandelte.“ Und was genau der Verf. meint, wenn er konstatiert, die Verfassung der Weimarer Republik sei „ganz in die alteuropäischen Traditionen“ eingepaßt gewesen, bleibt sein Geheimnis. Hier wie anderen Orten, hätte er seiner ins Kraut schießenden Rhetorik Zügel anlegen sollen.

Hamburg

Jens Flemming

Kurhessen und Waldeck im 19. Jahrhundert (Beiträge zur Kirchengeschichte 1), hg. von Rainer HERING und Volker KNÖPPEL im Auftrag der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, 399 S., zahlr. Abb., Kassel 2006. €19,90 (ISBN 3-89477-912-8).

Das vorliegende Werk ist der erste Band einer geschichtlichen Darstellung der Entwicklung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Einen besonderen Akzent setzt das Werk dadurch, dass für die Darstellung der verschiedenen Epochen der geschichtlichen Entwicklung Autorinnen und Autoren mit unterschiedlichem wissenschaftlichem Hintergrund verantwortlich waren. Dabei stellen die Autoren nicht die ganze hessische Kirchengeschichte, die sich bis in die Zeit Bonifatius' zurückverfolgen lässt, dar. Ziel ist es vielmehr, die Geschichte der heutigen Landeskirche, deren Vorläuferkörperschaften in den Entwicklungen des 19. Jahrhunderts wurzeln, dem Leser zu vermitteln. Diesem Ansinnen trägt der Band im vollsten Maße Rechnung. Dem Autorenteam ist ein interessantes, gut lesbares Buch gelungen, das sicherlich zu einem Standardwerk werden wird. Da verschiedene Autoren für die jeweiligen Epochen verantwortlich zeichnen, ist die Darstellungsweise der einzelnen Abschnitte unterschiedlich, dadurch wird der Lesestoff sehr abwechslungsreich.

Das einleitende-Kapitel über den „Reichsdeputationshauptschluss und seine Folgen“ referiert der Jurist und Vizepräsident Volker KNÖPPEL. Er legt nahe liegender Weise einen

Schwerpunkt auf die rechtlichen Konsequenzen, die mit der Epoche, beginnend mit dem Jahre 1803, verbunden sind. Nach dem Ende des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, den napoleonischen Kriegen und der Erlangung der Kurwürde durch Hessen-Kassel erfuhr das hessische Staatssystem einen Neuaufbau, der auch die Kirchenorganisation nicht unberührt ließ. So wurden die ersten Grundlagen für ein Staatskirchensystem gelegt, das in Teilen bis heute Bestand hat. Der emeritierte Oberlandeskirchenrat Herbert KEMLER widmet sich der Zeit des Vormärz. Neben der sozialen Frage und dem Aufkommen des bürgerlichen Liberalismus, in Kurhessen, welches in weiten Teilen noch sehr ländlich-geprägt war, legt er einen Schwerpunkt auf die Frömmigkeitsgeschichte dieser Zeit. Der Autor bezieht die theologischen Konflikte dieser Zeit mit ein, die sich unter anderem am aufkommenden Bürgertum und seiner vernunftsorientierten Haltung zu Bibel und Bekenntnis festmachen lässt. Auch die Hanauer Union findet in diesem Kapitel – leider etwas knapp – Erwähnung.

Die Zeit zwischen dem Revolutionsversuch von 1848 und der Annexion Kurhessens durch Preußen hat der ehemalige Korbacher Dekan Dieter WABMANN bearbeitet. Sein Schwerpunkt liegt auf der beginnenden Vereinsarbeit, die sich im Bereich der Inneren und Äußeren Mission konkretisiert. Auch das Verhältnis zur katholischen Kirche und zur jüdischen Gemeinde findet in diesem Zusammenhang Erwähnung.

Die emeritierte Göttinger Kirchenhistorikerin Hannelore ERHART widmet ihr Kapitel der frühen preußischen Zeit Kurhessens. Das Jahr 1866 markiert auch für die kurhessische Kirche einen großen Umbruch. Dieser Abschnitt legt den Schwerpunkt auf der einen Seite auf die preußische Politik bezüglich der hessischen Kirche, die in der Einführung der Presbyterial- und Synodalordnung ihre eine Konkretion fand. Folgerichtig wird daher auf der anderen Seite ein starkes Augenmerk auf die „Hessische Renitenz“ geworfen. Darüber hinaus wird in diesem Abschnitt die Ausbildung und Stellung der Geistlichen behandelt, die sich nach 1866 einem neuen Dienstherrn gegenüber fanden.

Bettina WISCHHÖFER, Direktorin des Landeskirchlichen Archivs, beschließt die Geschichte der Landeskirche im 19. Jahrhundert mit ihrer Darstellung der Kaiserzeit zwischen 1890 und 1914. Unter dem Untertitel „Wilhelminischer Protestantismus“ zwischen Tradition und Moderne“ legt die Autorin den Akzent zum einen auf die Verwaltung durch das an Einfluss gewinnende Konsistorium, zum anderen wird die „religiöse Geographie“ betrachtet, die mit ihren Abendmahls- und Kasualstatistiken ein hohes Maß an Kirchlichkeit in Kurhessen erkennen lassen.

Einer Darstellung der gesamten Landeskirche angemessen, darf auch ein Blick auf die bis 1934 selbständige Landeskirche von Waldeck und Pyrmont nicht fehlen. Diese Aufgabe hat sich Dieter WABMANN, ein profunder Kenner dieser Materie, gestellt. Er gibt einen guten Überblick über die kirchliche Entwicklung dieser kleinen Landeskirche von 1800 bis 1914, zu der in dieser Zeit noch der Pyrmont-Gebietsteil gehörte. Analog des Aufbaus im „hessischen Teil“ werden die wichtigsten Aspekte, Personen und Gegebenheiten der Wald-eckischen Landeskirche im 19. Jahrhundert dargestellt.

Das Werk wird abgerundet durch eine Zeittafel, die allgemein geschichtliche Daten, den Fakten der hessischen Kirchengeschichte übersichtlich gegenüberstellt. Es folgen Biogramme über die Hauptprotagonisten dieser Zeit sowie ein Personen- und ein Ortsregister.

Die Landeskirche hat mit diesem Werk eine rundum gelungene Darstellung ihrer Kirchengeschichte vorgelegt. Bleibt zu hoffen, dass in absehbarer Zeit der zweite Band mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts in gleicher hervorragender Qualität erscheint.

Thomas DIEHL: Adels Herrschaft im Werra-Raum. Das Gericht Boyneburg im Prozess der Grundlegung frühmoderner Staatlichkeit. Ende des 16. bis Anfang des 18. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 159), 482 S., 7 s/w Abb., Marburg, Darmstadt 2010. €39,00 (ISBN 978-3-88443-314-0).

Diehl untersucht in seiner Kasseler Dissertation „den Umfang und die Struktur der boyneburgischen Adels Herrschaft im 16. und 17. Jahrhundert“ in Kapiteln über Familien- und Besitzgeschichte der von Boyneburg, über das Gericht Boyneburg und über die Struktur der boyneburgischen Herrschaft, widmet dann besondere Abschnitte den boyneburgischen Polizeiordnungen von 1591 und 1604, dem Verhältnis der Familie und des Gerichts zu den Landgrafen und dem Rittmannshäuser Konflikt 1617-1620 als Beispiel für „die Aspekte der Herrschaftsintensivierung und des Widerstands“; abschließend behandelt er den Dreißigjährigen Krieg und die Zeit danach und kommt zu dem Ergebnis, dass die von Boyneburg erst durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges ihre autonome Stellung im Gericht Boyneburg verloren hätten.

Die Untersuchung stützt sich auf umfangreiches Material, aber vielfach nicht unmittelbar auf die Quellen, sondern auf Literatur, auch auf nicht überall vorhandene Arbeiten von Heimatforschern, was die Überprüfung erschwert. Problematischer ist, dass sich Diehl für das Spätmittelalter mehrfach auf ein ungedrucktes Manuskript von Karl Heinemeyer beruft sowie (S. 37 Anm. 51) auf mündliche Erläuterungen von Ernst Henn. Nichts gegen Karl Heinemeyer. Und ich schätze auch Ernst Henn und seine Bemühungen um die Lokalgeschichte. Aber historische Quellen sind das nicht. Schlimmer ist, dass sich Diehl auf Buttlers unzuverlässiges Stammbuch stützt, wenn er S. 43 Anm. 99 über den Stammvater der Linie Reichensachsen sagt: „Außer seiner Heirat 1460 mit Dorothea sind keine weiteren biographischen Angaben über Heimbrod bekannt.“ Tatsächlich handelt es sich 1460 nicht um ein Heiratsdatum, sondern (wie auch bei anderen Boyneburgern) um die Nennung in den Lehenbriefen dieses Jahres (StA Marburg, Hess. Aktivlehen, die Diehl unter den Quellen aufführt). Heimbrod ist schon 1430 in meines Vaters Eschweger Rechtsquellen (Nr. 177) zu finden und noch 1471 bei dem von Diehl oft zitierten Schmincke (ZHG NF 8, S. 321). Weiteres könnte die Boyneburgische Quellensammlung (StA Marburg, M 56) beisteuern, die Diehl ja auch als Quelle nennt.

Die Probleme der Boyneburger Geschichte, die hier anklingen, können in einer kurz zu fassenden Rezension natürlich auch nicht gelöst werden. Aber ein paar Fragen sollen doch aufgeworfen werden. So schreibt Diehl (S. 36): „Dem Schwabenspiegel zufolge ging der von Reichsministerialen verwaltete Besitz in deren Eigentum über, wenn ihn der König an einen Fürsten vergab.“ Wo steht das? Diehl verweist nicht etwa auf den Schwabenspiegel, sondern auf die ohne Jahr (2007) im Selbstverlag erschienene Arbeit von Ernst Henn „Das Erbe der Könige im Umkreis der Boyneburg“. Henn wiederum verweist auf den schon erwähnten Beitrag von Schmincke, der S. 312 behauptet: „nach dem Schwabenspiegel I. 3. Art. S. 20 konnte der Kaiser einen Reichsministerialen keinem Laienfürsten in die Hände geben, weil dieser dadurch um 2 Heerschilde erniedrigt wurde und der Ministeriale konnte sodann sein Reichslehn als Eigen betrachten.“ Eine solche Bestimmung gibt es nicht im Schwabenspiegel. Gemeint ist offenbar die Heerschildordnung in Landrecht Art. 2 (nicht 3); aber danach standen die Dienstmannen, auch die des Reiches, ohnehin im 6. Heerschild und konnten durch Lehnsnahme von einem Laienfürsten, der im 3. Heerschild stand, ihren Heerschild gar nicht mindern. Zudem ist fraglich, ob die Reichsministerialen der Boyneburg überhaupt Reichslehen hatten, oder aber Dienstgut, das nicht dem Lehenrecht unterlag. In diesem Fall würde Schwabenspiegel Landrecht Art. 158, 2 greifen, wonach bei

Ehen zwischen Dienstleuten des Königs und eines Laienfürsten deren Kinder nicht geteilt werden konnten, „daz ist da von, daz si oh dienstman des riches sint, da von mac der kunc sine dienstman nit genidern, wan gebe er si in der leigen fvrsten gewalt, so hete er si genidert.“ Daraus könnte man vielleicht schließen, dass der König auch sonst seine Dienstmannen nicht an Laienfürsten geben durfte. Aber davon, dass ihr Dienstgut andernfalls Eigen würde, ist auch hier keine Rede. Allenfalls wäre an ein Weigerungsrecht des Ministerialen zu denken, das Dienstgut als Lehen von dem Laienfürsten anzunehmen.

Daß die Boyneburger nach der Belehnung der Landgrafen von Hessen mit der Boyneburg 1292 von einem solchen Weigerungsrecht Gebrauch gemacht hätten, wird vielfach angenommen. Aber stimmt das auch? Nach einem ersten Vergleich mit dem hessischen Fürsten 1446 soll es erst 1460 zu einem „Reichsafterlehensbrief“ gekommen sein (Diehl S. 38). Das Datum 1446 beruht auf der bereits genannten Quellensammlung M 56, doch konnte eine Urkunde mit diesem Datum nie gefunden werden. Schaut man sich nun in der angeblichen Urkunde von 1446 die Vertragspartner auf Boyneburger Seite genauer an, so sind es die von 1460, und sie stimmen nicht mit denen überein, die 1446 November 23 den Boyneburger Burgfrieden geschlossen haben. Das heißt: Die angebliche Urkunde von 1446 gibt es nicht. Es gibt nur den Vertrag von 1460 Januar 22, wonach die drei Stämme von Boyneburg mit dem von ihren Vorfahren auf sie gekommenen Schloß belehnt wurden. Aber handelt es sich hier wirklich um die Beendigung eines langjährigen Lehnsstreites um das vormalige Dienstgut der Ministerialen? Oder hängt die Einigung vielleicht mit den kriegerischen Auseinandersetzungen mit Landgraf Balthasar von Thüringen zusammen, in denen die Boyneburger den Thüringern 1385 ihre Burg geöffnet haben sollen (Diehl S. 37) und infolge derer die Städte Eschwege, Sontra und Wanfried bis 1431 in thüringischem Besitz waren? Hier wüßte man gerne Näheres.

Gegen die Theorie von der Lehnsverweigerung der Boyneburger spricht, dass sie schon um 1370 drei Burgsitze auf der Boyneburg von den Landgrafen von Hessen zu Lehen hatten (Demandt, Regesten, Nr. 162, 2, 4 und 5). Und dagegen spricht auch, dass sie in der Urkunde von 1460 Januar 22 ihre Anteile am Schloß Boyneburg nicht erst an Landgraf Ludwig II. von Hessen aufgelassen haben, um dann damit von ihm belehnt werden zu können, wie das die Brüder Philipp, Reinhard und Kurt von Boyneburg 1449 April 21 mit den vom Kloster Bursfelde gekauften Gütern in Bischhausen und andernorts taten, um von Landgraf Ludwig I. damit belehnt zu werden. Bei Diehl findet man dazu nichts. Das war ja auch nicht sein eigentliches Thema. Aber er hat sich dazu geäußert und mir dadurch Gelegenheit gegeben, auf weiteren Forschungsbedarf auch zur älteren Geschichte der Boyneburg hinzuweisen.

Marburg

Wilhelm A. Eckhardt

Alexander JENDORFF: Condominium. Typen, Funktionsweisen und Entwicklungspotentiale von Herrschaftsgemeinschaften in Alteuropa anhand hessischer und thüringischer Beispiele (VHKH 72), 672 S., 3 Karten, 1 Kartenbeilage, Marburg 2010. €48,00 (ISBN 978-3-942225-06-9).

Die vorliegende Habilitationsschrift analysiert die vielfältigen Formen, Funktions- und Entwicklungsweisen von Herrschaftsgemeinschaften vornehmlich im Heiligen Römischen Reich, wobei die Zeit vom 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts den Schwerpunkt bildet. In seiner zuerst vorgenommenen Typisierung spricht Jendorff von der Besitz- und Herrschaftsgemeinschaft als Grundformen des Kondominats, wobei, bedingt durch die Scheidung von Privat- und Staatsrecht, die Erstere in veränderten Formen, u. a. durch den sich

wandelnden Souveränitätsbegriff, in moderner Zeit weiterbestand. Die Vielgestaltigkeit der Kondominien, sichtbar auch in der unterschiedlichen Herkunft der Kondomini (adlige Familien, fürstliche Dynastien, Land- und Reichsstände, Territorialstaaten oder geistliche Korporationen u. a.), lässt allerdings eine überzeugende Systematisierung nicht zu. Maßgebend war vielmehr ihre ursprüngliche Zweckgebundenheit, die in der Bewahrung oder dem Ausgleich der Interessen einer Gruppe oder von Einzelpersonen sichtbar wird.

Im Folgenden wird die Herrschaftsgemeinschaft als Forschungsgegenstand im Spiegel der frühneuzeitlichen Staatsrechtslehre und der neueren Geschichts-, Rechtsgeschichts- und Rechtswissenschaft beleuchtet. Dass die Staatsrechtler jener Zeit zunächst den Blick stärker auf die Ganerbschaft fokussierten, lag in ihrer Identifizierung als „germanischrechtliches Phänomen“ und im Bestreben, ein eigenständiges „*ius Romano-Germanicum*“ zu begründen. Erst seit Entstehung der allmählich absolutistische Formen annehmenden fürstlichen Landesherrschaft widmete die Reichspublizistik den Kondominien größere Aufmerksamkeit, wobei weniger das Verhältnis der Kondomini zueinander als der Einfluss dieses Verhältnisses auf die kondominatorische Herrschaftsverfassung und –praxis im Mittelpunkt stand, wofür die Einheit der Herrschaft und die Einheit unter den Kondomini eine wichtige Voraussetzung bildeten. Die damit verbundene Minderung der Souveränitätsrechte der einzelnen Herren ist – wie der Autor überzeugend nachweist – im Zusammenhang mit dem sich etablierenden fürstlichen Territorial- und späteren Nationalstaat zu sehen, wobei allerdings das Phänomen des Einheitsstaates eine besondere Betrachtung erfordert.

Weil im juristischen Bereich die Problematik der Herrschaftsgemeinschaft kaum transparent wird, werden im Hauptteil anhand von zwei Fallbeispielen, die sich durch Problem- und Quellendichte auszeichnen wie die Kondominatslandschaft an der mittleren Lahn und die Ganerbschaft Treffurt, die Unterschiede der verschiedenen Gemeinschaftstypen bei gleichzeitiger Berücksichtigung der funktionalen Gemeinsamkeiten sichtbar gemacht. Erst die akribische Auswertung von bisher kaum berücksichtigtem Schriftgut in acht Archiven hat Jendorff eine erfolgreiche Verwirklichung seines Vorhabens ermöglicht. Am Beispiel der territorial- und herrschaftspolitischen Entwicklung des Gemeinen Landes an der Lahn und des Hüttenbergs weist er nach, dass sich hier Gemeinschaft und Teilung als zwei Seiten derselben Medaille darstellen und man die Gemeinschaft teilte, wenn es dem eigenen Vorteil entsprach. Die Ganerbschaft Cleeberg konnte dagegen durch Anpassung an die sich ständig wandelnden Zeit- und Herrschaftsverhältnisse ihre Existenz bis in die Tage Napoleons bewahren. Im Gegensatz dazu scheiterten die Busecker Ganerben an ihrer Uneinigkeit, die den hessischen Landgrafen letztlich ihre Unterwerfung ermöglichte. Der Vetzberger Ganerbschaft wurde seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ihr wachsendes Desinteresse an der Gemeinschaft zum Verhängnis, das aus dem Schwinden politischer Freiräume des Niederadels resultierte und schließlich dem Nassauer Landesherrn ihre Aufhebung ermöglichte.

Besondere Gewichtung hat die vertiefte Analyse der als „kondominale Mischform“ definierten Ganerbschaft Treffurt, an der sich die damit verbundene Herrschaftsform seit dem 14. Jahrhundert bis zum Ende des Alten Reiches verfolgen lässt. Der Autor unterscheidet hier folgende vier Phasen der Kondominatsgeschichte: 1. Nach der Depossedierung der Herren von Treffurt errichteten der Erzbischof von Mainz und die Landgrafen von Thüringen und Hessen auf Grundlage einer gemeinsamen Verfassung im Burgfrieden von 1336/37 die Ganerbschaft Treffurt, die aufgrund des ausgeglichenen Kräfteverhältnisses eine vorläufige Ruhephase erlebte. 2. Die Bildung frühneuzeitlicher Landesherrschaften im 16. Jahrhundert veranlasste die Kondomini – an die Stelle der Landgrafschaft Thüringen war Kur-sachsen getreten – zum Ausbau oder der Umformung ihrer Herrschaftsinstrumente, was im

Bau der Amtshöfe, der Einrichtung von Ganerbentagen und einer intensiven Verordnungstätigkeit in vielen Bereichen sichtbar wurde. Die Versuche zur Errichtung einer gemeinsamen Form ganerbschaftlicher Landeshoheit wurden allerdings von der Religionsspaltung, der Erhebung der Türkensteuer und der zunehmenden Differenzierung der Reichsgesetzgebung durchkreuzt und führten zu neuen Konfliktherden, die das Trefffurter Kondominium nahezu unregierbar machten. 3. Die vom Beginn des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts währende Stagnationsphase ist vor allem auf die Unfähigkeit der Ganerben zur Problemlösung und die mangelnde Bereitschaft, neue ökonomische und politische Akzente zu setzen, zurückzuführen. 4. Das Ausscheiden der Landgrafen von Hessen-Kassel aus dem Kondominat, die für ihren an Kursachsen abgetretenen Anteil an der Ganerbschaft und die Überlassung anderer Besitzrechte 1736 die Grafschaft Hanau erlangten, ermöglichte zwar eine gewisse Modernisierung der überkommenen Herrschaftsstrukturen und eine Klarstellung der Rechtsverhältnisse, der 1802 erfolgte Übergang der Landeshoheitsrechte an Preußen, das allerdings erst 1815 die gesamte Ganerbschaft erlangte, konnte aber dadurch nicht verhindert werden. Von besonderem Interesse, auch für den hessischen Leser, sind die anhand der Quellen vermittelten Informationen über die herrschaftlichen Funktionsträger und die Herrschaftspraxis vor Ort, die Kirchen- und Konfessionspolitik im Kondominat, das Verhältnis von Adel und kondominatorischer Landesherrschaft, die Betrachtung der Vogtei Dorla als eines Kondominiums im Kondominium sowie die Entwicklungspotentiale von Untertanen und Gesellschaft im Trefffurter Gebiet. Im Kondominat sieht Jendorff keine Anomalie, sondern vielmehr den „Ausdruck der altreichischen Vielgestaltigkeit“. Es habe lediglich die mit Herrschaft verbundenen Probleme komprimiert, „deren Typologie sich von anderen Herrschaftsformen nicht unterschied“. Leider findet sich unter dem vom Autor analysierten Beispielen nicht das 1609 gebildete Kondominat der Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg über Jülich-Kleve-Berg, das 1614 zu einer provisorischen Trennung dieser Gebiete zwischen beiden Kondomini führte, die erst 1666 in eine definitive umgewandelt wurde. Gerade hier lässt sich besonders gut demonstrieren, wie schnell kondominatorische Probleme im Alten Reich sich zu einem europäischen Konflikt auswachsen konnten.

Mit dem Kondominat als europäisches Problem befasst sich der letzte Teil des Buches. Jendorff sieht den Schwerpunkt dieser Herrschaftsbildung allerdings hauptsächlich im Alten Reich und begründet das mit der andersartigen Rechts- und Verfassungsentwicklung in anderen Teilen Europas, wofür er mehrere Beispiele von Frankreich und England bis zu Livland und Russland nennt. Diese Unterschiede bedürfen indes einer besondern Analyse, die den Verhältnissen in diesen Regionen gerecht wird. Dazu gehören Elemente wie das Fehlen oder die geringe Bedeutung des Lehnsrechtes in Ostmitteleuropa, aber auch die Senioratsverfassung in Polen, die über 200 Jahre dieses Königreich weitgehend handlungsunfähig gemacht hat. Insgesamt lässt sich jedoch sagen, dass das vorliegende Werk einen gelungenen Einblick in die komplizierte Form kondominatorischer Herrschaft vermittelt, deren Untersuchung bisher weitgehend ausgeblendet worden ist. Die zahlreichen hier vermittelten Erkenntnisse stellen wichtige Anstöße für die historische Forschung dar, sich genauer mit diesem Problembereich zu beschäftigen.

Eckart CONZE, Alexander JENDORFF und Heide WUNDER: Adel in Hessen. Herrschaft, Selbstverständnis und Lebensführung vom 15. bis ins 20. Jahrhundert (VHKH 70), 640 S., 13 Tabellen, 4 Karten, 42 s/w Abb., Marburg 2010. €39,90 (ISBN 978-3-942225-00-7).

Leben, Laster und Leidenschaften des Prinzen Ernst August von Hannover, von Queen Elizabeth II. und anderen europäischen Adligen sind durch die modernen Medien dem interessierten Konsumenten bekannt, weniger bekannt sind hingegen die vielen Adelsfamilien, die seit Jahrhunderten in Hessen leben. Im heutigen Land Hessen, das 1945 mit einer Fläche von rund 21.000 km² geschaffen wurde, sind die ehemaligen Territorien der hessischen Landgrafen, der Grafschaft Erbach, des Fürstentums Solms und große Teile des Herzogtums Nassau, der Grafschaft Hanau, der Grafschaft Isenburg, des Fürstentums Waldeck, der Fürstbistümer Mainz und Fulda sowie der Freien Reichsstädte Frankfurt am Main, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar vereint. Hier lebten und leben zahlreiche Adelsfamilien, deren Werken und Wirken die Lebensbereiche der Einwohner über Jahrhunderte entscheidend geprägt haben.

Die drei Herausgeber haben einerseits bewusst den Titel „Adel in Hessen“ für den Sammelband gewählt, um die nur in Ansätzen erforschte Vielfalt des hessischen Adels, seiner Kultur und Ökonomie sowie nicht zuletzt auch seiner politischen Stellung zum Ausdruck zu bringen, andererseits tragen sie dem Phänomen der ‚longue durée‘ Rechnung und verzichten auf starre Epochengrenzen, so dass Wandel und Kontinuitäten vom ausgehenden Mittelalter bis zur Gegenwart beleuchtet werden. In der Einleitung formulieren Heide Wunder und Alexander Jendorff ihre Erkenntnisziele und ihre Fragestellungen. Als methodische Problemfelder bei der Erforschung des Adels im historischen Raum weisen sie auf Konsistenz, Kohärenz und Differenz der personalen, der räumlichen und der zeitlichen Dimensionen hin. Die Beiträge der 25 Autoren aus Deutschland, den Niederlanden und den USA sind daher den beiden je drei Unterbereiche umfassenden Themenschwerpunkten „Adel, Herrschaft und politischer Wandel“ und „Grundlagen und Ausdrucksformen adeliger Lebensführung“ zugeordnet.

Den „Adel in Umbruchzeiten“ stellen Christine Reinle, Frank Jung und Ewald Grothe vor. Reinle beleuchtet die soziale und politische Lage des Niederadels im 15. Jahrhundert und weist nach, dass der Ausbau der Landesherrschaft nicht zwangsläufig zum Niedergang des landsässigen Adels führte. Der Niederadel kooperierte weitgehend mit dem Landgrafenhaus und sicherte auf diese Weise um einen der eigenen Positionen und zum anderen die Herrschaft der Landgrafen. Jung stellt Standesherrn und Landesherrn im 18. und 19. Jahrhundert gegenüber. Er unterstreicht am Beispiel des Hauses Solms, dass die Mediatisierung für eine hochverschuldete Dynastie die Entlastung von landesherrlichen Aufgaben und die Konsolidierung der ökonomischen Verhältnisse ermöglichte. Die Festigung der Position innerhalb der Adels hierarchie erreichten die Grafen von Solms durch den Ausbau von informellen und persönlichen Beziehungen. Den Kampf der Elite um das „Obenbleiben“ in den vom aufkommenden Parlamentarismus geprägten Jahren von 1815 bis 1866 untersucht Grothe in seinem bescheiden mit „Skizze“ überschriebenen Beitrag. Wie er nachweist, konnte der Adel seine zunächst defensive Position überwinden und durch seine Aktivitäten in den Landtagen die partikularen Interessen durchsetzen.

Im zweiten Unterkapitel des ersten Teils wird nach der „adeligen Selbstorganisation“ gefragt. Ganerbschaften und Burgfrieden untersucht Joachim Schneider in seinem Beitrag, in dem er fragt, ob es sich um Relikte oder um funktionale Adaptionen gehandelt habe. Angesichts der dürftigen Forschungssituation kommt er zu dem vorläufigen Ergebnis, dass die regionalen Konstellationen in engem Zusammenhang mit der Ausprägung der

Ganerbenverbände standen und insbesondere im südlichen Hessen Zusammenschlüsse nachweisbar sind, die als Ausgangspunkte der dynastischen Integration wirkten. Dem Zusammenhang zwischen den Prozessen formeller Institutionalisierung durch die Reichskreise und den Handlungsräumen des nicht-fürstlichen Hochadels in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wendet sich Gabriele Haug-Moritz zu. Trotz der „Kreisvergessenheit“ (Burkhardt/Wüst) und der kaum erforschten Entwicklung hochadeliger Vergemeinschaftung im hessisch-mittelrheinischen Raum arbeitet sie die Wechselbeziehungen zwischen Reichskreisen und Grafenlandschaften heraus und betont die Bedeutung der Reichsexekutionsordnung von 1555, die die Teilhabechancen der Grafen und Herren auf der politischen Handlungsebene des Reichs festlegte. Dem Begriff des „Patrioten“ widmet Robert v. Friedeburg seinen Beitrag, in dem er die Argumente der hessischen Ritterschaft als Repräsentanten des Landes bei ihren Forderungen um politische Mitsprache analysiert und anhand der Argumentationsebenen nachzeichnet, wie aus „Rittern“ und „Vasallen“ „Patrioten“ wurden. Bedauerlicherweise verzichtet er auf die Rezeption neuerer Forschungsergebnisse, so dass seine Schlussfolgerung einseitig auf die Seite der ständischen Vertreter fokussiert, ohne die Argumente der Regentin von Hessen-Kassel in seine Analyse einzubeziehen. Katharina Schaal stellt den Deutschen Orden als „Spital“ des hessischen Adels vor. Die hessische Ballei überstand alle Krisen des Reformationszeitalters und wurde erst 1809 aufgelöst. Obwohl das „Spital“ für nachgeborene Söhne eine überaus attraktive Versorgung bot, bildeten sich nach Schaals Erkenntnissen keine Ordensdynastien wie in der Ballei Westfalen heraus. Sie hebt hervor, dass über die Entwicklung der Ballei im Jahrhundert der Aufklärung kaum verlässliche Aussagen gemacht werden können, weil die Forschungslage mehr als desolat ist und viele Familienarchive noch nicht ausgewertet sind. Mit einer mikrohistorisch-alltagsgeschichtlichen Studie umreißt Gerhard Aumüller das Spannungsfeld von landesherrlicher Aufsicht, sozialer Fürsorgepflicht und familiären Eigeninteressen. Er stellt einen Rollenvergleich der Obervorsteher der Hohen Hospitäler und der Adelligen Stifte in Hessen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert an und präsentiert einen vorläufigen Katalog der Obervorsteher beider Institutionen, der weitergehende prosopographische Untersuchungen ermöglicht. Aumüller hebt hervor, dass trotz der gemeinsamen Genese der beiden mit hoch qualifizierten Persönlichkeiten besetzten Ämter charakteristische Unterschiede auszumachen sind, die die unterschiedliche Selbst- und Fremdwahrnehmung hervorriefen.

Mit dem „adeligen Selbstverständnis und Herrschaftsverständnis“ befassen sich 7 Beiträge. Steffen Krieb analysiert anhand der Familienchroniken Vergangenheitsbilder und Gegenwartsinteressen hessischer Adelsfamilien um 1600. Am Beispiel einer Linie des mittelfränkischen Geschlechts derer Schutzbar gen. Milchling, die ihre Familiengeschichte sogar drucken ließ, und der Familie von Hattstein, deren Familiengeschichte nur in einem Kopialbuch überliefert ist, zeigt Krieb die unterschiedlichen Strategien der Traditionspflege und der Etablierung einer Familie in einem lokalen Umfeld auf. Er weist auf den immensen, noch unerschöpften Reichtum der Quellengattung hin, die zum Beispiel für geschlechtergeschichtliche Studien über die Positionierung illegitimer Lebenspartner/innen innerhalb eines Adelsverbands herangezogen werden könnten. In seinem Beitrag über die Situation der Reichsritter am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges arbeitet Richard Ninness das Ringen um die gemeinsame politische Linie trotz der konfessionellen Binnenheterogenität und um den Erhalt der Unabhängigkeit angesichts der permanenten Subordinationsbedrohung durch Reichsfürsten heraus. Er erläutert stichhaltig, dass die Zurückweisung ihres ‚ius reformandi‘ durch die Fürstbischöfe und die gegenreformatorische Politik Kaiser Ferdinands II. die Reichsritter zur Aufgabe ihrer Neutralität und zum Einschenken in das Lager der Protestanten bewegten. Deutlich wird, dass die Reichsritter einen „hochempfindlichen Indikator für den Zustand des

Reichs“ (267) darstellten. Armand Maruhn stellt mit seinem Beitrag zum Konzept der „Verrechtlichung sozialer Konflikte“ am Beispiel der Prozesse niederadeliger Grundherren gegen Dorfgemeinden vor dem hessischen Hofgericht in Marburg im 16. Jahrhundert die These auf, dass der Adel kein – wie bisher von der historischen Forschung angenommen (Blickle) – Hindernis auf dem Weg zur Ausformung des modernen Rechtsstaats gewesen sei. Er wendet kulturhistorische Konzept der Justiznutzung (Dinges) an und belegt, dass die Rechtskultur des hessischen Adels bereits im Jahrhundert der Rezeption stark ausdifferenziert und der Adel Vorreiter der Judizialisierung und Verrechtlichung war. In den Bereich der Selbst- und Herrschaftsdefinition gehört auch das religiöse Element. Denn die hofkritische Haltung der Pietisten hielt weder Grafen noch Fürsten davon ab, den Austausch mit dem Frankfurter Pfarrer Spener und seinen Anhängern zu suchen. Jutta Taege-Bizer stellt am Beispiel des pietistischen Musterländchens Solms-Laubach den Herrschaftsstil und das Selbstverständnis pietistischer Adeliger vor. Die intensive kontextualisierte Auswertung der vielfältigen Selbstzeugnisse Benignas von Solms-Laubach führt Taege-Bizer zu dem Ergebnis, dass die gelebte Frömmigkeit des nach 1648 in die Krise geratenen Grafenstandes mehr als ein reiner Selbstzweck war, indem fehlende finanzielle Mittel mit der bewussten Entscheidung für ein einfaches Leben und die Auffassung vom Tugendadel als Abwendung vom traditionellen Konzept des Geburtsadels erläutert wurden. Ebenfalls in eine Krise geriet die Althessische Ritterschaft 1866, als sie mit der Absetzung des Kurfürsten von Hessen-Kassel den gesellschaftlichen, politischen und sozialen Bezugspunkt einbüßte. Gisela Ziedek untersucht die Herausforderung, der sich die Ritterschaft stellen musste, als der König von Preußen die Herrschaft übernahm und sie zwang, ihrem ‚sozialen Kapital‘ (Bourdieu) eine neue Richtung zu geben. Sie weist nach, dass das Beziehungsnetz, das auf dem Tausch von Verpflichtungen materieller und symbolischer Art beruht, zwischen Kurfürst und Rittern massive gestört war und erst in der preußischen Zeit durch die adelsfreundliche Haltung des Monarchen wieder intensiviert wurde. Zur sozial abgeschlossenen Gruppe des Adels nimmt Dieter Wunder in seinem Beitrag zum Neuen und Alten Adel in der Landgrafschaft Hessen-Kassel und im Kanton Rhön-Werra der fränkischen Ritterschaft zwischen 1650 und 1750 Stellung. Stichhaltig widerlegt er die dominierende Forschungsmeinung am Beispiel der Familien v. Geysso und v. Verschuer und unterstreicht, dass die Integration einiger weniger Neuadeliger in den Alten Adel – zumindest bis 1736 – durchaus gelingen konnte, zumal die Nobilitierten dem landesherrlichen Beamten- oder Offiziersstab angehört und Rittergüter erworben hatten. Den Nobilitierungen im südlichen Hessen im 19. Jahrhundert wendet sich Christoph Franke trotz der schwierigen Quellenlage zu. Es lassen sich durch die quantitative Ermittlung der Adelsanerkennungen, Neunobilitierungen und Standeserhöhungen keinerlei grundsätzliche Aussagen über die Motivation und die Nobilitierungspraxis der Großherzöge von Hessen treffen; darüber hinaus betont Franke, dass das geringe Konnubium zwischen altem und neuem Adel Indiz für die mangelnde Akzeptanz ist.

Dem zweiten Teil des Sammelbandes zum Themenfeld „Grundlagen und Ausdrucksformen adeliger Lebensführung“ stellt Eckart Conze seine einführenden Überlegungen voran. Er betont, dass man dem adeligen Selbstverständnis nicht gerecht werden kann, wenn anachronistische Konzepte oder Analysekatoren angewandt werden. Erst durch die Kontextualisierung des adeligen Handelns im politischen, kulturellen und sozialen Raum kann Adelsgeschichte bis in die Gegenwart erfasst werden. Conze unterstreicht, dass die Frage der Kohäsion eine der zielführenden Forschungsperspektiven sei. Dem ersten Teilbereich „Adelige Ökonomie und Herrschaft“ sind drei Beiträge zugeordnet. Tobias Busch stellt die Fundamente der adeligen Existenz am Beispiel der Grafen von Solms-Rödelheim im 18. Jahrhundert vor. Er belegt, dass die Grundherrschaft die ökonomische Basis gebildet hat, die durch Primogenitur

und eine geschickte Heiratspolitik gesichert wurde. Wieder am Beispiel der neuadeligen Familien v. Geyso und v. Verschuer zeigt Dieter Wunder die Bedingungen des ökonomischen Handelns zwischen 1650 und 1800. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Einkünfte aus dem Rittergut mit der umfangreichen Eigenwirtschaft und der Grund- und Gerichtsherrschaft über zugehörige Dörfer und Ländereien sowie aus den landesherrlichen Diensten den Rahmen für das adelige „Ausgabeverhalten“ bildeten. Neben den Aufwendungen für ein standesgemäßes Leben traten die Verpflichtungen für die Familienmitglieder, es mussten Investitionen getätigt und Schulden beglichen werden. Wunder resümiert, dass der Beruf „Rittergutsbesitzer“ überaus anspruchsvoll war und sich mit der Position eines Managers eines mittelständigen Unternehmens in Land- und Forstwirtschaft mit kommunalen und gerichtlichen Aufgaben vergleichen lässt. Nach Kontinuität oder Traditionsbruch im Rahmen der Mediatisierung und Grundentlastung der Reichsgrafen von Solms-Rödelheim fragt Alix Johann Cord in ihrem Beitrag. Am Beispiel des Dorfs und Guts Wickstadt, das die Grafen aus dem Besitz des Klosters Arnburg erhalten hatten, zeichnet sie den standesherrlichen Herrschaftsstil nach. Die Grafen machten sich ungünstige bäuerliche Leiheverträge rücksichtslos zunutze, um das Dorf niederzulegen und eine Domäne zu errichten. Cord untersteicht eindrücklich, dass die Grundentlastung im Großherzogtum daher nicht zur Verbesserung der bäuerlichen Position führen konnte. „Selbstdarstellung und Lebensstilen“ wenden sich die fünf Beiträge von Christian Ottersbach, Sascha Winter, Christian Peter, Holger Th. Gräf und Andrea Pühringer zu. Recht allgemeine Überlegungen zum Schlossbau und seiner Funktion in Spätmittelalter und Früher Neuzeit stellt Ottersbach an. Er betont, dass der befestigte Wohnsitz als Ausweis des Status zu den adeligen Standespflichten gehörte, jedoch erst in Ansätzen zu den Lebensorten des hessischen Adels geforscht worden ist. Vom Wohnraum der Lebenden ist es nur ein kleiner Schritt zum Reich der Toten. Adelige Naturbegräbnisse als Memorialorte und Erinnerungslandschaft analysiert Winter. Seit 1750 etablierte sich in den Landschaftsgärten ein neuer Ort der Bestattungskultur, die eine völlige Auflösung der überlieferten Strategien herrschaftlicher bzw. adeliger Repräsentation darstellte. Winter betont, dass Landschaftsgärten in den gesellschaftlichen Krisenzeiten ein adäquates Medium zur Visualisierung der adeligen Gedächtniskultur darstellten. Die von ihm vorgestellten Grabformen, der drei kinderlosen Militärs hatten in der adelig-fürstlichen Sepulkralkultur Europas keinerlei Vorbilder, sind mithin ausgesprochene Innovationen. Das Verhältnis von Adel und geistlichem Fürstentum in Fulda von 1670 bis 1800 untersucht Peter. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der Fürstenhof dem meist auswärtigem Adel und dem Fürstbischof eine standesgemäße Lebensführung ermöglicht hat und beide Seiten – aus unterschiedlicher Motivation – am Erhalt der einzigen Residenz eines geistlichen Landesherrn im heutigen Hessen gelegen war. Einen Problemaufriss zu Musenhöfen und ihrem Beitrag zur kulturellen Dichte vom 17. bis zum 19. Jahrhundert präsentiert Gräf. Er stellt zunächst fest, dass es angesichts der schwierigen Quellenlage keine systematischen Untersuchungen gibt, die die Rolle der Kultur im adeligen Alltag oder nach der Funktion des Adels für das kulturelle Leben auf dem Land darlegen. Anhand von ausgewählten Beispielen stellt Gräf anschließend Facetten des Kulturlebens auf den Adelsitzen in Hessen dar und skizziert die Rolle der Adelligen für das kulturelle Leben, um Charakteristika und Gemeinsamkeiten zu modellieren.

Nach der Betrachtung des kulturellen Lebens im ländlichen Raum fokussiert Pühringer auf das urbane Leben des Adels in Frankfurt und in den Residenzstädten. Auch zu diesem Themenkomplex wird ein riesiges Desiderat ausgemacht. Frankfurt war die Metropole, deren Anziehungskraft nicht nur in den Messen mit ihrem großen Warenangebot lag, sondern insbesondere als Stadt der Hof- und Reichstage sowie der Kreistage immer wieder Gesandtschaften beherbergte. Die Residenzstädte hingegen hatten nach Pühringers Einschät-

zung drei Anreize, die Adelige anzogen: den Hofdienst, namhafte Künstler oder Wissenschaftler und architektonische Sehenswürdigkeiten.

Dem dritten Unterbereich zum „Selbstverständnis und zur Vergesellschaftung“ sind vier Beiträge zugeordnet. Wie eine nicht standesgemäße Beziehung im 16. Jahrhundert wahrgenommen wurde, untersucht Michael Sikora in seiner Analyse der Mesalliance Graf Antons von Ysenburg-Ronneburg mit der Schäferstochter Katharina Gumpel. Ausgehend von der Überlegung, dass einer Eheschließung in der Vormoderne geradezu Verfassungsrang zukam, werden am spektakulären Einzelfall die folgenschweren Konsequenzen dargestellt und die Ambivalenz zwischen normativen und symbolischen Wahrnehmungen offenbart. Die Bedeutung der Frauen für den adeligen Familienverband wird im nächsten Beitrag eindrücklich: 1897 gründete Ida v. Kortzfleisch den Reifensteiner Verband, dessen Entwicklung und Zielsetzung Ortrud Wörner-Heil vorstellt. Durch den bis 1990 bestehenden Verband entstand ein neuer Schultyp, der die Schülerinnen sowohl für die Führung eines Haushaltes als auch für die Ausübung eines Berufes befähigen sollte. Wörner-Heil stellt heraus, dass der Adel, der mit fremden Normen und Gepflogenheiten konfrontiert wurde, seinerseits spezifische Kenntnisse und Leistungen in den Erziehungs- und Bildungsbereich der neuen Elite einbrachte und der Reifensteiner Verband sich durch Kontinuität im Wandel auszeichnete. Mit dem männlichen Part beschäftigt sich Eckhart G. Franz, der die unterschiedlichen Entwicklungen des Berufsbeamtentums in der inneren Verwaltung von 1821 bis 1945 präsentiert. Franz zeigt die Unterschiede zwischen den Landesteilen auf und weist nach, dass in Kurhessen und in Hessen-Nassau die Positionen in der Verwaltung zum größten Teil von Adelligen besetzt waren, im Großherzogtum Hessen-Darmstadt hingegen bürgerliche und adelige Juristen tätig waren. Selbst während des Dritten Reichs und darüber hinaus finden sich zahlreiche Adelige in den hessischen Verwaltungsbehörden. Den Abschluss des Bandes macht Conze mit seinem Beitrag über den Adel in der Gegenwart, über die gängigen Vorurteile und das Selbstverständnis der hessischen Adelligen. Er wirft fünf Thesen und Fragen auf, die zur Überlegung über die Relevanz des Adels im 21. Jahrhundert und über die wissenschaftliche Diskussion über den Adel in Vergangenheit und Gegenwart anregen. Insgesamt macht der reichhaltige Sammelband deutlich: Kulturwissenschaftler und Historiker interessieren sich seit ein paar Jahren verstärkt für ‚den‘ Adel. Ihre Forschungsergebnisse werden hier präsentiert und verhelfen zu einem angemessenen Verständnis spezifischer vergangener Lebenswelten, die bis heute prägend sind. Darüber hinaus wird ebenso deutlich, dass die Forschungen zum Adel und insbesondere zum Adel in Hessen noch längst nicht abgeschlossen sind, sondern dass vielfältige Fragestellungen aufgeworfen, unbeantwortet blieben und weitere Fragestellungen erst ermöglichen. Die vielfach beklagte Quellenlage tut ein übriges: In den adeligen Haus- und Familienarchiven ebenso wie in den (hessischen) Staatsarchiven wird noch so manch ungehobener Schatz verwahrt, dessen Erschließung neue Erkenntnisse zum Adel in Hessen beitragen kann – wie etwa das Archiv derer von Schütz und Holzhausen und Hohenfeld, das im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden noch immer seiner „Entdeckung“ harret (Abteilungen 125 und 126). Die hier versammelten Beiträge sind keine Präsentation von Ergebnissen, sondern eine Einladung zu intensivierter Recherche.

Wiesbaden

Pauline Puppel

Burg Hanstein. Zur 700-jährigen Geschichte einer eichsfeldischen Grenzfestung, hg. von Hans-Dieter von Hanstein, Duderstadt: Mecke Druck und Verlag 2008, 296 S. mit Abb., €19,95 (ISBN 978-3-936617-48-1).

Burg Hanstein liegt im Grenzgebiet von Thüringen, Niedersachsen und Hessen und verweist damit territorialgeschichtlich auf einen Geschichtsraum, der schon im späten Mittelalter durch vielfältige konkurrierende Kräfte geprägt war. Die gut erhaltene Burgruine ist heute wieder ein beliebtes Ausflugsziel, weshalb dieses Buch, das sich nicht nur an den historischen Fachmann wendet, gewiss auf breiteres Interesse stoßen wird. Viele der älteren und mittleren Generation werden Burg Hanstein auch noch aus der Zeit der deutschen Teilung in Erinnerung haben, als die Ruine unzugänglich im Sperrgebiet des Eisernen Vorhangs lag. Anlass der Publikation ist der urkundlich belegte Neubau der Burganlage 1308. Die insgesamt 20 Aufsätze des reich bebilderten Bandes reichen aber in lockerer chronologischer Folge von den Anfängen der Burg bis zur deutschen Teilung und der Neueröffnung der Anlage für den Besucherverkehr.

Nur einige Beiträge können hier hervorgehoben werden. Ein ausführlicher Überblick von Hans-Dieter von Hanstein orientiert über die Geschichte der Familie, die sich bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt und heute in mehreren Linien blüht. Die Burg ist älter als das nach ihr benannte Niederadelsgeschlecht und reicht bis ins 11. Jahrhundert zurück, wie Peter Aufgebauer in einem kleinen Beitrag über die Vorgängerburgen ausführt. Thematisches Herzstück des Bandes sind aber Aufgebauers Ausführungen über die „Grundsteinlegung“ 1308 und den Bau der heutigen Burg, denn ihr Neubau durch die Herren von Hanstein und ihre dortige rechtliche Stellung als Burgmannen des Mainzer Erzbischofs wurde von ihnen 1308 mit Erzbischof Peter von Aspelt urkundlich vereinbart (die S. 62 f. abgebildete und in deutscher Übersetzung abgedruckte Urkunde liegt übrigens nicht mehr im Hauptstaatsarchiv München, sondern im Staatsarchiv Würzburg). Die territoriale Konkurrenzsituation mit den Landgrafen von Hessen beleuchten u.a. zwei Aufsätze über die „Alte Burg“ beim Hanstein, die von Thomas Küntzel als Belagerungsburg gedeutet wird, und über die Errichtung der hessischen Burg Ludwigstein als „Gegenhanstein“ 1415 (dazu Peter Aufgebauer). Burg Hanstein entwickelte sich im Laufe des späten Mittelalters zur Ganerbenburg, weshalb das Zusammenleben der Familienzweige durch Burgfrieden geregelt werden mußte, wie Thomas T. Müller („Die Hand am Burgtor“) anschaulich für das 16. Jahrhundert zeigt. Aus dieser Zeit stammt auch die älteste Ansicht der Burg (S. 121). In einem weiteren Beitrag schildert Thomas T. Müller die Hinwendung der Herren von Hanstein zur Reformation („Der Abschied von den Heiligen“). Wie die Ausführungen von Elmar Golland über das 17. Jahrhundert zeigen, lebten die Familienzweige damals schon auf verschiedenen Rittergütern, doch wurde Hanstein als Stammburg noch notdürftig gepflegt, um dort die Familientage abhalten zu können. Auch diente die Burg weiter als Gefängnis, wie aus dem Beitrag von Hans-Dieter von Hanstein über das Gesamtgericht Hanstein hervorgeht, das als adliges Patrimonialgericht bis 1849 bestanden hat.

Weitere Beiträge des Bandes zeigen, wie die Burg im 19. Jahrhundert zunächst von der Burgenromantik (Peter Aufgebauer) und dann vom Denkmalschutz (Josef Keppler) erfasst und damit vor dem totalen Verfall bewahrt wurde. Die Geschehnisse der Burg in der DDR-Zeit werden von Josef Keppler ausführlich nachgezeichnet („Der Hanstein - eine Grenzburg inmitten Deutschlands“), wobei besondere Aufmerksamkeit den Sicherungsarbeiten gilt, die während der 80er Jahre durchgeführt wurden. Ein abschließender Beitrag dieses Autors stellt in einem Rundgang die Burg und die darunter gelegene spätgotische Kirche von Rimbach vor. Anlässlich des Burgjubiläums ist übrigens auch die zweibändige „Urkundliche Geschichte der

von Hanstein in dem Eichsfeld" (1856-1857), verfaßt von Carl Philipp Emil von Hanstein, im Verlag Mecke wieder nachgedruckt worden.

Das vorliegende Buch über die Burg Hanstein befriedigt in akzeptabler Weise heimatgeschichtliche Interessen, schöpft aber die Potenziale moderner Burgenforschung weder aus landesgeschichtlicher, noch aus burgenkundlicher Sicht aus. Das grundlegende Buch von Stefan Grathoff, Mainzer Erzbischofsburgen. Erwerb und Funktion von Burgherrschaft am Beispiel der Mainzer Erzbischöfe im Hoch- und Spätmittelalter (Geschichtliche Landeskunde 58, Stuttgart 2005), in dem Burg Hanstein häufig vorkommt, wird gar nicht zitiert. Bezüge zur neueren Burgenforschung in Thüringen, Niedersachsen und Hessen fehlen, obwohl der hier mit mehreren Beiträgen vertretene Peter Aufgebauer dazu wichtige Arbeiten beigesteuert hat (z.B. Burgenforschung in Südniedersachsen, Göttingen 2001). Aber angesichts der wissenschaftlichen Monita sollte man auch nicht aus dem Blick verlieren, das die Festschrift im Auftrag des Familienverbandes der von Hanstein herausgegeben wurde und dass auch das jahrhundertelange Bemühen der Familie um „ihre“ Burg ein Zeugnis der Geschichts- und Traditionspflege ist, das weitere Forschungen befördern könnte.

Leipzig

Enno Bünz

Wirtschafts-, Verwaltungs-, Verfassungs- und Sozialgeschichte

Die Kabinettsprotokolle der Hessischen Landesregierung. Kabinett Stock 1947-1950. Band 1: 1947-1948, hg. von Andreas HEDWIG in Zusammenarbeit mit Jutta SCHOLL-SEIBERT und Sabine PAPPERT (VHKN 79; Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen 21/1), LXXXVII, 831 S. m. 3. Abb., Historische Kommission für Nassau Wiesbaden 2008. €39,00 (ISBN 978-3-930221-20-2).

Eine historisch unerlässliche und wertvolle Dokumentation zur Politik der ersten gewählten hessischen Regierung nach dem Weltkrieg ist anzuzeigen, in dem vornehmlich die Beilagen besonders aufschlussreich und ergiebig sind. Da der Herausgeber nur „inhaltlich recht dürre Ergebnisprotokolle“ vorfand, die, einmal abgesehen vom dokumentarischen Wert des Beschlusscharakters, „für sich genommen wenig aussagekräftig sind“, ergänzte er die 119 Protokolle (vom Januar 1947 bis zum Dezember 1948) um höchst informative Anlagen zu Schwerpunktthemen der Verhandlungen. Denn in der Tat habe bereits im Vorjahr die Regierung Geiler veranlasst, von Wortprotokollen zu Verlaufsprotokollen überzugehen, die nun ihrerseits ganz überwiegend von Beschlussprotokollen abgelöst wurden.

Zu diesen historisch wertvollen und bislang m. E. noch nicht veröffentlichten Anlagen gehören staatsrechtliche Gutachten des Staatssekretärs Dr. Hermann L. Brill, z. B. dasjenige zur Rolle des Länderrats im Anschluss an die Rede Generals Clays vom 8.1.1947 (S. 22-28), wobei auch die Rede Clays im Wortlaut wiedergegeben ist. Überhaupt wird die herausragende Rolle der Beratungstätigkeit Hermann Brills, der neben Christian Stock zum engsten Wahlvorschlag für das Amt des Ministerpräsidenten gehört hatte, in zahlreichen Dokumenten deutlich (z.B. auch sein Bericht über die Beratungen einer deutschen Verfassung, S. 139-145). Unbekannt war bislang auch ein äußerst sorgfältiger und eingehender Untersuchungsbericht (31 Schreibmaschinenseiten) Dr. Eugen Kogons und Ferdinand Römhilds vom April 1947 über die Verhältnisse im Interniertenlager Darmstadt, den die Landesregierung wegen „angeblichen Bestehens von Konspirationen“ in Auftrag gegeben hatte (S. 100-114). Auch der aufgenommene Bericht des „Landesamtes für Vermögenskontrolle“ (S. 152-156), dem u. a. auch die Kontrolle ehemals jüdischen Besitzes oblag, ist informativ. Und Einblick in das Ent-

nazifizierungsverfahren gibt ein Wortprotokoll der Besprechung zwischen Vertretern der Militärregierung und dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Werner Hilpert „zur Beschleunigung der Entnazifizierungsfrage“ (S. 176-181) vom 9. 4. 1947. Beeindruckend erscheint auch die Rundfunkansprache James Newmans, des Direktors der Landesmilitärregierung, an die hessische Bevölkerung „betr. Ernährungslage“ vom 16. Mai 1947 (S. 218-222), um die Probleme des herrschenden Mangels an Lebensmitteln zu lösen. Großen Raum nahm die Zurückweisung der Angriffe der Kirchenleitung in Hessen und Nassau gegen die Entnazifizierung ein (S. 470 ff., S. 527 ff.) Kirchenpräsident Martin Niemöller hatte einen Vergleich der Entnazifizierung mit den Schreckensjahren unter dem NS-Regime gewählt und in einer Kanzelverkündigung vom 1.2.1948 die Gemeindeglieder aufgerufen, die Spruchkammerverfahren zu boykottieren. Das Kabinett stellte sich daraufhin einstimmig hinter Befreiungsminister Binder und betonte, dass es erwartet hätte, „dass die Kirchenleitung in ihrer Kanzelverkündigung auch ein Wort für die Opfer des Naziregimes gefunden und die Forderung nach der Barmherzigkeit durch die Verpflichtung der Gerechtigkeit ergänzt hätte“ (S. 470). Binders differenzierend argumentierende Stellungnahme (S. 475-477), die die Angriffe der Kirchenleitung eingehend zurückwies, ist im Wortlaut wiedergegeben.

Freilich finden sich in den dürren Beschlussprotokollen auch zahlreiche wertvolle Hinweise, so z. B. die (weit blickende?) auf die Aufsicht und Dezentralisierung der Großbanken Deutsche Bank, Dresdner Bank und Commerzbank (S. 209, 237) oder auf die Erwähnung eines, vermutlich des ersten hessischen „Gedenktags für die Opfer des Faschismus“ am 12. September 1948 (S. 639, 643 f.), der anscheinend in den folgenden Jahren nicht mehr begangen wurde.

Die ausgezeichnete Einleitung des Herausgebers gibt zugleich einen guten Einblick in die Politik des Landes Hessen in den Anfangsjahren der neuen Regierung. Die Biogramme der Regierungsmitglieder, die hilfreichen Sachanmerkungen und Quellen- und Literaturhinweise wie auch die Anordnung der Edition und die Gestaltung unterstreichen den Wert dieser vorbildlichen landesgeschichtlichen Dokumentation.

Kassel

Dietfrid Krause-Vilmar

Gerhard AMMERER, Elke SCHLENKRICH, Sabine VEITS-FALK, Alfred Stefan WEIß (Hg.): *Armut auf dem Lande. Mitteleuropa vom Spätmittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*, 231 S., Böhlau Verlag Wien, Köln, Weimar 2010. €35,00 (ISBN 978-3-205-78495-1)

Das Thema Armut – einschließlich des Bettelns als besonders krasse Erscheinungsform von Armut – zählt zweifelsohne zu den großen und wichtigen historischen Themen. Hierbei gibt es eine Vielfalt an thematischen und methodischen Ansätzen und Zugängen, in die unter anderem Impulse aus der Kulturgeschichte, der Historischen Anthropologie und Kriminalitätsforschung sowie der Sozialgeschichte der Medizin hineinwirkten und so die Einblicke in das komplexe Phänomen der Armut erweiterten. In der Vergangenheit konzentrierte sich die Forschung dabei, nicht zuletzt bedingt durch die gute Quellenlage, weitgehend auf die institutionalisierte Armenpflege der Städte, während der ländliche Raum mit seinen Fürsorgeeinrichtungen kaum eine Rolle spielte. Dieses Desiderat aufgreifend stellt der vorliegende Sammelband nunmehr erste Ergebnisse neuerer Forschungsarbeiten vor.

Das von Gerhard Ammerer (Professor für Österreichische Geschichte an der Universität Salzburg), Elke Schlenkrich (Privatdozentin an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina Frankfurt / Oder), Sabine Veits-Falk (Historikerin am Stadtarchiv Salzburg und Lehrbeauftragte an der Universität Salzburg) und Alfred Stefan Weiß

(Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg) herausgegebene Buch vereint insgesamt neun Beiträge namhafter Wissenschaftler aus Österreich und Deutschland, die sich einerseits mit den Aspekten Armenmentalität, Umgang mit Krankheit im Dorf sowie bettelnden Frauen und Überlebensstrategien von Nichtsesshaften beschäftigen, andererseits den Alltag in ländlichen Hospitälern, den Fürsorgetransfer von der Stadt auf das Land und die ländliche Armut im regionalen Vergleich in den Fokus ihrer Betrachtung rücken.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes basieren auf der vom 24. bis 27. September 2008 in Salzburg stattgefundenen Tagung „Armut auf dem Land in Mitteleuropa vom Spätmittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“. Wie die Herausgeber in ihrer Einführung festhalten, stand die Veranstaltung in Themenwahl und Zeitplanung in enger Beziehung zu dem Leipziger Historiker Helmut Bräuer, dessen 70. Geburtstag den Anlass dafür bildete, die Verdienste und das Wirken des Jubilars in der Armutsforschung angemessen zu würdigen. Das Tagungsthema sei dabei bewusst auf den ländlichen Raum fokussiert worden, weil für diesen im Vergleich zu dem für die Städte erreichten Stand der Untersuchungen noch „erhebliche Forschungslücken“ zu schließen sind. Untersuchungen, die sich dezidiert mit Armut auf dem Land befassen und die vor allem darauf abzielen, den Zusammenhang zwischen Armut, Fürsorge, Armenpolitik und sozialem Wandel in ländlichen Gebieten zu erforschen, seien bis vor wenigen Jahren noch die Ausnahme gewesen.

Zur Bedeutung ihrer Veröffentlichung halten Ammerer, Schlenkrich, Veits-Falk und Weiß wörtlich fest: „Die im Tagungsband versammelten Studien, die unter anderem auch Teil- bzw. Zwischenergebnisse aus in Arbeit befindlichen Forschungsprojekten zu Diskussion stellen, leisten weitere wichtige Beiträge für die Vermessung des weiten Forschungsfeldes ‚Armut auf dem Land‘. Hierbei reicht im Tagungskontext die zeitliche Spannweite vom Mittelalter bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts. Hinsichtlich der zu untersuchenden Räume werden Forschungs sonden in der Grafschaft Essex, den Herzogtümern Schleswig und Holstein, in Hessen und Sachsen (nebst inkorporierter Oberlausitz) gelegt und darüber hinaus in (Nieder-) Österreich, im Land Salzburg sowie in den Herzogtümern Kärnten und Steiermark“ (S. 10)

Trotz ihrer forschungsgeografischen und zeitlichen Differenziertheit würden die Tagungsbeiträge erhebliche gemeinsame Schnittmengen aufweisen, wobei die Autoren einen Perspektivenwechsel hin zu den Lebensumständen der Betroffenen vollzogen hätten, „indem sie einen subjektzentrierten und mikrohistorisch orientierten Untersuchungs zugang wählten, sich ein umfangreiches Quellenkorpus zur Beantwortung ihrer forschungsleitenden Fragen zu Nutze machten, das normative Bestimmungen, quantifizierbares Material, Verhörprotokolle, Supplikationen und Gutachten enthält. Sie kombinieren sozial- und kulturhistorische Auswertungsmethoden miteinander, um so die Lebensumstände und Überlebensstrategien, die Erfahrungen und Handlungs(spiel)räume der armen Leute inklusive der Bettler und Vaganten auszuleuchten“ (S. 11).

Insgesamt betrachtet bereichert das lesenswerte Buch, das eine Vielzahl neuer Einblicke in das komplexe Phänomen der Armut gewährt, nicht nur die historische Armutsforschung, es wirkt auch wohltuend anregend für die weitere Beschäftigung mit der Geschichte der Armut.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Rhönsprudel. Portrait eines mittelständischen Familien-Unternehmens. Wissenswertes über Wasser und Mineralwasser, o. O., o. J. [2011], 174 S., zahlr. Abb.

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich weniger um eine geschichtliche Darstellung eines Unternehmens als um ein marketingorientiertes Werbebuch für eines der bekanntesten

hessischen Mineralwässer. Die historische Darstellung des Unternehmens beschränkt sich auf einige Angaben zu Georg Ignazius Weikard, der im Jahr 1781 die Weyherser Stahlquelle fasste und somit als Begründer des Unternehmens Rhönsprudel gelten kann. Sein Bruder, Dr. Melchior Adam Weikard, Leibarzt des Fuldaer Fürstbischofs Heinrich von Bibra und ab 1784 zugleich Hofarzt der russischen Zarin Katharina II., unterstützte ihn bei diesem Vorhaben.

1812 wurde der Weyherser Stahlbrunnen gegründet, und 1818 dank einer königlichen Verleihungsurkunde konnte an den Quellen eine Kurbadeanstalt sowie eine Gastwirtschaft betrieben werden. Ab 1895 wurde das Wasser bereits unter dem Namen Rhönsprudel in Glasflaschen abgefüllt und der Markenname Rhönsprudel beim Patentamt eingetragen. Seit 1911 ist das Unternehmen im Besitz der Familie Schindel, in diesem Jahr erwarb Philipp Schindel die Quelle und begründete damit die Tradition des Mineralbrunnens Rhönsprudel als Familienunternehmen. Eine kurze Zeittafel informiert über wichtige Stationen der Entwicklung sowie über neue Produkte. Das Buch bietet zudem kurze Informationen zu den einzelnen Mitgliedern der Familie bis hin zu den Vertretern der folgenden Generation, die sich noch im Studium der Betriebswirtschaftslehre befinden. Neben der Zusammensetzung des Wassers erfährt man etwas über die Wirkung von Mineralwässern. Daneben werden auch Vertreter einzelner Berufsgruppen des Unternehmens vorgestellt. Das reich bebilderte Werk wendet sich an Interessenten des Produktes, bietet historisch Interessierten hingegen nur wenige Informationen.

Marburg

Christoph Friedrich

Thomas SCHINDLER und Carsten SOBIK (Hg.): Das Amt. Alltag, Verwaltung, Öffentlichkeit (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 46), 208 S., zahlr. s/w Abb., Jonas Verlag Marburg 2010. €30,00. (ISBN 978-3-89445-431-9).

Der Begriff „Amt“ erinnert noch immer daran, wie ungleich wir Menschen leben: als Verwaltende und als Verwaltete. Obwohl dieser Gegensatz dem modernen Demokratieverständnis und unserem Grundgesetz widerspricht, ist er selbst durch eine veränderte Terminologie (z. B. „Agentur“ und „Kunde“) nicht aus der Welt zu schaffen. Dabei könnte das Problem durchaus positiv interpretiert werden, wie Kai-Detlev Sievers in seiner kurzgefassten „Kulturgeschichte des Amtes“ verdeutlicht, wenn er - mit Jacob Grimm - das Amt als *eins unserer ältesten wörter* sieht, das den Diener zeigt, der *seinem herrn zur achsel, zu den füßen, im rücken oder gegen den rücken* stand (S. 10). Die Betonung des dienenden Charakters eines jeden Amtes kann ideologische Spannungen entschärfen und zum freieren Umgang mit der Dauerproblematik führen.

Der vorliegende Sammelband, der das Thema in zahlreichen Facetten (einschließlich der stereotypen Karikaturen) durchdekliniert, will hierzu beitragen. Allerdings werden die meisten Nuancen allzu kurz angerissen und erfordern intensive eigene Weiterarbeit. Fertige Konzepte werden nicht geboten. Hierdurch wird der Reiz der Lektüre jedoch erheblich vergrößert. Ein anregendes Büchlein!

Kassel

Christian Hilmes

Dieter STOCKMANN: Strecke 46. Die vergessene Autobahn, Veitshöchheim: 3. überarb. und erg. Aufl. 2007, 207 S., zahlr. Abbildungen, Veitshöchheim 2010. €29,95 (ISBN 978-3-9811192-0-6).

Mit dem Thema „Autobahnen und Nazi-Zeit“ kann heute jede Talkshow gesprengt werden. Umso erfreulicher ist es, dass es solide und gut verständlich gearbeitete Veröffentlichungen gibt, wie das Buch von Dieter Stockmann. Es handelt sich um einen wichtigen Beitrag sowohl zur Technik als auch zur Kulturgeschichte des Autobahnbaus. Die Strecke 46 ist der Vorläufer der heutigen Autobahn 7 zwischen Fulda und Würzburg, sie sollte von Fulda über Sinnatal, Karlstadt und Veitshöchheim nach Würzburg führen, etwas westlicher als die dann realisierte A 7. Anlass für die Entstehung des Buches war die Tatsache, dass zahlreiche Bauwerke dieser nie fertig gestellten Autobahn in der Landschaft des Spessarts zu entdecken sind. Der Autor hat mit Akribie alle noch erkennbaren Details zusammen gestellt, zahlreiche Akten eingesehen und viele Zeitzeugen befragt. Inzwischen ist nicht zuletzt durch sein Engagement die Strecke 46 unter Denkmalschutz gestellt.

Das reich bebilderte und illustrierte Buch behandelt alle relevanten Fragen des Autobahnbaus. Es gibt eine knappe Einführung in die Planung des Autobahnnetzes in Deutschland und räumt damit gleichzeitig mit der Legende auf, die Nazis hätten gewissermaßen die Autobahn „erfunden“, denn genau das Gegenteil ist der Fall. Während die NSDAP vor 1933 dem Autobahnbau kritisch gegenüber stand, nutzte sie erst nach 1933 alle Möglichkeiten, das Projekt Autobahn bei nicht mehr vorhandenem demokratischem Diskurs durchzusetzen. Wie sich das vor Ort darstellte, hat der Autor beeindruckend unter Kapitel 15.6. „Enteignung, Inanspruchnahme von Grund und Boden, Schaffung von Baurecht“ aufgezeigt. Der Autor beleuchtet sorgfältig in der gebotenen Kürze alle Aspekte der Organisation von der Berufung des „Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen“ Fritz Todt über die Finanzierung bis zur Propaganda. Auch die Frage der militärischen Nutzung lässt er nicht außer Acht.

Den größten Teil der Veröffentlichung nimmt die regionalhistorisch interessante „Strecke 46“ ein. Der Autor dokumentiert die Planung des gesamten Streckenverlaufes. Er erwähnt die ausführenden Firmen und die in Rechnung gestellten Kosten der einzelnen Projekte. Da zahlreiche Bauwerke entlang der Strecke nach wie vor zu erkennen sind, stellt er aktuelle Fotos in Beziehung zu Bildern aus der Bauzeit. Fehlen entsprechende Fotos, zieht der Autor vergleichende Darstellungen von Autobahnprojekten aus dieser Zeit heran, die ein lebendiges Bild über den Bau, die technischen Herausforderungen und Besonderheiten sowie die Ingenieursleistungen dieses damals noch neuen Betätigungsfeldes geben. Weiterführende Zeichnungen zu den technischen Einzelheiten des Autobahnbaus (Querschnitte, Fahrbahnbreite, Brückenbauwerke, Baupläne, Landschaftszeichnungen, Planungskarten usw.) sowie Schriftdokumente sind dargestellt. Mithilfe des ausführlichen Literaturverzeichnis können weitere Aspekte dieses Themas erschlossen werden. Ein Buch zum Thema Autobahnbau wäre unvollständig, würde nicht auch der soziale Aspekt zur Sprache kommen. Der Autor widmet daher eigene Abschnitt (22.4-7.) der sozialen Thematik und ermöglicht dabei einen wichtigen Einblick in die Arbeits- und Freizeitbedingungen von Arbeitern in der NS-Zeit. Beispielhaft wird deutlich, mit welchen positiven Rahmenbedingungen der NS-Staat seine Arbeiter umwarb. Dies dürfte wiederum die Verwurzelung der Arbeiterschaft im NS-Staat gefördert haben. Auch die Bewohner vor Ort profitieren vom Autobahnbau, beispielsweise durch die Vermietung von Räumen und die Bereitstellung von Wagen. Da es mit Kriegsbeginn bereits einen Mangel an Arbeitskräften gab, mussten auch Dienstverpflichtete im Spessart arbeiten. Zwangsarbeiter wurden – anders als nachweislich

z. B. beim Bau der heutigen A4 zwischen Gerstungen und Wommen – nicht eingesetzt, was seinen Grund darin hat, dass die Arbeiten am Bau der Strecke 46 kriegsbedingt bereits 1940 eingestellt wurden. Zum Abschluss dokumentiert der Autor die Situation nach dem Krieg. Entgegen der Überlegungen den Bau wieder aufzunehmen, wurde schließlich in den 60er Jahren die A 7 weiter östlich durch Rhön und Spessart gebaut, die vorhandene Trasse verfiel oder wurde zurück gebaut. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem hessischen Abschnitt Strecke 46, der späteren A 7 vom Kirchheimer Dreieck bis Fulda. Der Anhang besteht aus einem ausführlichen Literaturverzeichnis, einer Dokumentation aller geplanter und realisierter Bauwerke und einer topographischen Karte mit der detailliert eingezeichneten Strecke.

Dieter Stockmann ist ein interessantes und gut lesbares Werk gelungen, das nicht zu Unrecht bereits in 3. Auflage erschienen ist. Bleibt zu hoffen, dass Historiker und Heimatforscher auch in anderen Regionen sich der Geschichte des Autobahnbaues annehmen. Denn auch wenn ihr Bau in politisch dunkler Zeit ihren Anfang hatte, gehören diese zu historischen Bauwerken und spiegeln technischen Entwickelergeist wider – außerdem benutzen wir heute mehr denn je Autobahnen völlig selbstverständlich.

Freigericht-Somborn

Michael Lapp

Wissenschafts-, Medizin- und Rechtsgeschichte

Die Charité. Geschichte(n) eines Krankenhauses, hg. v. Johanna BLEKER, Volker HESS, 299 S., 45. Abb., 7 Pläne, Akademie Verlag Berlin 2010. € 69,80 (ISBN 978-3-05-004525-2).

Die 1710 als Pesthaus erbaute und nach 1727 mit dem Namen Charité versehene Einrichtung gilt heute als das größte Universitätsklinikum Europas. Anlässlich ihres 300sten Geburtstages widmet sich der vorliegende Sammelband einer chronologisch angelegten Wiedergabe der wechsellvollen Geschichte des Krankenhauses. Dabei sollen, so die Herausgebenden in ihren einleitenden Worten, vor allem diejenigen im Fokus stehen, welche eine derartige Einrichtung ausmachten und immer noch ausmachen: die Kranken und das medizinische Fachpersonal. In Anlehnung an das Leitbild der Charité „Heilen – Helfen – Forschen – Lehren“ (2010) lässt sich der Band dabei von Fragen nach Behandlungsmöglichkeiten, den dabei entstehenden Kosten, der Vermittlung medizinischer Wissenschaft gegenüber den Kranken, dem Anteil der Forschung respektive dessen Integration in den Krankenhausbetrieb leiten. Somit zeichnet er ein Bild, welches das Spannungsverhältnis zwischen Krankenversorgung und akademischer Forschung sowie Lehre quasi seit Bestehen der Einrichtung verdeutlicht, dessen Problematik gerade auch vor dem Hintergrund regelmäßiger politisch verordneter Einsparungen immer wieder verstärkt vor Augen tritt.

Hinsichtlich verschiedener medizinischer Fachgebiete wurden in dem Sammelband solche Schwerpunkte gesetzt, die nach Meinung der Herausgebenden und des derzeitigen Forschungsstandes die jeweilige Entwicklung der zeitgenössischen Medizin unter besonderer Berücksichtigung der Charité entsprechend charakterisiert. In Umsetzung dieses Ansatzes werden für die Jahre 1710 bis 1790 die ledigen Schwangeren und die Behandlung der Venerischen in den Mittelpunkt gestellt. Der Zeitraum 1790 bis 1820 beleuchtet die Anfänge der wissenschaftlichen Psychiatrie, 1820 bis 1850 umfasst die Etablierung der klinischen Wissenschaft, 1850 bis 1890 zeigt den Weg zur modernen Chirurgie auf, 1890 bis 1918 beschreibt die Etablierung der Kinderheilkunde und das Kapitel 1918 bis 1933 konzentriert

sich vorrangig auf die Dermatologie und Neurologie. Für die Geschichte der Charité unter dem NS-Regime, der Nachkriegs- und DDR-Zeit konnte eine derartige Herangehensweise allerdings aufgrund von Forschungslücken und der Entwicklung der gegenwärtigen Medizin nicht durchgehalten werden. Stattdessen wurden die Auswirkungen der politischen Systeme auf die Charité in den Fokus der Untersuchungen gestellt.

Ilona MARZ stellt im ersten Beitrag des Bandes das Charité-Lazarett (1710-1790) vor. Sie zeichnet die Entstehung eines „Pesthauses“ nach, welches nach Abebben der Krankheit als Ausweich-Lazarett für kranke Soldaten diente, bevor es 1726 auf königlichen Befehl hin als ständiges Lazarett mit angeschlossener praktischer Ausbildungsstätte für angehende Militärchirurgen bestimmt wurde. Marz beleuchtet anschließend Räumlichkeiten, Finanzen, Personal sowie Patienten dieses Lazarettes, wobei sie für die einzelnen Jahrzehnte die Aufnahme(gründe) und Sterblichkeitsraten letztgenannter festhält. „Mit der Aufnahme der unehelich Schwangeren in die Charité wurde ein neuer Weg beschritten, dem Kindsmord vorzubeugen [...]“, (S. 34) was MARZ exemplarisch mit Hilfe des Patientinnenschicksals der schwangeren und geschlechtskranken Marie S. aufzeigt. Das u. a. durch Überfüllung, Raumnot und schlechte sanitäre Verhältnisse (und chronische Unterfinanzierung) geprägte negative Bild des (Armen-)Krankenhauses Berlins in der Öffentlichkeit blieb trotz Neubauten bis zum 19. Jahrhundert erhalten.

Volker HESS befasst sich in seinem anschließenden Artikel mit der Versorgung Geisteskranker in der Charité des frühen 19. Jahrhunderts. Anhand der Therapie des aus dem sächsischen Luckau stammenden „irren“ Patienten Christian Friedrich Baudius wird die Entwicklung der Charité hin zu einer medizinischen Behandlungsinstitution nachvollzogen. Ursprünglich als Übergangslösung gedacht, „wurde mit der Einrichtung einer eigenen Abteilung den Irren ein Krankenstatus zuerkannt“ (S. 45). Sie entwickelte schnell zur größten Irrenanstalt Preußens und deren medizinische Versorgung, physische nebst psychische Erziehung sowie Krankenstandsdokumentation nach wissenschaftlichen Grundsätzen wurde zunehmend nicht nur seitens der Berliner Bevölkerung goutiert, sondern erfuhr weit über Berlins Grenzen hinaus Wertschätzung erfuhr und besaß Vorbildfunktion. Darüber hinaus wurde die Charité um 1800 durch den für künftige Mediziner verpflichtenden Besuch des *Klinischen Kursus* endgültig zum Klinikum, zu einer praktisch-medizinischen Ausbildungseinrichtung für die Militär- und zivile Medizin erhoben.

Fieberbehandlung und klinische Wissenschaft für die Zeit 1820-1850 bilden den Fokus des nächsten, ebenfalls von Volker HESS verfassten, Beitrages. Mittels der Krankengeschichte des Schuhmachergesellen Heinrich Götze erläutert Hess die zeitgenössische Kontroverse um „die Frage, ob die klinische Beobachtung hinreichend für die Abgrenzung und Bestimmung einer Krankheit sei, auch wenn sich diese diagnostische Entität (noch) nicht anhand makro- und mikroskopischer Gewebeveränderungen oder nachweisbarer Störungen der physiologischen Abläufe begründen lasse“. (S. 71) Zudem veranschaulicht die Krankenversicherung Götzes, der somit nicht mehr als „armer Kranker“ galt, sondern einen neuen Patiententyp repräsentierte, die Vorreiter-Rolle der Charité bei der Reorganisation des Berliner Gesundheitswesens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Letztlich wird durch die an Götze vollzogenen therapeutischen Ansätze und die systematische Aufzeichnung von Messdaten körperlicher Reaktionen der Übergang von einer naturhistorischen in eine naturwissenschaftlich orientierte Klinik deutlich. Damit einher ging, so Hess, die langsame Umwandlung von Krankenabteilungen der Charité in eigenständige Kliniken.

Gerhard BAADER, Thomas BEDDIES und Marion HULVERSCHEIDT widmen sich anschließend der Chirurgie und naturwissenschaftlichen Medizin des Zeitraumes 1850-1890. Dazu zählte als Beispiel der Modernisierung der Medizin auf der Grundlage naturwissen-

schaftlicher Fächer vor allem die Einführung der Antiseptik in den Alltag der Chirurgie seitens Rudolf Virchows und die Anwendung der Methodik der aseptischen Wundbehandlung durch Adolf Bardeleben. Trotz der nunmehr engen Verflechtung empirisch-experimenteller Forschung mit klinischen Fragestellungen zu einem neuen therapeutischen Konzept konnte – so die Autorin und die Autoren – „das Spannungsverhältnis zwischen der primären Aufgabe der Ausbildung der Militärärzte, der nachgeordneten Bestimmung zur Versorgung der armen Kranken [...] und schließlich der [Aufgabe] neuer Anforderungen [an] universitäre Forschung und Lehre nicht im Sinne einer Akademisierung gelöst werden“. (S. 100 f.) Wenn auch Forschungen und praktische Umsetzung auf dem Gebiet der Antiseptik und Asepsis die Grenzen zwischen Charité und Universität durchlässig werden ließen, so blieb die nach wie vor militärärztlich dominierte Chirurgische Klinik der Charité weiterhin an den Bedürfnissen einer entsprechend orientierten Massenmedizin ausgerichtet.

Die gleiche Autorengruppe zeichnet auch für die folgenden beiden Beiträge verantwortlich. So stehen zunächst Errichtung und Ausbau einer eigenen Kinderklinik in der Charité sowie die Kinderheilkunde unter Eduard Henoch und Otto Heubner für den Zeitraum 1890 bis 1918 im Zentrum der Ausführungen. Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte letztendlich als Konsequenz der Weiterführung des Wissenschaftsbetriebs Charité im Sinne eines modernen Krankenhauses mit Spezialabteilungen und entsprechender technischer Ausstattung deren allgemeiner Neu- und Umbau. Vor dem Hintergrund des zeitgenössischen „Wettstreits“ der Nationen um die Vermehrung des gesunden Nachwuchses sind, so das Autorenteam, schließlich auch die Einrichtung des ersten Lehrstuhls für Kinderheilkunde an der Berliner Universität und die Errichtung der Kinderklinik an der Charité als Bestandteil einer staatsbürokratisch agierenden Wissenschaftspolitik zu interpretieren. Dazu trat das Ziel der Verringerung der hohen Säuglingssterblichkeit, die Bekämpfung von (Kinder-)Krankheiten wie Tuberkulose, Rachitis und Diphtherie – die oft Folge schlimmster Wohnverhältnisse waren – sowie die Eindämmung ihrer Verbreitung. Dies schlug sich auf die bauliche Funktionalität, Ausstattung und innere Organisation der neuen Kinderklinik nieder. „Im Ergebnis wurde die Charité mit dem Reformprozess um 1900 ziviler,“ (S. 145) den medizinischen Erfordernissen und auch gesellschaftlichen Veränderungen angepasst, schließen die Autorin und der Autoren.

Der nächste Abschnitt des Autorenteam beschäftigt sich mit „Syphilis in Therapie und Forschung 1918-1933“. Die ursprünglichen Abteilungen für Syphilitiker und für Irre an der Charité (die späteren Kliniken für Haut- und Geschlechtskrankheiten sowie für Psychiatrie und Neurologie) wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die planvolle Entwicklung und Verfahrenseinführung zu Syphilisdiagnostik und -therapie einbezogen. Die Syphilis galt in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts neben der Tuberkulose als wichtigste Bedrohung der Volksgesundheit, deren Erkrankungsrisiko in den Städten weitaus höher eingestuft wurde als auf dem Land. Durch die Eingliederung der Charité-Abteilungen in die universitäre Ausbildung und die damit einhergehende Auflockerung von Einstellungsbeschränkungen konnten auch Frauen als medizinische Assistentinnen beschäftigt werden – was zuletzt eine Vorreiterrolle für diejenigen beiden Fachbereiche bedeutete, in denen Sexualität und geschlechtliche Differenzierung eine besondere Rolle spielten. Die Verknüpfung klinischer Tätigkeit und medizinischer Forschung auf dem Gebiet der Syphilis und ihrer Folgeerkrankungen unterstreichen, so die Autorin und die Autoren, die immer enger verbundenen Institutionen Charité und Universität, was auch durch die Schließung der militärärztlichen Akademie und den Statusverlust eines militärischen Lehrkrankenhauses für die Charité 1919 erleichtert wurde.

Der Entwicklung der Charité unter dem NS-Regime widmet sich der Beitrag von Udo SCHAGEN und Sabine SCHLEIERMACHER. Sie beschreiben die Radikalisierung der Medizin

unter den politisch-ökonomischen Bedingungen des Nationalsozialismus und ihre Konzentration auf die Denkmuster der Eugenik und Rassenhygiene, was auch die Charité erreichte. Die „Arisierung“ und „Gleichschaltung“ von Wissenschaftlern, die Aufhebung gewachsener (Verwaltungs-)Strukturen und die Einführung des „Führerprinzips“ machten vor dem wichtigsten Ausbildungs Krankenhaus der Berliner Universität nicht Halt. Mehrere leitende Ärzte der Charité lieferten Inhalt und Methode für das Ziel einer biologistisch ausgerichteten Gesundheits- und Bevölkerungspolitik, schürten die Akzeptanz nationalsozialistischer Vernichtungspolitik, beteiligten sich schlussendlich selbst an der Vorbereitung und zum Teil Durchführung von Menschenexperimenten. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums von 1933 leistete über die Kategorisierung als „nicht arisch“ hinaus auch der Entlassung unliebsamer Kolleginnen und Kollegen aus dem Dienst Vorschub, deren Anzahl wohl nicht mehr vollständig zu klären sein wird. Über 40 Prozent von Mitgliedern der Medizinischen Fakultät verlor die Lehrbefugnis, was mit der Vernichtung beruflicher Existenz einherging. Wohl auch aufgrund dessen, dass zwischen medizinischen Funktionsträgern und NS-Verantwortlichen eine Art „Kollaborationsverhältnis (S. 185) bestand, regte sich Widerstand gegen das Regime nur in geringem Maße.

Udo SCHAGEN und Sabine SCHLEIERMACHER befassen sich anschließend mit der „Charité in Trümmern“ der Jahre 1945-1949. Nachdem die Charité im Mai 1945 zu großen Teilen zerstört war, gehörte angesichts der katastrophalen hygienischen Verhältnisse in der Stadt die Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit des Krankenhauses (nebst Entnazifizierung des Personals) zu den ersten Maßnahmen der alliierten Siegermächte. So wurde das in der sowjetischen Besatzungszone befindliche Krankenhaus zur größten Baustelle Berlins. Aufgrund der nationalsozialistischen Verstrickung des überwiegenden Teils von medizinischem Fachpersonal konnten Art und Umfang der politischen Säuberung allerdings nicht in gleichem Maße wie bei anderen Berufsgruppen vollzogen werden – dies wäre einem Zusammenbruch der medizinischen Versorgung gleichgekommen. Wenn auch die Entnazifizierung im Ostteil Berlins entschlossener als in den Westzonen bewerkstelligt wurde, so kommen die Autorin und der Autor doch zu folgendem Schluss: „Verglichen mit dem Personalaustausch der nach 1933 aus politischen und rassistischen Gründen durchgeführt wurde, war der in der SBZ und später in der DDR politisch gewollte Elitenaustausch eher ineffektiv“. (S. 200)

Im letzten Großkapitel des Bandes untersuchen Sabine SCHLEIERMACHER und Udo SCHAGEN die Rekonstruktion und Innovation der Charité für die Jahre 1949 bis 1961. Neben der Beseitigung von Kriegsschäden standen diese Jahre im Zeichen der Vereinheitlichung von Verwaltungs- und Organisationsstrukturen, der Zusammenführung medizinischer Forschung und Lehre sowie der Versorgung der Kranken und schlussendlich der Rekonstruktion und Modernisierung der Krankenhausgebäude. Die Personalknappheit (Entlassungen im Zusammenhang mit dem Entnazifizierungsverfahren, Abwanderung aus der DDR) sollte sich bei steigenden Krankenzahlen als großes Problem der ersten Nachkriegsjahre erweisen. In den 50er-Jahren waren führende Wissenschaftler der Charité an den zentralen wissenschaftlichen Beratungsgremien der staatlichen Verwaltung beteiligt. Während des Aufbaus des Gesundheitswesens der DDR sollte sich die Charité zu einem „Gesundheitszentrum“ entwickeln, welches – ohne Vernachlässigung von Forschung und Lehre – der Prophylaxe und der Gesundheitserziehung der Bevölkerung zugewandt war. Neben der SED begann auch das MfS Einfluss auf die Entwicklung der Charité und ihrer Beschäftigten zu nehmen, um der „Republikflucht“ Einhalt zu gebieten und Kontakte zum „Westen“ zu überwachen. Nach dem Mauerbau 1962, welcher nicht ohne Auswirkungen auf die Medizinische Fakultät der Charité blieb, ist der Autorin und dem Autor zufolge „die III. Hochschulreform (1965-1971) als das einschneidendste Ereignis hochschulpolitischer Entschei-

dungen in der DDR anzusehen“, (S. 241), was in ihren Auswirkungen auf die Charité allerdings noch nicht ausreichend erforscht sei.

Volker HESS deutet in seinem Epilog den Mauerbau als Zäsur, deren Bedeutung für die Charité ebenfalls erst in Ansätzen erfasst ist. Zumindest lässt sich jedoch feststellen, dass die Mauer für die Ausbildung weiterer personeller und verwaltungstechnischer Strukturen an der Charité eine gewisse Stabilität darstellte. Um dies näher zu beleuchten, fordert Hess eine Forschung ein, die „mit den Vorurteilen umzugehen weiß, die aus dem stets nahe liegenden Ost-West-Vergleich resultieren“. (S. 243) Hess' Ausführungen zu der die Jahrhunderte überdauernden unzureichenden materiellen Ausstattung der Charité erscheinen angesichts leerer Kassen und der aktuellen Diskussion um die Möglichkeit einer Millionenfinanzierung im Jahr 2011 aktueller denn je.

Den Band beschließen ein Anmerkungsapparat, Tabellen und Lagepläne, ein Literaturverzeichnis sowie ein Namens- und Sachregister. Das Buch besticht durch seine durchweg gut lesbaren Beiträge. Einem roten Faden gleich werden längere Quellen- und Aktenzitate als „Fallbeispiele“ an den Beginn der jeweiligen Abschnitte gestellt, was den Einstieg nicht nur erleichtert, sondern auch spannend macht. Die Einbettung der Geschichte der Charité in den politisch-wirtschaftlich-sozialen Kontext eröffnet wesentliche Einblicke in die jeweiligen Grundströmungen der Zeit. Den durchweg positiven Gesamteindruck stört lediglich ein – vor allem im Anmerkungsapparat zum Tragen kommendes – sehr oberflächliches Lektorat, was sich neben grammatikalischen Schwächen auch in der fehlerhaften Nummerierung von Tabellen bzw. Fußnoten bemerkbar macht.

Dem Wunsch, dass weitere Forschungen Wissenslücken in der Entwicklung der Charité schließen mögen, die – so möchte man hinzufügen – dann hoffentlich in ähnlich fundierter Weise publiziert werden, kann sich seitens der Rezensentin nur vollends angeschlossen werden.

Dresden

Alexandra-Kathrin Stanislaw-Kemenah

Gerrit RUWE, Monika SCHÖPPNER (Hg.): Chronik der Marienschule [Fulda] für die Schuljahre 2007/2008 und 2008/2009. Bilder, Vorbilder, Visionen. 275 Jahre Marienschule Fulda 1733-2008, 200 S., 195 Abb., Michael Imhof Verlag Petersberg 2009. €11,00 (ISBN 978-3-86568-577-3)

Im Jahre 2008 konnte die Marienschule Fulda ihr 275-jähriges Bestehen feiern. Am 1. September 1733 waren die ersten sechs Schwestern des Instituts Beatae Mariae Virginis der Englischen Fräulein – heute Maria-Ward-Schwestern – aus München kommend in Fulda eingetroffen. Kurz zuvor hatte die Oberin des Augsburger Hauses, Maria Anna de Chester, eine Engländerin, den festen Entschluss gefasst, in Fulda, der Stadt des heiligen Bonifatius und der heiligen Lioba, eine Mädchenschule unter der Leitung von Maria-Ward-Schwestern zu gründen.

Die Marienschule Fulda, eine staatlich anerkannte Privatschule (mit Mädchengymnasium, Fachschule für Sozialpädagogik und Berufsfachschule für Sozialassistenten) in freier katholischer Trägerschaft, sieht ihre Aufgabe darin, ihre Schülerinnen zu verantwortungsbewussten Frauen zu erziehen, indem über die intellektuelle Leistung hinaus die ganzheitliche Entfaltung ihrer Persönlichkeit und ihrer Begabungen gefördert wird. Dadurch soll der Prozess der Identitätsfindung, die Entwicklung der Urteilsfähigkeit und des Selbstwertgefühls unterstützt werden. Grundlage ihrer Bildungs- und Erziehungsarbeit ist das christliche Welt- und Menschenverständnis. Ihr Ziel ist es, den jungen Menschen nicht nur (gymnasiales) Wissen zu vermitteln und zu Selbstbestimmung, verantwortlichem Handeln und zum Dienst an der Gesellschaft zu qualifizieren, sondern darüber hinaus günstige Voraussetzun-

gen für eine umfassende Entfaltung aller menschlichen Kräfte und für die Pflege personaler Beziehungen zu schaffen (vgl. www.marienschule-fulda.de).

Anlässlich des bedeutenden Schuljubiläums gab es einen Festakt im Fürstensaal des Fuldaer Stadtschlosses, eine entsprechende Ausstellung in der Sparkasse am Buttermarkt und die Veröffentlichung der Festschrift „275 Jahre Marienschule Fulda 1733-2008“ (Petersberg 2008), die in der vorliegenden „Chronik der Marienschule für die Schuljahre 2007/2008 und 2008/2009“ ebenso vorgestellt werden wie die weiteren Ereignisse der Bildungseinrichtung im angegebenen Zeitraum.

Die mit Schwarzweißabbildungen reichlich illustrierte Chronik ist übersichtlich gegliedert und zwar in die folgenden 17 Abschnitte, die ihrerseits eine unterschiedliche Anzahl von Beiträgen enthalten: Schulentwicklung und Schulgeschichte, Schuljubiläum – 275 Jahre Marienschule Fulda, Religiöses Leben, Soziales Engagement, Musik – Text – Theater – Kunst, Geschichte und Zeitgeschehen, Unterrichtsprojekte und -produkte, „Jugend schreibt“, Austausch: Frankreich – Polen – England – Mauritius – Peru, Exkursionen, Wettbewerbe, Sport, Abitur, Lebenswege und Leistungen ehemaliger Schülerinnen, Alumnaetreffen, Chronik der Marienschule für die Schuljahre 2007/2008 und 2008/2009 in Stichpunkten, Personalien. Der Band dokumentiert das Schulgeschehen dabei mustergültig, wobei sich die Präsentation durch ein professionell gestaltetes Layout auszeichnet. Auf eine solch gelungene Chronik kann die Schule wie ihre Schülerinnen stolz sein. Sie werden das Buch jetzt wie in späteren Jahren immer wieder gerne zur Hand nehmen. Und wer später einmal über die Marienschule Fulda forscht, findet in der Chronik für den genannten Zeitraum einen reichhaltigen Schatz an Informationen.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Iris RITZMANN: Sorgenkinder. Kranke und behinderte Mädchen und Jungen im 18. Jahrhundert, , 320 S., 11 Graphiken, 40 Abb., Böhlau Verlag Köln, Weimar, Wien 2008. €39,90 (ISBN 978-3-412-20149-4).

Die von Iris Ritzmann vorgelegte Studie beschäftigt sich mit der Frage nach dem Umgang mit kranken und behinderten Kindern (bis 14 Jahre) im 18. Jahrhundert, wobei sehr differenziert sowohl die medizinischen wie die gesellschaftlich-sozialen und die familiären Bezüge untersucht werden. Mit dieser Untersuchung reagiert Ritzmann auf ein Desiderat der Forschung, die sich der Kindermedizin bislang nicht in entsprechender Intensität angenommen hat. Nach wie vor dominierte die durch Philippe Ariès (Geschichte der Kindheit, 1960, dt. 1975) geprägte Vorstellung, in der Vormoderne hätten Kinder nicht zuletzt aufgrund der hohen Kindersterblichkeit keinen großen Stellenwert genossen; ansonsten seien sie wie kleine Erwachsene behandelt worden – eine Sichtweise, an der neuere Einzelstudien inzwischen Zweifel haben aufkommen lassen.

Die Untersuchung ist sehr breit angelegt; sie basiert auf der Analyse sehr heterogenen Quellenmaterials. Neben gedruckt vorliegender medizinischer Fach- und Ratgeberliteratur vorwiegend akademischer Ärzte konnte durch eine extensive Archivrecherche umfangreiches handschriftliches Quellenmaterial unterschiedlichster Provenienz ermittelt werden. Hier sind vor allem ein Krankenjournal aus dem alten Zürcher Spital zu nennen, in dem Krankengeschichten dokumentiert sind, sowie vergleichbare Aufzeichnungen aus der ärztlichen Praxis ebenfalls aus Zürich sowie aus Bern. Eine weitere wichtige Quellensorte sind Bittschriften, und obgleich Ritzmann ihre Studie geographisch auf den süddeutschen Raum und die Nordschweiz konzentrieren will, finden hier in umfangreichem Maße die Aktenbestände des Archivs des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen über die hessischen Hohen

Hospitäler Haina und Merxhausen Berücksichtigung. Weitere Quellen sind u.a. Medizinal- und Rechtsakten sowie Waisenhausakten.

Die Arbeit gliedert sich in 7 Kapitel, gefolgt von einem Anhang mit gut sortierter Bibliographie und einem Register. Nach einem einleitenden 1. Teil versucht das 2. Kapitel, die vormoderne Kinderheilkunde auf dem Hintergrund einer allgemeinen Geschichte der medizinischen Lehrmeinungen und Therapiemodelle nachzuzeichnen. Dazu wird eine reichhaltige arztlche Literatur in Bezug auf die Ausfuhungen zur Kindermedizin hin ausgewertet. Die erstaunliche Dichte an Informationen, die hier präsentiert werden kann, ist ein unmittelbarer Beweis dafür, dass der kindliche Patient durchaus ein integraler Bestandteil des medizinischen Themenspektrums war und nicht erst entdeckt werden musste, um dann in die Etablierung des Spezialfaches Kinderheilkunde einzumünden. Spezifika des arztlchen Umgangs mit kranken Kindern bestanden darin, dass die Diagnostik schwieriger zu sein scheint, weil die kleinen Patienten nur bedingt über ihr Leiden berichteten. Der Therapieplan selbst setzte vor allem auf die Ableitung der *Materia peccans*, und dies insbesondere mittels der Darmreinigung; andere Formen, vor allem der ansonsten notorische Aderlass, wurden nur sehr zurückhaltend eingesetzt. Heilmittel wurden in geringeren Dosen als bei Erwachsenen verabreicht; schwierig gestaltete sich die medikamentöse Therapie insofern, als sie von Kindern oftmals verweigert wurde. Ritzmann verwendet für ihren Untersuchungszeitraum den Begriff „Protopadiatrie“, der jedoch wenig hilfreich erscheint, da er sehr unscharf bleibt, indem er als eine „Vorlauferwissenschaft“ verstanden werden soll, „die sich auch schon speziell mit den Krankheiten im Kindesalter, deren Erkennung und Therapie beschäftigte“ und die offenbar in Abgrenzung zu einer „naturwissenschaftlich orientierte[n] Pädiatrie“ gemeint ist (S. 38/9). An anderer Stelle heißt es, die Protopadiatrie sei vorwiegend präventiv orientiert gewesen (S. 74). Im nächsten Kapitel wird das vielschichtige Heilpersonal des damaligen Gesundheitsmarktes einschließlich des institutionellen Pflege- und Heilpersonals durchbuchstabiert und in Bezug auf seinen Kontakt zu und seinen Umgang mit kranken Kindern befragt. Hier werden zahlreiche Fallgeschichten präsentiert, die einen umfangreichen Einblick in das medikale Verhalten bieten. Ritzmann muss zugestehen, dass die meisten Eltern sich selbst halfen oder nicht-akademische Heiler beanspruchten, und das galt vermehrt noch für Kinder aus armen Bevölkerungsschichten (S. 107). Zugleich lässt sich das zum Teil intensive Bemuhlen von Eltern um medizinische Hilfe nachweisen, wenn ihre Kinder krank, verunfallt oder körperlich bzw. geistig behindert waren. Allerdings ist keine hierarchische Reihenfolge festzustellen, in der die verschiedenen Heilberufe konsultiert worden wären, und es ist auch nicht per se anzunehmen, dass das akademische Angebot wirksamer als das therapeutische Vorgehen anderer Heiler gewesen wäre. Lassen sich vereinzelt durchaus magische und religiöse Praktiken ausmachen, so ist im 18. Jahrhundert doch ein rationales Krankheitsverständnis allgemein vorherrschend. Deutlich wird die dominante Rolle der Frau als Bezugsperson zum kranken Kind, sei es als Mutter, als heilkundige Hausfrau oder als pflegende Wärterin im häuslichen oder institutionellen Umfeld. Die Behandlung von Kindern fand weitgehend zu Hause statt, ehe eine Einweisung in das kurativ ausgelegte Zürcher Spital erfolgte oder bei chronisch-unheilbarem Leiden in ein traditionelles karitatives Hospital, das der dauerhaften Versorgung und Verpflegung diente. Hier geben vor allem die Krankengeschichten Aufschluss über das breite Krankheitsspektrum (wobei die Deutung und Übertragung der historischen Diagnosen in die heutige Terminologie allerdings ein erhebliches methodisches Problem darstellt) und die konkreten Maßnahmen bei spezifischen Leiden, wie z.B. Blasensteinen, Hernien oder Gaumenspalten (5. Kap.). Ergänzt und illustriert werden die Ausfuhungen durch zeitgenössische Abbildungen, wobei insbesondere die bemerkenswerten Aquarelle

aus dem Zürcher Spital hervorzuheben sind. Die ausgewerteten Quellen zeugen von einer ausgesprochen intensiven emotionalen Bindung der Eltern zu ihren Kindern und einem starken Mitgefühl, wenn diese erkrankt waren. Ritzmann macht diese Empathie auch im Umgang der Ärzte mit den kleinen Patienten aus, indem sie sich auf sie einstellten und ihr Vorgehen an sie anpassten. Je größer die soziale Distanz allerdings wurde, desto mehr rückte das kranke Kind mit seinen Bedürfnissen in den Hintergrund. Dies ist das Ergebnis des 6. Kapitels, das einen Einblick in die Situation von Waisenhäusern bietet, in denen unbehütete Kinder lebten.

Der Titel „Sorgenkinder“ beinhaltet damit die Hauptthese des Buches: Kinder wurden wertgeschätzt, sie waren ihren Eltern wichtig, und wenn sie krank waren, sorgte man sich um sie, und die Medizin war auf die Klientel dieser kleinen Patientenschaft theoretisch wie praktisch-therapeutisch vorbereitet. Die Botschaft der Studie ist damit eine dezidierte und umfassende Revision der bislang herrschenden Auffassung über den Status von Kindern in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Zugleich dürfen die zum Teil sehr bemerkenswerten Fallgeschichten allerdings nicht darüber hinweg täuschen, dass nur ein geringer Prozentsatz kranker Kinder in den Genuss solcher Hilfe kam. Eine wichtige Voraussetzung war offenbar, dass ein Kind in einer umsorgten Umgebung, also in einer intakten Familienstruktur aufwuchs, wie die Situation in den Waisenhäusern verdeutlicht. Ganz wesentlich sind auch die ökonomischen Verhältnisse, die trotz aller emotionalen Bindungen dem Wunsch, Hilfe zu schaffen, sehr enge Grenzen setzten. Zudem waren die quantitativ dominierenden Probleme die zahlreichen Infektionskrankheiten, gegen die es bis zum Einsatz der Vakzination um 1800 keine Abwehrmöglichkeiten gab: alle Arten „hitziger Fieber“, Ruhr, Scharlach, Pocken, Masern. Obgleich mehrfach zugestanden wird, dass Eltern auch bei schweren Erkrankungen ihrer Kinder keinen auswärtigen Rat einholten (S. 222), werden diese doch ganz wesentlichen Kontexte überhaupt nicht reflektiert und damit das Ergebnis der Studie deutlich relativiert.

Weiter ist anzumerken, dass der Gegenstand der Untersuchung sich natürlich in zahlreiche Forschungskontexte der aktuellen sozialhistorisch ausgerichteten Medizingeschichte einfügt. Diese verschiedenen Anbindungen werden im abschließenden 7. Kapitel aufgerufen: die Professionalisierungs- und Medikalierungsdebatte, Genderforschung und Pflegegeschichte, Netzwerke und Zivilgesellschaft, Disziplinierungsdebatte und Institutionengeschichte, Körper und Patientengeschichte, Emotionsforschung (S.277-284). Hier werden jeweils Thesen formuliert, die die sehr solide und quellengesättigte Studie des Hauptteils doch deutlich überfrachten und die zum Teil an die überzogene und einseitige medizinkritische Positionierung des 2. Kapitels anknüpfen (S. 58-86). Ist der gewählte Untersuchungszeitraum allgemein mit der Aufklärungsbewegung konnotiert, so wird ihr tatsächlich jenseits einer ambitionierten Agitation von Ärzten für ihre eigenen Interessen keine Chance gegeben.

Marburg

Irmtraut Sahmland

D. Veröffentlichungen der Zweigvereine

Eschwege. Ein kunst- und kulturgeschichtlicher Stadtführer, Konzeption und Redaktion von Thomas S. HUCK und Thomas WIEGAND, hg. von Karl KOLLMANN und York-Egbert KÖNIG für den Geschichtsverein Eschwege im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde Kassel 1834 e.V., 3., aktualisierte und erweiterte Aufl., 96 S., zahlr. s/w Abb. und Karten, W. Jenior Verlag Kassel 2009. €5,00 (ISBN 978-3-928172-33-2).

Was zeichnet den Charakter einer Stadt aus? Neben ihrer jeweils individuellen Geschichte und bedeutenden Persönlichkeiten prägen und prägen besonders singuläre charakteristische Bau- und Kunstdenkmale das Aussehen der Stadt – und bestimmen gleichzeitig mit, ob sich Einwohner und Besucher in ihr wohlfühlen bzw. ihren Aufenthalt dort suchen. Es ist daher – gerade in Zeiten eines permanenten Marketings auf allen Gebieten – unerlässlich, die jeweiligen Charakteristiken, ihre Vorzüge und letztlich die Einmaligkeit einer Stadt den Gästen näherzubringen und den Bewohnern Unbekanntes oder eventuell Vergessenes (wieder) vorzustellen.

Da eine reine Auflistung der vorhandenen Bau- und Kunstdenkmäler, von bedeutenden Personen und Geschichtsdaten relativ leicht ermüdend ist, hat sich schon seit Längerem die Vermittlungsform von Stadtführungen zu bestimmten Themen etabliert. Mittlerweile dürfte es wohl kaum eine Stadt geben, welche sich nicht dieser Vermarktungsmethode bedient – Stadtführungen zeigen Interessierten, häufig im „historischen Kostüm“, die wichtigsten Bauten, führen zu Wirkungsstätten berühmter Persönlichkeiten, zu Stätten, an denen sich Geschichte (positiv, aber durchaus auch negativ konnotiert) ablesen lässt.

Da wundert es nicht weiter, dass in einer aktualisierten und erweiterten Auflage der Geschichtsverein Eschwege seinen Stadtführer neu herausgegeben hat. Dieser soll, laut des vierköpfigen Bearbeiter- und Herausgeberteams, „die Lücke schließen, die zwischen oberflächlichen Reiseführern und der ausführlichen, aber meist unhandlichen Spezialliteratur besteht“ (S. 3). Und dieses gelingt auf sehr vorbildliche Weise. Neben gut recherchierten und anschaulich geschriebenen Beiträgen zum „Eschweger Becken als Naturraum“ (S. 5-6), zur geschichtlichen Entwicklung (S. 7-18) und zu den heute vorhandenen Kulturdenkmälern (S. 23-48) fallen neben einer Miscelle zu historisch mehr oder wichtigen Frauen in der Eschweger Geschichte (S. 19-22) die sechs Rundgänge bzw. -fahrten besonders auf. Anhand dieser wird der Leser – unter verschiedenen Gesichtspunkten – selbstständig auf einen Trip durch die Stadt resp. über die angrenzenden Dörfer (S. 87-90) geschickt. Während die Rundgänge zur Siedlungsgeschichte (S. 49-52), zu den Spuren des Judentums (S. 53-56), zum Fachwerk (S. 57-62) und zur Wirtschafts- und Industriegeschichte (S. 77-86) schon in der vorangegangenen Auflage zu finden waren, ist nun ein Rundgang zu den wichtigsten Persönlichkeiten dieser Stadt hinzugekommen (York-Egbert KÖNIG, S. 63-76). Der Interessierte wird dabei zu Geburts-, Wohn- und/oder Wirkungsstätten von Eschweger Politikern, Wissenschaftlern, Künstlern, Widerstandskämpfern geführt. So erfährt man beispielsweise, dass sowohl Eugen Höfling (1808–1880), seit 1857 in Eschwege als Sanitätsrat tätig und vermutlich Verfasser des weltbekannten Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“, hier wohnte als auch dass so unterschiedliche Künstler wie der Schlagersänger G. G. Anderson (*1949), der Dramatiker Rolf Hochhuth (*1931) und die Schauspielerin Rita Russek (*1952) geborene Eschweger sind.

Der reichbebilderte Band, dessen Umschlag ein Stadtplan von 1826 ziert, passt durch sein schmales und hohes Format buchstäblich in jede Westentasche und besticht zudem

durch einen nahezu unschlagbaren Preis. Man würde sich sehr gerne ähnliche Bände zu anderen Städten dieser Größenordnung wünschen, die ähnlich das Interesse wecken. Jedoch zunächst: Auf nach Eschwege!

Hanau

Michael H. Sprenger

Rund um den Alheimer. Band 31: Geschichte und Geschichten, hg. vom Geschichtsverein Altkreis Rotenburg an der Fulda, Rotenburg/Fulda 2010, 76 S., zahlr. Abb.

In acht Aufsätzen, vom Hohen Mittelalter bis in die Zeitgeschichte reichend, beleuchtet der reichhaltige neueste Band „Rund um den Alheimer“ die regionale Geschichte des Altkreises Rotenburgs an der Fulda.

L. Rosinsky stellt die nichtadlige Familie Bartheld auf dem kleinen Adelsgut Mischels vor (1641 bis etwa 1840). G. Seib beschreibt sehr detailliert, anschaulich und sachverständlich den ehemals Baumbachschen Herrnsitz in Sontra, der 1680 erbaut wurde, bis Ende 19. Jahrhundert im Besitz der v. Baumbach war und 2009 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde. E. H. Michl analysiert die Baubefunde der Burg Rodenberg und macht bei aller Vorläufigkeit seiner Deutungen wahrscheinlich, dass diese thüringische Burg von Burgmannen bewohnt war und später als Warte diente; die Ausgrabungen bedürfen der Fortsetzung. K.-H. Kessler berichtet über einen Zufallsfund bei Erdarbeiten eine bisher offensichtlich unbekanntes hölzernen Wasserleitung der Stadt Sontra aus dem 16. Jahrhundert; die dendrologische Datierung wird durch ein Schreiben von Bürgermeister und Rat (1558) an Landgraf Philipp unterstützt, in dem sie um finanzielle Unterstützung für eine Wasserleitung bitten.

A. Schmidt ermittelt für Gilfershausen alle namentlich bekannten Lehrer von 1617 bis 1969, auch mit Hinweisen auf ihre familiären Verflechtungen und Verhältnisse. P. Kehm beschreibt die wechselhafte Geschichte des Eisenbahnerübernachtungsgebäudes in Bebra, 1910 bezogen, 1949 bis 1983 Bundesbahnschule, 1984 bis 1996 Zweigstelle der Landesfinanzschule, nach Teilabbruch seit 1999 Gemeindezentrum der Syrisch-orthodoxen Kirche. K.-H. Kessler rekonstruiert den Absturz eines US-Bombers bei Breitau 1944, der im Zusammenhang eines großen Luftkampfes zu sehen ist, bei dem 118 Amerikaner und 19 Deutsche zu Tode kamen O. Hofmann und K.-H. Berndt erinnern an ein 1950 zum Gedenken an Flucht und Vertreibung aufgestelltes ‚Flüchtlingskreuz‘ bei Weißenhasel.

Die Beiträge sind gut fundiert und verständlich geschrieben. Kleine Korrekturen und Ergänzungen seien angebracht. Der vorgestellte Zweig der Familie Bartheld gehört zur interessanten Gruppe der nichtadligen Rittergutsbesitzer, der andere nicht behandelte Zweig zum (Neu)Adel. Bei der Darstellung der Lehrer in Gilfershausen hätte ein Hinweis auf ihre Einbindung in die kirchliche Aufsicht bis ins späte 19. Jahrhundert das Verständnis gefördert. Im Aufsatz über das Eisenbahngebäude hätten die persönlichen Kenntnisse des Verfassers, des Eisenbahnerpensionärs P. Kehm (so ergibt die Internetrecherche), als Quellengrundlage genannt werden sollen. Hilfreich wäre es gewesen, wenn die Verfasser jeweils kurz vorgestellt worden wären.

Der Band ist nicht nur für Geschichtsfreunde des Altkreises Rotenburg interessant, sondern für jeden Landes- und Regionalhistoriker Hessens.

Bad Nauheim

Dieter Wunder